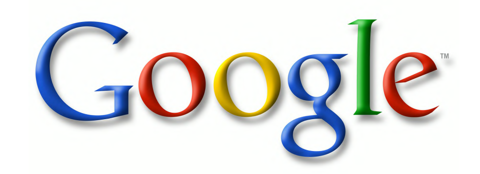
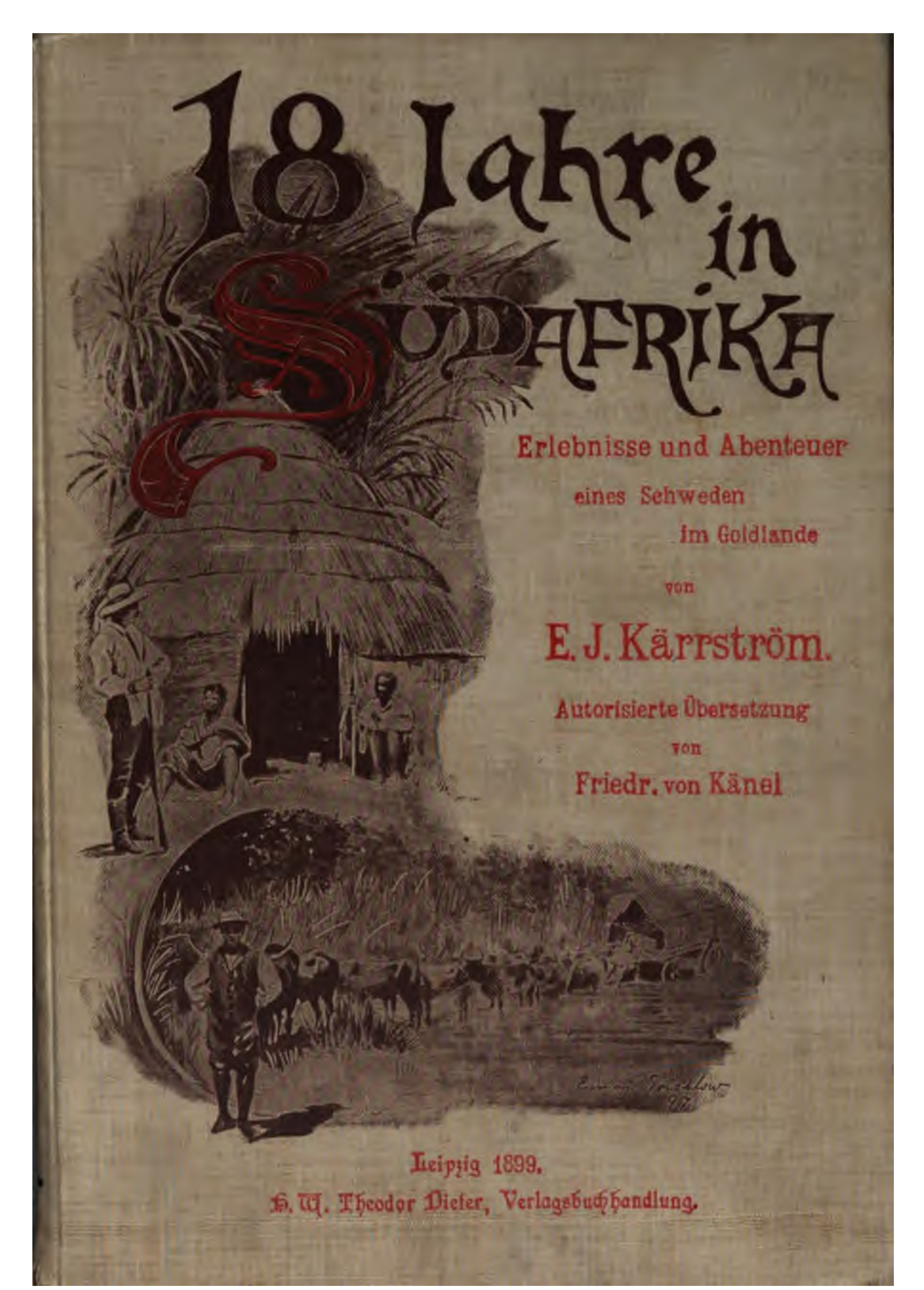



18 Jahre in Südafrika
Erlebnisse und Abenteuer
eines Schweden
im Goldlande
von
E. J. Kärrström.
Autorisierte Übersetzung
von
Friedr. von Känel
Leipzig 1899.
H. W. Theodor Dieter, Verlagsbuchhandlung.


Ex libris - Robert Schröder



Achtzehn Jahre in Südafrika





Winterfalls claim.

S. J. Kärrström

Achtzehn Jahre in Südafrika

Erlebnisse
und Abenteuer eines Schweden
im Goldlande

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen

von

Friedrich von Känel
Aeschi (Bern) Schweiz



Leipzig
Verlag von H. W. Theodor Dieter
1899

Inhalt.



Illustrationsverzeichnis.

Die mit * bezeichneten sind ganzseitige Bilder.





Askersund.

1. Jugendjahre.

Der Mann, dessen Schicksale und reiche Abenteuer mit geneigter Genehmigung hiermit aufgezeichnet werden, wurde in der kleinen, am nördlichen Strand des Wetternsees schön gelegenen Stadt Askersund zu Ende der fünfziger Jahre geboren.

Als ältester von sechs Geschwistern wurde er in der mäßig begüterten, aber reich mit Kindern gesegneten Handwerkerfamilie frühe auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, zeitig das Vaterhaus zu verlassen und auf eigene Faust sein Brot zu verdienen, und seine eigene Neigung, ein inneres Sehnen und die sichere Hoffnung auf einen guten Ausgang zogen ihn mächtig nach jener Welt, wo Kapitän Marryats Helden, wie z. B. Jakob Ehrlich, Peter Simpel und Midshipman Easy ihre Siege im Kampfe des Lebens errangen.

Nach der See, wie einst den Wiking, zog ihn sein Verlangen, und dort glaubte er das Glück finden zu können, das auf dem festen Lande so schwer erreichbar ist. Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Doch zuerst einige Worte über seine Heimat.

Die kleine Stadt liegt an einer entzückend schönen Bucht, Alsen, mit reizenden Holmen. Der beinahe einzige Sport der dortigen männlichen Jugend ist während der Sommerszeit die Schiffahrt, und in dieser Kunst haben sie teilweise eine große Geschicklichkeit erlangt. Auch sind mehrere hervorragende Seeleute von hier ausgegangen.

Unser Held gehörte zu denjenigen, deren Vorliebe für den Seemannsberuf schon in frühester Jugend durch den Reiz bestärkt wurde, den die Bootsfahrt auf dem Wettern gewährt.

Als darum die beschwerliche Schulzeit und die Konfirmation endlich überstanden und Trolles Seeromane von einem Ende zum andern durchgelesen waren, da schlug die Stunde, wo man frei werden und in die große weite Welt hinausziehen konnte.

Auf der Linie Askersund—Göteborg fuhr damals ein altes hölzernes Lastschiff, das Dampfboot „Wettern“, das eine halbe Woche für seine Fahrt in Anspruch nahm, aber seiner Billigkeit halber weit bekannt war. An Bord dieses Troges stieg der zukünftige Seemann eines schönen Frühlingsmorgens, den 24. Mai 1877.

Göteborg wurde damals und noch jetzt als ein Platz betrachtet, wo es einem Jungen mit bescheidenen Kräften am leichtesten war, schnell und mit der Aussicht auf Lohn zur See zu kommen, was in einem Fall, wie diesem, die Hauptsache war.

An guten Räten und Ermahnungen von allen Seiten war natürlich kein Mangel, aber die Ausstattung war so, wie so. Doch der junge Mensch war froh wie ein Spielmann,

und nur der Abschied von der kränklichen Mutter und den Geschwistern konnte einen Moment seinen Freudenausbruch dämpfen, nun, da er endlich ein freier unabhängiger Seemann werden durfte.

Er selbst berichtet hierüber folgendermaßen: „Ich war ein eigensinniger und hartköpfiger Lümmel im Knabenalter, und die Verhältnisse daheim waren auch nicht geeignet, mich zu bessern. Als ich vor der Abreise einem reichen Verwandten Lebewohl sagen und ihn um Geld für die Reise nach Göteborg bitten wollte, da erhielt ich bloß eine Krone, und dies machte mich so böse, daß ich die Kupfermünzen liegen ließ und wortlos von dannen ging. Meine bare Reisekasse betrug 23 Kronen und 18 Oere, eine damals für mich unerhörte Summe.

Später mußte ich solche Streiche lebhaft bereuen und viel Übles ertragen, ehe die Folgen schlechter Erziehung und Eigensinnes im Kampfe des Lebens sich verloren. Aber die Art und Weise, in der ich ins Leben hinaus trat, hatte doch das Gute an sich, daß ich nicht wie so mancher einfältige Tropf nach kurzer Zeit wieder heimkommen, meine Bahn unterbrechen und lange Zeit den Meinigen zur Last liegen konnte. Nein, nun galt es zu zeigen, daß man Charakter besaß, um entweder als ein ganzer Kerl wiederzukommen oder der Heimat für immer den Rücken zu kehren.

Wie unzählige Male stand ich nicht später auf dem Punkt, trotz aller Widerwärtigkeiten heimzukehren und auszuruhen, aber der Abschied und die damit verbundenen Umstände hielten mich stets zurück, und auch die schwersten Stunden draußen in der Welt überstand ich geduldig in dem Gedanken:

„Es ist doch besser, als heim zu gehen und nichts zu schaffen!“

Nach einer langen und sehr einförmigen Reise mit dem „Wettern“, wobei mein Mut auf eine harte Probe gestellt wurde, als ich sah, wie der Küchenjunge an Bord von den Seeleuten behandelt wurde, langte ich endlich in Göteborg an, wo ich bald mehrere Bekannte erhielt, die in der gleichen Lage waren, wie ich selber. Ich zählte erst 17 Jahre und war für mein Alter ziemlich klein gewachsen, weshalb mich anfangs kein Schiffer im Seemannshause annehmen wollte, um so weniger, als ich Lohn verlangte.

Es blieb deshalb nichts anderes übrig, als längs der Schiffbrücke und der Quais die löschenden und ladenden Fahrzeuge zu besuchen und sich „auszubieten“, ganz so, wie früher die Neger auf dem Sklavenmarkte ihre Angehörigen an den Meistzahlenden ausboten. Es war ein harter Stoß für mein Selbstgefühl, that aber dem Trotzkopf gut.

Am zweiten Tage hatten meine Bemühungen zur Folge, daß ein Norweger sich bereit erklärte, den kleinen „Jungen“, den alle andern abgewiesen hatten, gegen eine Heuer von zehn Kronen per Monat in Dienst zu nehmen, und als der Handel im Seemannshause durch Handschlag und Einmusterung geschlossen und in der Schenke mit ein paar tüchtigen Gläsern Branntwein besiegelt worden war, durfte ich meine Lumpen an Bord tragen, konnte meinen Bekannten Lebewohl sagen und mußte mit meiner Arbeit beginnen, die darin bestand, drunten im Lastraum des Schiffes Salz zu stauen.

2. Seereisen.

Die Brigg, „Die Brüder“ von Twedestrand, Kapitän Nielsen, kam von Cagliari im Mittelmeer mit Salzladung und hatte während der Winterreise in der spanischen See

einen Leichtmatrosen verloren, dessen Stelle ich nun einnehmen sollte — ich, der einzige Schwede unter neun echten Norwegern.

Anfangs schien eine Art Mitleid diese alten Teerjacken zu beseelen, als sie meine hilflose Lage und den totalen Mangel an allen Begriffen von dem Leben, das mir nun bevorstand, sahen. Aber nach und nach verrauchte diese wohlwollende Äußerung ihres besseren Menschen, und sie sahen in mir nur den jüngsten Sklaven an Bord, den Bedienten und „Paßauf“ Aller, und die Behandlungsart richtete sich ganz und gar nach der Schnelligkeit und Akkuratesse, mit welcher es mir gelang, die Befehle eines Jeden auszuführen. Klar ist, daß es vieler Püffe bedurfte, um meinem Gedächtnis die Namen aller Enden und Dinge an Bord einzuprägen, da ich noch auf keinem größeren Schiff gewesen war, als auf dem Dampfboot „Wettern“, und nie früher ein norwegisches Wort sprechen gehört hatte.

Die Norweger sind ein gottesfürchtiges, nüchternes und respektables Volk, steife Seeleute, einig und geduldig in den Tagen der Not, aber zugleich kalt und unzugänglich, fast abstoßend von Natur und Wesen, weshalb man schon vorher Übles genug ertragen haben muß, um wirklich gedeihen zu können, wenn man zu ihnen kommt. So ging es mir.

Wir nahmen nach beendeter Löschung Feldsteine als Ballast ein und gingen nach Skellefteå ab, um Balken und Bretter zu verladen, und ich würde mich sicher dort droben in Norrland von der Brigg fortgeschlichen haben, wenn meiner daheim ein glücklicheres Los gewartet und mir die Möglichkeit die Reise dorthin erleichtert hätte. Unter obwaltenden Umständen aber mußte ich „meine Pfeifen einstecken“ und „mit den Wölfen heulen“, weit über meine Kräfte arbeiten und mich dabei an Hiebe und Schläge und schlechte Nahrung und das Schlimmste von allem — bei

Nacht an den Kampf mit Wanzen gewöhnen. Die Kojen wimmelten von diesem Ungeziefer, der schlimmsten Plage des Seemannes, und mit der zunehmenden Sommerwärme wurde es immer ärger damit.

Meine Eigenschaft als Schwede und Glied des Brudervolkes imponierte diesen Norwegern gar nicht, im Gegenteil. Unzählige Male hörte ich sie über alles losziehen, was schwedisch war, und in müßigen Augenblicken machten sie sich ein Vergnügen daraus, mir alles aufzuzählen, was sie Schlechtes von Angehörigen meines Volkes gesehen und vernommen hatten.

Ein Ereignis in Urswick, dem Außenhafen von Skellefteå, schien ihre böse Gesinnung gegen uns Schweden zu bestätigen und dürfte, weil es auch meine Stellung an Bord beeinflußte, einer Erwähnung verdienen.

Wir waren eines Sonntags am Lande, um die Post zu holen und unentrahmte Milch einzukaufen, als vier von uns plötzlich von Hafenarbeitern und schwedischen Eingeborenen aus der Gegend angegriffen wurden unter Anführung eines Soldaten Löf, der zufällig bei uns an Bord Arbeit gehabt hatte. Diesem Löf gegenüber hatte ich gelegentlich erwähnt, welchen Ton meine Kameraden anschlügen, wenn es sich um uns Schweden handle, und ferner, daß sie sich gegen mich nicht immer als „Brüder" benähmen. Auch er selbst hatte diese brüderliche Liebe erfahren und versprochen, sich der Norweger erinnern zu wollen, sobald er entlassen wäre.

Jetzt hagelten Steine, Stockschläge und Schimpfworte auf uns vier nieder mit der Folge, daß drei von uns die Flucht ergriffen; der vierte aber, der Steuermann, ein riesengroßer blonder Mann mit ungeheuren Körperkräften, ging mutig der Schar entgegen, erfaßte ein paar der Angreifer

am Halse und jagte dann den ganzen Haufen vor sich her über das Hafengebiet hinaus, somit einzig Sieger bleibend.

Diese That wurde nun eine Quelle steter Prahlerei über die Norweger und Hohnes über die feigen Schweden, und da man mich im Verdacht hatte, verräterische Pläne zur Ehrenrettung meiner Landsleute zu hegen, so wurde meine Stellung als einziger Schwede an Bord von diesem Tage an noch schlimmer als vorher.

Wo war nun die edle Freiheit, von der ich geträumt hatte?

Die Ladung, welche die Brigg binnen kurzer Zeit eingenommen hatte, war nach London bestimmt, und ich blieb noch ein paar Monate bei diesen Seeleuten und stand gerade im Begriffe, mich mit dem bösen Schicksal zu versöhnen, das mich unter sie geworfen hatte, indem ich keineswegs blind war für manche gute Eigenschaft an ihnen, als eine Begebenheit eintrat, die mit einem Schlage unserer Bekanntschaft ein Ende machte.

Ich hatte in der Nordsee, nachdem ich den ungleichen Kampf mit dem Ungeziefer aufgegeben hatte, mir die Freiheit genommen, ohne Erlaubnis die sogenannte Segelkoje als Schlafstelle zu benutzen, da man dort vor den nächtlichen Schmarotzern ziemlich geschützt war; ich that dies mit Vorwissen der Schanzkameraden, doch ohne daß der Führer es ahnte. Nun sollte eines Tages das Leesegel während der Tagewache hinausgetragen und gelüftet werden, und ich wurde von dem starken Steuermann schlafend auf dem unerlaubten Platze angetroffen. Ich stehe davon ab, zu schildern, was nun folgte — genug, als wir auf der Reede von London ankerten, ging ein mitleidiger Bootsmann mit mir hinauf auf das schwedisch-norwegische Konsulat, zeigte meine Blessuren und berichtete die Ursache derselben, worauf Kapitän Nielsen zur Stelle beordert wurde.

Um allen unangenehmen Folgen dieses Mandats zu entgehen, verlangte ich meine Entlassung, was widerwillig zugestanden wurde.

Ich trug meine Sachen ans Land und sollte zu bestimmter Stunde droben bei dem Konsul meinen Lohn entgegennehmen, wäre aber im letzten Augenblick beinahe noch um ein Haar betrogen worden. Der Steuermann befand sich vor mir an Ort und Stelle und sprach nun ganz bescheiden und weitläufig davon, daß er den Auftrag erhalten habe, mir mein Guthaben auszubezahlen, was geschehen werde, sobald wir drinnen bei dem Beamten wären. Ferner bat er mich, auf die Frage des Konsuls, ob ich meine rückständige Löhnung erhalten habe, bejahend zu antworten, denn er habe für den Augenblick noch nicht gewechselt. Ich ahnte eine List, versprach aber doch, ihn zufrieden stellen zu wollen.

Aber als ich gleich darauf gefragt wurde und antwortete, daß mir das Bezahlen gleich nach der Entlassung versprochen worden sei, da verfinsterte sich das Angesicht des Konsuls.

Er richtete seinen Adlerblick auf den Steuermann, der nun schnell mit dem Geld herausrückte, und sagte:

„Nehmt Euch in acht auf den „Brüdern“ und geht nicht weiter, als Ihr bereits gethan habt, sonst wird dem Gesetz Genüge geschehen!“

Erst lange nachher glaubte ich diese Worte so verstehen zu müssen, daß eine Bosheit gegen mich geplant war, aber meine Aufrichtigkeit gegenüber dem Konsul hatte mich aus den Klauen der Norweger gerettet. Zu größerer Sicherheit blieb ich noch eine Weile bei dem Konsul stehen, nachdem der Steuermann gegangen war, und erklärte ihm meine beinahe verzweifelte Lage.

Er empfand Bedauern mit mir, warnte mich vor dem norwegischen Schiff und fragte schließlich, ob ich nicht eine

lange Reise antreten möchte, statt heimzukehren. Da ich mich nicht sogleich entschließen konnte, so ersuchte er mich, wiederzukommen, sobald ich mich besonnen hätte, und gab mir eine Empfehlung an einen Landsmann, Johnson, der als Schiffsmakler in London wohnte.

Derselbe ermunterte mich und riet mir, auf einem deutschen Schiff Heuer zu suchen, das gerade eingelaufen war und im Dock lag.

Der Vorschlag paßte mir gut, um so mehr als Deutsch die einzige fremde Sprache war, in der ich mich im Notfall verständlich machen konnte. Folglich begab ich mich hinab nach dem Dock und fand dort das stattliche Schiff „Ellen Bruse" (von Stettin), gleich dem Saul der Bibel „einen Kopf höher als alles Volk".

* * *

Unser künftiger Afrikaner berichtet dann, wie es ihm mit Hilfe des Konsuls und des erwähnten Bootsmannes gelang, eine Anstellung an Bord des deutschen Ostindienfahrers zu erhalten, der nach Südafrika bestimmt war, und wie er es dort in mancherlei Weise bedeutend besser hatte, als bei dem Brudervolke, und wie sie unter gewöhnlichen Umständen im Herbst gleichen Jahres die Linie passierten.

Da indessen der Zweck dieser Arbeit nicht darin besteht, das eigentliche Matrosenleben zu schildern, so wie es gewöhnlich ist, ein Thema, das bereits hinreichend von unseren Seenovellisten erschöpft ist, so begnüge ich mich damit, der großen Zufriedenheit unseres Helden mit seinen neuen Freunden, den Deutschen, zu erwähnen, und wie er sich gegen seinen Willen von ihnen trennen mußte, indem ich mich dabei, soweit meine Erinnerung reicht, seiner eigenen Worte bediene.

3. Der Schiffbruch bei East-London.

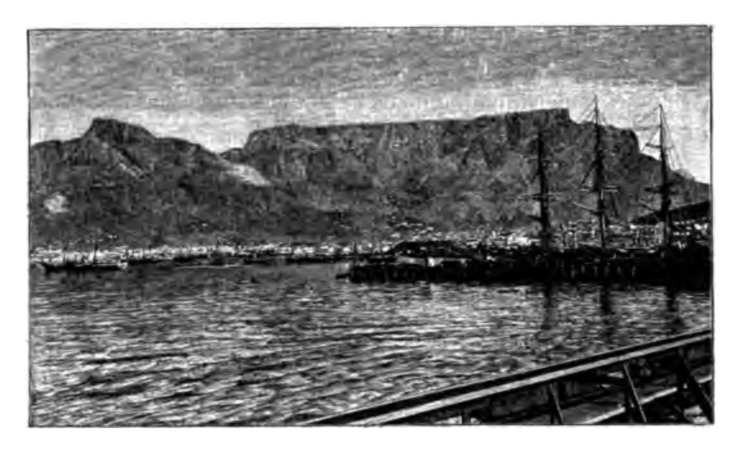
Im November dieses für mich so denkwürdigen Jahres (1877) passierten wir Kapstadt unter den günstigsten Umständen, da die Jahreszeit, die am ehesten unserem Hochsommer sich vergleichen ließ, für diese oft stürmische und gefährliche Passage besonders gut gewählt war.

Das Schiff lag unter vollen Segeln und fuhr mit südlichem Wind in den indischen Ozean ein, und wir hatten gerade eines Tages in der Dämmerung einen Leuchtturm entdeckt, der vom Kapitän Meier als derjenige von „Prince Alfred“ betrachtet wurde, als plötzlich der Wind auffrischte und nach Osten umschlug, so daß ich, zufällig am Steuer stehend, den vorgeschriebenen Kurs N. N. O. nicht länger einhalten konnte.

Fast gleichzeitig verdunkelte sich der Himmel im Osten, und kurz darauf verspürte man feine Regentropfen mit einem Geruch wie von Schwefel.

Nun wurde es lebendig an Bord. Die ganze Steuerbordwache wurde zum Bergen der Segel in die Höhe geschickt, und die Backbordwache, die eben erst zur Koje gegangen war, herausgepurrt. Der Kapitän nahm mir das Ruder aus der schwachen Hand und sandte mich nach vorn zum Jagerfall.

Ehe die flinken Matrosen alle Fälle und Geitaue festmachen konnten, die zu der Takelage eines großen Dreimasters gehören, hatte uns die Regenböe erreicht und hüllte das ganze Schiff in pechschwarze Finsternis ein, wobei die ganze Takelage sich stark auf die Leeseite neigte, während die meisten Segel flatterten und knallten, als ob hundert Schüsse abgefeuert würden. Die Kreuzbramstenge ertrug den furchtbaren Druck nicht, sondern brach und stürzte mit ihren Raaen und nachfolgenden Segeln und Garnierungen auf Lee hinaus, schleppte nach und richtete eine furchtbare Verwirrung im Takel- und Tauwerk an.



Kapstadt.

„Kappen!“ lautete das Kommando, und die Zimmerer und Bootsleute eilten nach ihren Äxten.

Diese gefährliche Situation dauerte wohl eine Viertelstunde, dann aber richtete der Rumpf sich wieder auf, und nun hatten wir alle Hände voll zu thun, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Diese Arbeit wurde indessen bald unterbrochen durch den Ruf vom Auslug:

„Ein Licht gerade voraus!“ worauf sich aller Augen nach einem strahlenden Lichtschein richteten, der anfangs einem Leuchtfeuer oder einer Schiffslaterne glich.

„Klar zum Wenden!“ ertönte es aus dem Sprachrohr des Kapitäns, und jedermann eilte auf seinen Posten.

„Hart in Lee!“

Das Manöver wurde ausgeführt, aber die erforderliche Schnelligkeit zum Wenden konnte nicht erzwungen werden bei dem Zustand, in dem sich Segel und Taue nach der Havarie befanden. Die Wendung mißlang, und wir mußten wieder abfallen, um einen neuen Anlauf zu nehmen.

Das gleiche Manöver wurde noch zweimal wiederholt,

aber umsonst, dann mußte wieder gekappt werden, denn ein Teil der Takelage wurde hinten nachgeschleppt und hinderte die schnelle Bewegung und das Manövrieren.

Der Wind, der nun zum Sturm gestiegen, war vollständig östlich, aber der Regen hatte aufgehört, so daß wir Umschau halten konnten. Wie eine Wolke erschien auf Lee die hohe afrikanische Küste, und das Leuchtfeuer war nun sichtbar, aber an einem ganz anderen Orte, als wir erwartet hatten. Wir arbeiteten auf Leben und Tod, um das Fahrzeug zu einer neuen Wendung klar zu machen, auf deren glücklichem Gelingen das Leben aller beruhte. Die Küste war zwar noch weit entfernt, aber teils warfen uns Wind und Strömung mit vereinten Kräften dort hinab, teils wurde die Entfernung durch die große Schwenkung beim Wenden verringert. Genug, wir setzten noch einige Stagsegel bei, fielen ab, nahmen einen Anlauf und dann ging's dem Wind steif entgegen!

Mit pochendem Herzen wartete jeder der zwanzig Mann den Augenblick ab, wo das Schiff, sich aus seiner gepreßten Lage erhebend, mit den gleich ausgehängten Laken flatternden Segeln, gleichsam mit dem Jagerstock dem Wind das Auge ausstechen zu wollen schien und in dieser kritischen Lage die Bewegung hemmte, bis sie ganz aufhörte und das Ruder den Dienst versagte.

„Ruder umlegen, Bruch in der Vorderstange!" ertönte es durchs Sprachrohr, als das Schiff schließlich mit dem Wind zu treiben begann. Das Manöver wurde augenblicklich ausgeführt, aber eine Wirkung desselben ließ sich nicht erkennen.

Die Wendung war also mißlungen.

Man war nun der Küste bedeutend näher gekommen, und die Brandung ließ sich mit bloßem Auge entdecken, obschon es Mitternacht und ganz dunkel war.

Es galt noch einen letzten Versuch, wenn eine Katastrophe vermieden werden sollte, nämlich eine Wendung vor dem

Winde, wenn noch Raum dazu vorhanden war. Es hieß, alles auf eine Karte setzen, da eine Ankerung in diesem Fall nicht gewagt werden durfte. Nichtsdestoweniger wurden mehrere Mann an die Ketten beordert, und zwei luden die Notschußkanonen auf Back. Ich war dabei und beobachtete mit Schrecken, wie das Fahrzeug nach und nach seinen Bug der immer deutlicher aus dem Dunkel hervortretenden jähen Küste zuwandte. Dort ließen sich mehrere Lichter erkennen, und ein neues Leuchtfeuer bestrahlte das wilde Nachtbild. Mit schwindelnder Eile stürzten wir direkt dem unbekannten Ziele entgegen, und alle glaubten mit Sicherheit, daß sich Raum genug zum Wenden finden würde, da — stieß das Fahrzeug auf Grund, wurde wieder flott und stieß bei jedem Hinabstürzen in die Wellenthäler von neuem auf.

Nun versagte das Ruder seinen Dienst, und die Stöße dauerten fort, bis wir schließlich dicht neben der Strand-brandung festsaßen.

Der Notschuß donnerte, und das Schiff schraubte sich immer fester in die Sandbank ein, legte sich auf die eine Seite, und bei jedem Anprall stürmten die Wellen hoch darüber hinweg.

Sich an Deck festzuhalten war unmöglich. Wer es vermochte, kletterte hinauf in die große Wante, der Kapitän aber wurde über Bord gespült, und der Steuermann lag be-wußtlos mit gebrochenen Beinen auf dem Achterdeck, not-dürftig an den Hintermast festgebunden. Der Sturm, das Brausen der Wellen und das Klappern der Segel bildeten zusammen einen Lärm, der jedes andere Geräusch übertäubte.

Neun Stunden lang hielten wir in dieser schrecklichen Lage aus, ohne eine andere Erquickung, als diejenige, die uns eine gerettete Rumflasche bot, deren Inhalt gewissenhaft unter den Überlebenden verteilt wurde.

Nun wurde es lichter, und wir sahen am nächsten Strand, durch die weißschäumende Brandung von uns ge-

trennt, eine Menge Leute zu unserer Rettung bereit. Sie gaben uns Zeichen und Signale, die wir aber nicht verstanden. Erst als eine zischende Rakete mit Flaggenleine in die Takelage fuhr, wo wir hingen, wurde es uns klar, daß die Stunde der Rettung gekommen war.

Ein Seufzer der Erleichterung und Dankbarkeit entschlüpfte jeder Brust. Wir beeilten uns, die dünne Leine zu erfassen, und fanden an deren Ende eine dickere befestigt, die der Bootsmann bei der Sahling um den Mast befestigte.



Der jetzige Hafen East-Londons.

Eine sackförmige Rettungsboje mit Laufleine war mit der Trosse verbunden, und nun wurde ich als der Jüngste an Bord beordert, in dieselbe zu steigen und mich auf gut Glück auf den Weg zwischen Himmel und Wasser zu begeben.

Wohl wurde ich einige Male tüchtig mit Wellenschaum getauft, kam aber heil und ganz, obschon etwas erschrocken ans Land, wo ein Dutzend kräftige Arme mich ergriffen und mich, bis an den Gürtel im Wasser watend, auf den Strand hinauf führten.

„Halloh, Johnny!“ riefen sie, „you are allright now!“

Das waren die ersten Worte, die in Afrika an mein Ohr drangen, in diesem Lande, das nun mein zweites Vaterland wurde und wo ich von nun an 18 meiner besten Lebensjahre verbrachte. Ich verstand ihre Bedeutung kaum, aber den guten Eindruck, den sie auf mich machten, betrachtete ich als eine glückliche Vorbedeutung, worin ich mich auch nicht täuschte.

In meinem schwedisch-deutsch-englischen Kauderwelsch suchte ich nun meinen Rettern mitzuteilen, wie es an Bord der „Ellen Bruse“ stand, und vernahm zugleich, daß die Leiche des Kapitäns ans Land getrieben war und unser Unglück sich dicht vor der afrikanischen Stadt East-London, unserm Bestimmungsort, ereignet hatte.

Indessen wurden wir alle samt dem schwer verletzten Steuermann gerettet, dank diesen vortrefflichen Leuten und ihren guten Geräten, und der deutsche Konsul des Ortes nahm uns freundlich auf und sorgte anfangs für alle unsere Bedürfnisse. Wir hatten nämlich durch den Schiffbruch alles verloren, was wir besaßen, aber die Rhederei ersetzte fast alles, und schon am folgenden Tage erhielten wir volle Heuer.

Die Teilnahme war groß und konnte in den Blicken aller gelesen werden, und als die Leiche des Kapitäns auf Kosten des Konsuls zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht wurde, gab ihr fast die ganze weiße Bevölkerung der Stadt das Geleite.

---

4. Türkische Musik.

Etwa eine Woche hatten wir uns nach diesem Unglück erholt, als wir es endlich doch an der Zeit fanden, etwas Neues zu beginnen, da der Durst nach dem herrlichen Kapwein zuzunehmen schien, während das Geld des guten Konsuls erschreckend schnell sich verminderte.

Doch noch einmal, ein letztes Mal, beschlossen wir, uns Gesellschaft zu leisten und mit dem Glas in der Hand

einander ein herzliches Lebewohl zu sagen. Einige wollten nämlich nach dem Kap reisen und neue Heuer suchen, während andere ihr Glück an einem anderen Orte zu erproben gedachten.

Das Fest, das beschlossen war, fand auch wirklich im Hotel „Phönix“ statt, drohte uns aber beinahe sämtlich in Gefangenschaft zu bringen. Der Grund lag darin, daß wir, nachdem wir zum großen Vergnügen des Wirtes uns die verschiedenen Weinsorten des Landes zu Gemüte geführt hatten und dadurch mehr als gewöhnlich angeheitert worden waren, ein wenig Musik machen und zeigen wollten, was deutsche Mannschaft leisten könnte.

Einer der Kameraden hatte ein sogenanntes Akkordion gekauft, auf dem er ein Stück nach dem anderen spielte. Dann machte er in einer oft unterbrochenen Rede den Vorschlag, daß das Fest auf eine würdige Weise abgeschlossen und die gastfreundlichen Bewohner der Stadt dadurch geehrt werden sollten, daß wir in Prozession durch die Straßen zögen und ihnen das deutsche Nationallied zum besten gäben, begleitet von Ziehharmoniken und illustriert durch ein als Fahne an einen Stock befestigtes rotes Nastuch.

Alle waren damit einverstanden, aber einige meinten, daß die Musik zu schwach sein würde, wenn nicht Trommeln mit dabei wären, weshalb in der Eile ein halbes Dutzend leere Blechgeschirre geliehen wurden, während man die Trommelschlägel im Parke holte. Eine Wiederholung des Liedes kam nicht in Frage.

Das letzte Glas wurde geleert und Sammlung geschlagen.

Dann spielte man „die Wacht am Rhein“, und zwanzig Kehlen stimmten mit den Trommeln ein, worauf der Marsch nach dem großen Marktplatz angetreten wurde, gefolgt und angeführt von einer großen Menge von Kaffern, Hottentotten, Arabern, Weibern und Kindern.

Die zahlreichen Hunde der Stadt mußten sich von dieser „Wachtparade“ besonders „angesprochen“ fühlen, denn sie

folgten uns und nahmen hörbaren Anteil an diesem lieblichen Konzert, desgleichen in dieser Gegend noch nie gehört worden war.

Auch erregten wir berechtigtes Aufsehen. Zu jedem Fenster sah man einige Köpfe, und die weiblichen neigten sich weit zu denselben hinaus. Andere aber verriegelten ihre Thüren, in dem Glauben, daß die Eingeborenen eine Revolte gegen die Weißen beabsichtigten.

Stolz und froh über den erzielten Erfolg, wenn auch mit ein wenig schwankenden Beinen, wollten wir gerade das herrliche Konzert von neuem beginnen und in die vornehmste Straße einschwenken, als ein neuer Zuhörer, die Polizei, sich einfand, um unseren Musikvortrag zu rezensieren, an dem sie so großen Gefallen fand, daß sie allein Genuß davon haben wollte und zu diesem Zweck die ganze Kapelle samt Instrumenten, Fahne und allem in ihr geheiligtes Gebiet, auf die Polizeiwache bugsierte.

Nun aber verstummten die munteren Töne, und die Musikanten machten lange Gesichter und, was besser war, sie standen etwas sicherer auf den Beinen. Fragen und Antworten hagelten nun von beiden Seiten, schließlich aber lachten die gestrengen Herren recht herzlich über unser nationales Unternehmen und entließen uns wieder.

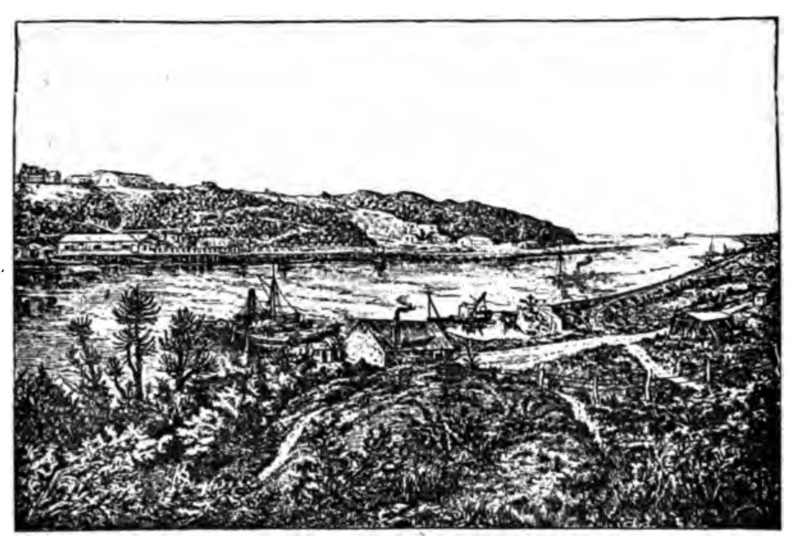
Doch bedeutete man uns zuerst, daß wir die „türkische Musik“, weil in dieser Stadt keineswegs sehr bekannt und beliebt, aufgeben müßten, denn die Einwohner und besonders die Polizei entbehrten der Vorliebe für derartige Kunstgenüsse.

Sobald wir entlassen waren, eilte jeder heim nach seinem Logis, weshalb der kurze Abschied, womit dieses Fest beschlossen wurde, buchstäblich unter den Augen der Polizei geschah. Am folgenden Tage zerstreuten wir uns nach verschiedenen Seiten, einige nach dem Kap, andere direkt wieder zur See. Bloß drei Mann blieben in East-London, zwei

als Arbeiter bei den Fähren und ich, der nach dem ausgestandenen Abenteuer zur See nun sein Glück zu Lande versuchen wollte. Ich sah keinen von meinen Genossen wieder, obwohl ich später oft genug mit Sehnsucht an sie dachte und in mehreren Fällen mich wieder in ihren frischen lebensfrohen Kreis zurückwünschte.

Meine frühere Vorliebe für das Seeleben hatte durch den Schiffbruch einen schweren Stoß erlitten, und ich beschloß, wenn möglich, diese Laufbahn ganz aufzugeben.

Über East-London, den Ausgangspunkt meiner künftigen Operationen, dürfte Erwähnung verdienen, daß es schon damals eine Stadt mit mehreren tausend Einwohnern war, deren Häuser jedoch klein und unansehnlich erschienen und zum großen Teil aus galvanisierten Zinkplatten erbaut waren. Durch den Buffalofluß, der nicht fahrbar ist, wird die Stadt in zwei Hälften geteilt, von denen die eine den Namen



Der jetzige Hafen East-Londons.

Paumure trägt und von der reicheren Klasse bewohnt wird, während die andere den eigentlichen Handelsplatz und Aufenthaltsort der Schwarzen bildet. Die Zufahrt wurde jederzeit als eine der gefährlichsten in Südafrika betrachtet, weshalb Schiffe, die hierher befrachtet werden, größere Heuer und Frachttaxen haben, als andere, seit aber „the Breakwater" (der Wegbrecher) fertig geworden ist, hat die Schiffahrt bedeutend zugenommen, zugleich wurde ein Sanatorium für reiche Transvaaler am Strande errichtet.

Das Klima ist herrlich und frisch, ohne lästige Hitze, aber der Lebensunterhalt kommt hier, wie in ganz Südafrika ziemlich teuer zu stehen. Durch die Eisenbahn, die gerade damals gebaut wurde, steht East-London in Verbindung mit Queenstown im Innern des Landes, und auf diesen Eisenbahnbau stützte ich meine Zukunftspläne.

5. Nach dem Innern des Landes.

Am folgenden Tage begab ich mich auf Grund der Nachrichten, die ich bereits erhalten hatte, nach der Eisenbahnstation und fuhr mit dem Zuge hinauf nach King Williamstown, fünfzig englische Meilen von der Küste. Der Weg führte durch eine hügelreiche Berggegend, zeitweise an den steilen Ufern des Buffalo entlang, während die Stadt selbst in einem Thale am Fluß lag.

Hier war es bedeutend wärmer, als an der Küste, und ich schwitzte bereits in meinen warmen Seemannskleidern. Die Häuser waren hier, wie in East-London klein, und die gelbe Zinkfarbe vorherrschend. Mir wurde ein Hotel dritter Klasse angewiesen, und dort machte ich Bekanntschaft mit dem ersten Schweden, den ich in Afrika traf, nämlich einem Töpfer aus Schonen, mit dem etwas eigentümlichen Namen

Bartreß (?). Er war drei Monate vor mir angelangt und übte seinen Beruf aus, der aber keine reiche Ausbeute versprach. Er war mit einer Gesellschaft von zweihundert deutschen Emigranten angekommen und nun entschlossen, am Eisenbahnbau zwischen East-London-Queenstown teilzunehmen, der bis zu einer Station mit Namen Kayroad vollendet war. Er riet mir, mit dorthin zu folgen, nachdem wir zuerst mit dem Agenten akkordiert hatten, der beauftragt war, Arbeiter zu dingen.

Dieser B. war ein munterer Bursche, etwas dem Glase zugethan und sehr böse auf das „schwarze Gesindel" (die Neger), denen alle Arbeit zufiel, die eigentlich den Weißen gebührte.

Indessen gingen wir miteinander zu dem Agenten, einem gewöhnlichen englischen Unternehmer, der durch Sklaven- und Arbeiterhandel, Verakkordierungen u. dgl. sich in die Höhe geschwungen hatte.

Er fragte, aus welchem Lande wir kämen und ob wir Spaten, Hacke und Schubkarren regieren könnten; die Antwort mußte ihn befriedigt haben, denn er engagierte uns gegen einen Tagelohn von 5 Schilling und freier Reise — eine Löhnung, die sehr gering ist für ein Land, wo der Lebensunterhalt so kostspielig ist wie in Afrika. Trotzdem nahmen wir das Anerbieten mit Vergnügen an, und schon am folgenden Tage sollte die Abreise vor sich gehen. Ich konnte deshalb nur ganz flüchtig King Williamstown betrachten, eine hübsche Kleinstadt mit ca. 4000 Einwohnern, meist Deutschen mit eigener Farm.

Die Natur ist lachend, mit reichen Produkten aus dem Pflanzenreich und weiter Aussicht von den umliegenden Höhen.

Die Deutschen waren in den fünfziger Jahren hergekommen und die ersten Ansiedler der Gegend. Jeder erhielt

ein Stück Land und Beistand zur Anschaffung von Werkzeugen und Nutzvieh. Ferner wurde berichtet, daß diese Farmer ebenfalls auf Verwenden der Regierung sich verheirateten, was in der Art geschah, daß etwa hundert heiratslustige Mädchen ihnen aus der Heimat zugesandt und von den künftigen Ehemännern in East-London empfangen wurden, die je nach ihrem Geschmack sofort ihre Wahl trafen und die Zukünftige ohne viele Galanterie und lange Liebeserklärungen mit heimführten.

Darauf wurden sie regelrecht civil getraut, und diese Mädchen sind nun, soweit sie noch leben, vortreffliche Farmerfrauen in King Williamstown und umliegenden Orten.

Die deutschen Namen Hannover, Berlin, Breitenbach u. s. w. bezeichnen nun ihre wohlbebauten Landhöfe und erinnern an den Ursprung ihrer Besitzer.

Alle deutschen Kolonisten hier sind unternehmende fleißige Landwirte und stehen in guten Verhältnissen, seit die Kaffern, die früheren Bewohner des Landes, höher ins Gebirge hinauf gedrängt wurden.

Mit Empfehlungsschreiben vom Agenten versehen, begaben wir uns am folgenden Morgen auf die Bahn, um unsern künftigen Unternehmer aufzusuchen, und kamen dabei u. a. in Gesellschaft eines deutschen Missionars, der uns vor den Kaffern warnte, da sie sich zum Kampf gegen die immer mehr in ihr Gebiet eindringenden weißen Fremdlinge vorbereiteten. Das Gerücht von diesem Aufstand hatte sich schon verbreitet, da aber die englische Garnison ziemlich stark war und Hilfe an der Eisenbahnlinie leicht requiriert werden konnte, so waren wir guten Mutes und setzten unsere Reise fort, nachdem der wohlmeinende Missionar unser Coupé verlassen hatte. Ein paar andere Reisekameraden klärten uns darüber auf, daß die Kaffernhäuptlinge „Sandilly“ und „Kreli“ mit ihren Stämmen das Gebiet auf der anderen

Seite des Flusses Kay beherrschten und sich gerade in dieser Zeit ziemlich widersetzlich gegen die Regierung gezeigt hätten, was die letztere veranlaßte, die Garnison in King Williamstown zu verstärken und dieselbe in kriegstüchtigen Zustand zu versetzen.

Das Kapland, in welchem alle diese Orte gelegen sind und welches die ganze Südspitze Afrikas umfaßt, gehört England und besaß zur Zeit dieser Ereignisse ein eigenes Parlament und eigene Armee in Kapstadt, von wo auch die Befehle des englischen Gouverneurs ausgingen. Die Engländer, die ursprünglich nur Kapstadt mit Umgegend besaßen, hatten nach und nach ihre Macht so erweitert, daß sie nun ein Gebiet umfaßt, von größerem Umfang als Schweden und Norwegen zusammen, wobei die Ureinwohner, Holländer und Kaffern, wenn sie sich nicht unterwerfen wollten, mit Gewalt in die Berggegend (Drachenberg) und in das innere, noch wenig bekannte Land zurückgedrängt wurden.

Am nächsten Tage traten wir unsere Reise, wie versprochen, auf Kosten der Eisenbahn nach dem Innern des Landes an und erreichten schon am Nachmittag Kayroad, wo mein Reisekamerad plötzlich mit dem Deutschen Liebermann zusammentraf, der ihn bei der Heimreise von Hamburg an begleitet hatte.

Das Wiedersehen schien ihnen Freude zu bereiten, und dabei entspann sich folgendes Gespräch:

„Na, alter Kamerad," begann B., „was hast du nun gefunden, ich glaube, du bist Maler?"

„Ja," antwortete der Deutsche, der eigentlich von Beruf Bürstenbinder und in dieser Eigenschaft B. als ein braver Mann bekannt war, „wenn ich Bürsten machen kann, muß ich sie wohl auch zu gebrauchen verstehen."

„Das glaube ich dir, Liebermann, und wenn man nach deinen Proben hier urteilen darf (er hatte gerade neben der

Station eine Planke in bunten Farben angestrichen), so wirst du bald einer erstaunten Nachwelt zeigen, daß ein deutscher Bürstenbinder nicht als ein gewöhnlicher Planken-anstreicher betrachtet werden kann."

Wir lachten alle drei recht herzlich über die sinnreichen Pinselstriche und einzig dastehenden „Motive" des guten Liebermann und wurden, nachdem er für eine Weile seinen Pinsel, dieses Symbol seiner doppelten afrikanischen Thätigkeit, weggelegt hatte, eingeladen, in seinem Zelte Thee zu trinken, das sich in Steinwurfweite von der Station befand und schon in großer Entfernung nach Ölfarbe roch.

Der gute Bürstenbinder war indessen ein gleich guter Wirt und klärte uns ferner darüber auf, was wir zu beobachten hätten, um nach Little Kaboosie zu gelangen, dem Ort, wo unsere nordische Arbeitskraft in Afrika zum erstenmal erprobt werden sollte.

Beim Eintritt in das Zelt des guten Liebermann entdeckten wir sogleich eine neue Seite an diesem vielbeschäftigten geistreichen Manne. Er war nämlich auch Bäcker, wenigstens für den Hausbedarf, obwohl er auf diesem neuen Gebiet ersichtlich nicht so weit gekommen war, wie auf den beiden anderen.

Trotz aller wünschenswerten Achtung und Dankbarkeit gegen Liebermann für die erwiesene Gastfreundschaft mußte ich doch, traurig genug, konstatieren, daß das Brot nach Aussehen und Geschmack Kitt verzweifelt ähnlich sah, weshalb auch mein Landsmann, als er davon kostete, nicht sehr honett bemerkte:

„Wie es scheint, geht es auch mit dem Kitten gut!"

„Ja, ja, ich gebe zu," lautete die Antwort, „daß es ein wenig „kittzlich" zu essen ist, aber man kann nicht in allen Dingen vollkommen sein, siehst du; denn seit mein Kaffernjunge und Gehilfe davon gelaufen ist, muß ich selber backen,

und meine Anlagen sind nach dieser Seite hin nicht die besten."

Liebermanns Koch und alle Schwarzen auf der Station waren nämlich dem Rufe ihres Häuptlings gefolgt und nach ihrem Kraal geflüchtet, wo nun ein Krieg gegen die Weißen gebraut wurde.

Die beiden Freunde hatten einander viel von ihren Reisekameraden zu erzählen und wie sie sich im allgemeinen hier im Lande durchgeschlagen hatten. Von diesem Gespräch ist mir nur noch erinnerlich, daß die meisten Deutschen Handwerker waren, von denen jeder bei der Ankunft in Afrika von der Regierung seine zwanzig Acker Land, neun Pfund Sterling in Geld, Zugtiere, Wagen und Pflug erhielt — alles in der lobenswerten Absicht, sie zu guten Ackerbauern zu machen und das Land zu kultivieren. Nur in wenigen Fällen erfüllte sich diese Hoffnung, denn diese Handwerker und Professionisten aller Art, mit Ausnahme der Bauern, verstanden sich nicht auf den Ackerbau, hatten bald weder Geld noch Ochsen und Pflug mehr und begaben sich nach anderen Gegenden, um Arbeit in ihrem Berufe zu suchen.

So hatten es auch meine beiden neuen Freunde gemacht und schienen es nicht zu bereuen, im Gegenteil.

Am Abend setzten wir unsere Reise, nach herzlichem Abschied von dem Deutschen, mit einem Materialzug gegen Norden fort, wobei wir uns nicht wenig über die großen Windungen verwunderten, die der Zug machte, um alle Hügel, Berge und Hindernisse auf seinem Weg zu umgehen.

In Afrika werden die Eisenbahnen so billig als möglich gebaut, ohne Rücksicht auf die Länge, und deshalb kommt es dem Reisenden vor, als laufe der Zug fortwährend in großen Kurven, zeitweise wieder nach dem Ausgangspunkt zurückkehrend.

Der afrikanische Hochsommer (Dezember) war nun da, und überall erfreute die üppigste Vegetation das Auge, wohin es blicken mochte. Blue Gum-, Cypreß- und Australian Willows-Bäume blühten auf den „Farms“, die hier und dort unterhalb der Hügel sichtbar wurden, während große Schafherden erschrocken vor dem daherbrausenden Zuge flohen.

Unsere Aussicht, als wir dort auf Haufen von Eisenbahnschienen und anderem Bahnmaterial zusammengekauert saßen, war herrlich und erfrischend, und wir genossen sie in vollen Zügen, bis die Dämmerung kam und das Dunkel fast auf einmal das schöne Bild ablöste.

Es wurde spät, ehe wir Big Kaboosie, den Endpunkt der Eisenbahn, erreichten, wo wir über Nacht bleiben mußten.

Der englisch sprechende Kondukteur, der sich zugleich als ein wirklicher Gentleman erwies, fragte uns, ob wir nähere Bekannte an diesem Orte hätten, was nicht der Fall war, worauf er uns in seine Wohnung einlud, eine einzeln stehende, aber geräumige Erdhütte mit Rasen gedeckt. Wir vertrauten ihm unsere keineswegs glänzende Lage an, nahmen an seiner gastfreundlich aufgetragenen Mahlzeit teil, hüllten uns dann in unsere Mäntel und schliefen gut am Boden ausgestreckt mit dem großen Windhund des Besitzers neben uns, von schlimmerer Gesellschaft gar nicht zu reden.

Wir standen mit der Sonne auf und gaben unserer Dankbarkeit für die Gastfreundschaft dieses vortrefflichen Mannes Ausdruck, worauf er uns die angefangene Eisenbahnlinie zeigte, der wir zu Fuße folgen sollten, bis wir den Mann trafen, dem wir unsere Empfehlungsbriefe zu übergeben hatten.

6. An der Eisenbahn.

Mit frischem Mute betraten wir unseren neuen Weg, obwohl er, weil nicht für „Fußgänger" bestimmt, etwas hart und rauh war. Nach mehrstündigem angestrengten Marsche langten wir in Little Kaboosie an, wo eine große Arbeitergesellschaft operierte und unser Aufseher sogleich zu finden war, der uns kurz und gut empfing.

Er war ein strenger anspruchsvoller Mann, der Leben in die Arbeit zu bringen wußte, weshalb mit glühendem Eifer geschafft wurde.

In gewöhnlicher Zeit werden für die schwereren Arbeiten an der Eisenbahn Kaffern benutzt, da sie billiger arbeiten und nicht sehr von der Hitze belästigt werden, aber jetzt hatten sich die Schwarzen zu ihren Häuptlingen in den nördlichen Bergen zurückgezogen.

Hier waren die Weißen stiegweise*) in voller Thätigkeit, und mein schonischer Freund erkannte unter ihnen viele seiner ehemaligen Reisegefährten wieder, Deutsche, die mit ihm auf dem Hamburger Dampfer „Adele" angekommen waren. Nur sechs oder sieben Engländer, gewöhnliche Eisenbahnarbeiter, sogenannte Navies, kamen in dieser Gesellschaft vor, aber jeder derselben arbeitete schneller, als zwei Deutsche und wurden auch danach bezahlt.

Mein Kamerad aus Schonen und ich erhielten zusammen einen Spaten und einen Schubkarren, den man auf schmalen Planken bei Steigungen bis zu 15 Fuß (auf 100) in die Höhe zu stoßen hatte, welche Arbeit mein Freund Bartreß als der ältere und stärkere übernehmen mußte, anfangs jedoch mit der Folge, daß er von dem Gewicht des Karrens auf halbem Weg über die schwankende Planke zurück-

*) Ein Stieg = 20 Stück. Der Übersetzer.

gestoßen wurde, worauf schließlich beide, Karren und Arbeiter, nach dem Ausgangspunkte zurückpurzelten. Dann mußte wieder geladen werden. Wir waren aber bald ebenso geübt, wie die anderen, und alles ging nun seinen gleichmäßigen, obschon etwas einförmigen Gang.

Wir erhielten mit zwei Deutschen gemeinschaftlich ein Zelt und kamen gut mit ihnen aus; schlimmer aber wurde unsere Bekanntschaft mit einigen hüpfenden, nachtschwarzen Bettkameraden, gegen die wir uns alle vier gemeinsam verteidigten. Das Blut der Feinde floß in Strömen, aber ihre Anzahl verminderte sich nicht. Alle erdenklichen Mittel wurden gegen die kleinen Plagegeister in Anwendung gebracht, aber ohne Erfolg. Sie sind in dieser Gegend die einzige, aber sehr ernste Plage und bringen es dazu, Menschen in die Flucht zu jagen, die siegreich die feindlichen Ureinwohner bekämpft haben.

Zwei wackere „Navies“ von unserer Gesellschaft, die aus diesem Grunde nicht schlafen konnten, wollten Licht anzünden, um einen Massenmord zu inszenieren, als der eine einen Lichtschein auf der Bettdecke bemerkt, sich schnell aufrichtet und seinem Kameraden zuruft:

„Der Teufel hole mich, Jack, glaube wahrhaftig, daß diese schwarzen Untiere hier im Lande bei Nacht Laternen auf ihren Streifzügen benützen. Sieh da!“

Jack, der nur halb wach war, sah in der Eile nichts, sondern beschuldigte seinen Kameraden, am Abend zu viel Whisky getrunken zu haben; schließlich gewahrte er den Schein ebenfalls und rief:

„Meiner Seel', du hast recht, ich sehe das Vieh, jetzt kann mich nichts mehr verwundern; da möchte doch der Teufel in einem Lande wohnen, wo die Flöhe so zivilisiert sind!“

Sie machten Licht, fanden aber nichts auf der bezeichneten Stelle.

„Es hat die Laterne gelöscht und ist davon gehüpft, das verdammte Untier,“ fiel Jack ein, „nein, da möchte der Teufel länger bleiben!“

Die Flöhe hatten sicher keinen Anteil an der nächtlichen Erscheinung, es schien eher eine im Dunkel leuchtende sogenannte Feuerfliege gewesen zu sein, die in das Zelt geraten war; die Engländer aber hatten genug von Afrika, packten am anderen Tage ihre Effekten zusammen und reisten wieder in ihre Heimat zurück.

Abgesehen von der während der Mitte des Tages herrschenden unerträglichen Hitze, die jede körperliche Arbeit fast unmöglich machte, schritt die Arbeit von Little Kaboosie an ungehindert und rasch fort, und ein paar Monate lang geschah nichts Besonderes, als wir plötzlich die Nachricht erhielten, daß die Kaffern in den Distrikt eingebrochen seien, einer friedlichen englischen Farmer samt seiner Frau und zwei Kindern getötet und all sein Vieh und bewegliches Eigentum geraubt hätten.

Weiter wurde uns mitgeteilt, daß die Regierung Freiwillige anwerbe gegen eine Löhnung von 4 Schillingen pro Tag und freie Abgabe von Uniform und Effekten für die Infanterie und 5 Schillingen für Kavalleristen.

Wir Jüngeren von der Mannschaft, obwohl, die krabbelnde Unannehmlichkeit während der Nacht abgerechnet, ziemlich zufrieden mit unserer Lage, glaubten als Regierungssoldaten ein besseres Loos denn als „Vallers“ erwarten zu dürfen und beeilten uns deshalb, uns der Behörde zur Verfügung zu stellen.

Der Friedensbruch störte auch den Eisenbahnbau, denn wir waren der Ansicht, daß es doch besser sein würde, in offenem Kampfe zu fallen, statt, was leicht geschehen konnte

und später auch eintraf, von den tückischen Kaffern aus dem Hinterhalt überfallen zu werden.

Aus dem gleichen Grund wurden auch alle Bauarbeiten und Unternehmungen in Little Kaboosie unterbrochen, und man eilte schnell unter den Schutz der Fahnen und Kanonen, als der Krieg ausbrach.

Die entfernt wohnenden Farmer zogen mit ihren Viehherden nach den Städten hinab, wo sich in kurzer Zeit die ganze weiße Bevölkerung des Landes versammelte.

---

7. Der Gaika- und Gallekakrieg.

Die Ursache dieser oft wiederkehrenden Kleinkriege zwischen den Schwarzen und ihren zudringlichen Herrschern und Unterdrückern, den Weißen, ist fast immer die gleiche, nämlich die, daß die Schwarzen sich zu sehr verachtet und übervorteilt glauben. Viele derselben verdienen ihr hartes Brot bei den Weißen in den Kapstaaten, laufen aber bei dem ersten ihnen widerfahrenen vermeintlichen oder wirklichen Unrecht heim zu ihren Stammeshäuptlingen und malen die Behandlungsart der Weißen in den dunkelsten Farben aus. List, Ränke, Verrat und lügenhafte Schilderungen spielen auch im „dunkelsten Afrika" ihre große Rolle, und dazu kommt, daß die Kaffern, obschon langsam und träge und zugleich dumm von Natur, doch in hohem Grade dem Betruge ergeben sind und mit souveräner Verachtung alle mit den Weißen getroffenen Verträge und Verbindungen brechen. Diese Unzuverlässigkeit bewirkt, daß die Engländer in diesen Gegenden fortwährend sich zum Krieg mit den Schwarzen bereit halten müssen, bis dieselben total zerstreut oder verdrängt sind.

Ohne andere Ursache, als die oben angedeutete, brach der Kaffernhäuptling Sandilly mit seinen ca. 2000 Mann zählenden Scharen im Januar 1878 plötzlich in die Kapkolonien ein, seinen Weg überall mit Feuer und Schwert bezeichnend.

Die Regierung beeilte sich, zur Verteidigung des Landes zu senden, was sie in Bereitschaft hatte, nämlich 500 Mann vom 19. Linienregiment unter Colonel Wood und 200 Mann „Pullen Rangers", einem freiwilligen Korps unter Kapitän Bettesworth. Was ferner nötig war, mußte in den Kolonien selbst aufgeboten oder angeworben werden.

Da ein ausgedehnter Wachtdienst der ganzen Grenze entlang stattfinden mußte, so reichte diese Stärke lange nicht aus, und wir verließen deshalb das schmutzige Eisenbahnarbeiterlager in der frohen Hoffnung, gut empfangen und an dem Ort unserer Bestimmung willkommen zu sein. Eines Samstags, nach Empfang des Lohnes begaben wir uns auf den Weg nach Kayroad, wo wir beiden Schweden unsern vielseitigen Freund Liebermann aufsuchen wollten. Wir trafen ihn nicht, da er kurz vorher sich bei dem „Frontier Light Horse", dem Pferderegiment, hatte anwerben lassen, das bereits nach King Williamstown abgegangen war.

In Kayroad waren bei dieser Gelegenheit viele Leute versammelt, so daß der ganze Platz aussah wie ein Markt. Die Farmer hatten ihr bewegliches Eigentum hierher gerettet, indem sie es auf große von 10—16 Paar Ochsen gezogene Wagen luden und von dannen fuhren.

Da gar manches Heim von den Kaffern vernichtet und niedergebrannt wurde, so waren diese Wagen mit ihren Zugtieren nunmehr das ganze Eigentum der Familie und zugleich ihre zukünftige Aussicht. Hunderte solcher Wagen, von weidendem Vieh umgeben, füllten nun diesen Platz, der vorher nur von wenigen Kolonisten bewohnt war, eine Station

und ein dürftiges Hotel, auf dessen Schild in schlechtem Englisch zu lesen stand:

Herberge für Menschen und Tiere.

Nach diesem sogenannten „Hotel“ lenkten wir unsere Schritte und fanden dort eine Bekanntmachung angeschlagen, daß das Werbebureau sich bei einem Kapitän Siebert befinde, welcher das Patent von der Imperialregierung besaß, um ein Freikorps von hundert Mann zu Fuß zu bilden unter dem Namen:

Kayroad Borghers.

Das Hotel wimmelte bereits von regulären Soldaten in roten Waffenröcken und weißen Helmen, Freiwilligen in Gala-Uniformen mit rotem Band und Lederverzierungen nebst „Pullen Rangers,“ Infanterie in schwarzer Uniform und mit weißem Band, ihrer Roheit und Gewaltthaten halber in schlechtem Ruf stehende Leute, ein Korps von wilden Kerlen. Als bezeichnend für diese „Rangers“ soll angeführt werden, daß der Hotelwirt, sobald diese Mannschaft anlangte, schnell alles, was Service, Glas und Porzellan hieß, gegen Schüsseln und Töpfe aus Eisenblech vertauschte.

An diesem Tage kamen ferner eine Menge Farmer an, mit Schlapphüten auf dem Kopfe und Reitpeitschen in der Hand, alle mehr oder weniger betrunken, und die Krieger laut mit den Heldenthaten prahlend, die sie in Zukunft gegen die schwarzen Wilden auszuführen gedachten. Viele waren bereits so tief in Dispute geraten, daß jeden Augenblick eine Schlägerei ausbrechen konnte, weshalb wir die Gesellschaft verließen und zu Kapitän Siebert eilten, einem kleinen untersetzten Rotrock mit ungewöhnlich tiefer Baßstimme.

Wir erzählten ihm unser Vorhaben und wer wir wären und erklärten uns bereit, auf alle Bedingungen einer Anwerbung einzugehen.

„Schweden,“ antwortete er, „das sind mir fremde Teufelskerle; aber wenn ihr gute Schützen seid, so will ich sehen!“

Ich erinnerte mich, daß ich einmal in meiner grünsten Jugend daheim im Walde ein Eichhörnchen geschossen hatte, und antwortete unbedenklich bejahend, mein schonischer Kamerad aber, der sich mit Sicherheit erinnern konnte, daß er niemals ein Schießgewehr in die Hand genommen hatte, meinte, daß er dies wohl auch lernen werde, wie alles andere.

„Glaubst du, einen Heuschober auf zwei Meter Entfernung treffen zu können?“ fuhr der Kapitän lachend fort.

„Ich werde es versuchen,“ erwiderte mein Freund in echt schonischem Bauernhumor.

„Ja, ich glaube, daß ihr beide wackere Burschen seid,“ fuhr der Kapitän fort, „und da du“, er zeigte auf mich, „noch ziemlich jung bist, so werde ich euch beide annehmen, damit das Korps bald vollzählig wird.“

Darauf instruierte er uns, was wir weiter bei seinen Unterbefehlshabern zu thun hätten und wie wir vor dem Wortführer des Magistrates als Stellvertreter der Regierung den Eid der Treue und Huldigung ablegen und volle Ausrüstung u. s. w. erhalten sollten, was alles mit zu der Anwerbung Freiwilliger unter englischer Fahne gehörte.

Wir salutierten darauf den Kapitän, so wie wir die anderen thun sahen, und begaben uns zu Leutnant Macpherson, der mit Rekrutieren und Instruieren alle Hände voll zu thun hatte. Gleichen Tages hatten wir alle den Eid der Treue gegenüber Königin Viktoria empress of India u. s. w. zu schwören, worauf 37 Mann in die neugebildete Kompanie eingereiht wurden. Unsere Uniform war von braunem Tuch, wozu ein grauer Hut mit schwarzem Bande gehörte, und jeder erhielt sein sogenanntes Schneidergewehr mit Hinterladerkonstruktion.



Eisenbahnbau bei Little Kaboosie.



Am folgenden Tage wurden wir zum Wachtdienst in Kayroad eingeteilt und jeder hatte zwei Stunden lang Posten zu stehen, nach gewissen besonderen Verhaltungsregeln der englischen Armee in Kriegszeiten.

Anrufe, Parole und Ablösung, ebenso wie Exerzitien, Zielschießen und Felddienst, waren, wie ich mich überzeugte, übereinstimmend mit unseren schwedischen Verhältnissen, weshalb ich es als überflüsig betrachte, mich dabei aufzuhalten.

Obwohl alle diese für uns neuen Beschäftigungen unsere Zeit zum größten Teil in Anspruch nahmen, so konnten wir uns doch noch in freien Augenblicken in Gesang, Kartenspiel und Tanz üben, woraus erhellt, daß die strengen Vorboten des Krieges und die schrecklichen Leiden, die während desselben vielen von uns bevorstanden, wenig oder nicht unser frohes kameradschaftliches Leben beeinflußten. Wir betrachteten das Ganze als ein Spiel und frugen nicht danach, was uns der nächste Tag bringen würde.

Wohl suchte der Prediger bei den allsonntäglich stattfindenden Kirchenparaden auf offenem Felde (denn es fand sich keine Kirche in Kayroad) unsere Aufmerksamkeit für die ernsten Seiten des Lebens, Tod und Gericht ꝛc. zu wecken, aber niemand erschien besonders empfänglich für diese Wahrheiten.

Die regulären Truppen waren bereits mehrmals im Feuer gewesen, ehe wir Rekruten ins Feld kamen und der Gefahr direkt ins Gesicht sehen konnten. Nach und nach kamen Manöver und lange Feldmärsche von 7—10 englischen Meilen; 2—300 Mann starke Patrouillen wurden schon morgens 2 Uhr ausgesandt, um im Lauf des Tages die Nachbarschaft und besonders den Busch und die undurchdringlichen Waldschungeln zu untersuchen, welche die Kaffern mit Vorliebe zu Hinterhalten und Verstecken bei ihren Kriegsoperationen wählen. Jeder Mann führte an

solchen Tagen seinen Wasser- und Mundvorrat nebst eigenem Kochapparat im Tornister mit, aber im Lager kochte eine Zeltgesellschaft von zehn Mann gemeinschaftlich und der Kochdienst wurde in der Reihenfolge von der Mannschaft besorgt.

Die englischen Offiziere hielten vor allem auf gute Disziplin und nur in ihrer Abwesenheit durfte man sich zuweilen die eine oder andere Freiheit erlauben.

So standen die Sachen, als uns das Gerücht von mehreren schweren Treffen zu Ohren kam. Die Engländer, obwohl an Zahl schwächer, waren besser bewaffnet und u. a. mit mehreren sieben- und neunpfündigen Kanonen versehen, und diese entschieden meist den Ausgang. So auch jetzt. In den bereits stattgefundenen Treffen hatte der Kaffernhäuptling weichen müssen und sich mit seiner Hauptmacht in „Perre Bush“, einer fast unzugänglichen Waldhöhe, 20 Meilen von King Williamstown verschanzt. Man nahm an, daß auf diesem Gebiet die heißesten Kämpfe bevorstünden, und die Regierungstruppen wurden in einer Stärke von 1000 Mann, die Freiwilligen inbegriffen, dorthin beordert.

Der dichte Wald wurde Tag und Nacht bombardiert und diese Musik drang selbst bis zu unserem Standort herüber, wo wir ungeduldig den Befehl zum Aufbruch erwarteten. Der Befehl kam, aber bloß 25 Mann „Pullen Rangers“ und ebenso viele „Kayroad Borghers“ wurden hinauskommandiert. Mein Kamerad aus Schoonen und ich befanden uns unter den Auserwählten, denen die eifersüchtigen Blicke der zurückbleibenden Kameraden folgten.

Der ehrenvolle Auftrag, der die Herzen aller stärker klopfen machte, hatte zwar nur den Zweck, drei Wagen mit Munition nach dem Kriegsschauplatz zu eskortieren, aber wer konnte wissen, ob wir nicht dabei in den Fall kamen, unsterblichen Heldenruhm zu ernten? Der kürzeste Weg führte

durch ein vom Feind besetztes Gebiet, aber unser Offizier, selbst von Kampflust entflammt, wagte doch dem Befehl gemäß nicht, uns auf einem andern als dem längeren Umweg nach „Smiths Farm" zu führen, wo eine größere Bedeckung von dem Hauptkorps die Proviantfuhren in Empfang nehmen sollte. Diese bestanden aus 150 Patronenkisten auf drei Wagen geladen, jeder mit einem Gespann von neun Paar Ochsen. Vor diesen Fuhrwerken her, die eine Länge von beinahe einem halben Kilometer einnahmen, gingen zwölf Mann und der Befehlshaber als Vortrupp mit schußbereitem Gewehr, in der Erwartung bei jedem Busch einen wolligen Negerkopf zum Vorschein kommen zu sehen. Die nachfolgende Truppe war gleich stark, während die übrigen den Train selbst eskortierten, der sich langsam auf den elenden Wegen vorwärts bewegte.

Doch ging alles gut und kein Schuß mußte abgefeuert werden bei dieser Fahrt, die endlich auf dem Halteplatz unterbrochen wurde, wo man deutlich aus naher Entfernung Kanonendonner hörte. Unsere Ablösung, etwa 150 Reguläre, berichtete, daß den ganzen Tag so geschossen worden sei und daß man infolge des unaufhörlichen Bombardements bei Nacht fast keine Ruhe und keinen Schlaf finden könne.

Nichtsdestoweniger schlichen die Kaffern in der Nacht an sie heran und gaben ihre Salve ab, die immer einige Soldaten tötete und verwundete, während sich die Wirkung der Kanonade gar nicht erkennen ließ, denn den beschossenen Teil von „Perre Bush" zu durchdringen, war für die Soldaten ein Ding der Unmöglichkeit. Ein paar Versuche in dieser Hinsicht waren total mißlungen und kein einziger Teilnehmer der Expedition kam heil davon.

Im Hauptquartier befanden sich treugebliebene Kaffern, sog. Fingos, die berichteten, daß ihre Landsleute während

der Nächte Streifzüge unternähmen und Verstärkungen sammelten, und zugleich ihre Hauptverschanzung befestigten, wo sie nochmals einen entscheidenden Kampf vorbereiteten.

Der Rauch von brennenden Farmen in allen Richtungen sprach deutlich genug von der nächtlichen Thätigkeit des Feindes.

Nachdem wir diese Nachrichten über die Lage im Hauptquartier empfangen und eine Stunde gerastet hatten, erhielten wir unerwartet Befehl, nicht gegen den Feind aufzubrechen, wie viele von uns wünschten, sondern nach verrichteter Sache wieder nach Kayroad zurückzukehren. Die Hitze war mitten am Tage am stärksten und wir fühlten uns sehr unbehaglich in unseren dicken Kleidern. Ja, einer der „Rangers“ stürzte unterwegs vom Sonnenstich getroffen zusammen und mußte auf dem Rückweg auf einer Bahre getragen werden. Kaum ins Lager zurückgekommen, brach ein selbst für südafrikanische Verhältnisse gewaltiger Regen- und Hagelsturm los, der zwar die schwüle Luft abkühlte, aber auch alles aufweichte und verdarb, was in seinem Wege lag und das gleich unserem Lager nicht besser geschützt war, als durch ein dünnes Segeltuch.

Die große Wasserflut erzeugte Sümpfe und ungesunde Dünste, so daß eine Menge von den Menschen erkrankten, die sich fortwährend in unserem Lager aufhielten. Dysenterie (Ruhr) und Typhus brachen aus und verbreiteten sich unter den ca. 900 Personen, die in Kayroad zusammengedrängt waren, so daß wir per Woche 2—3 Leichen zu begraben hatten.

Vier große Krankenzelte waren in kurzer Zeit überfüllt und die beiden Feldärzte und ihre Gehilfen hatten alle Hände voll zu thun. Das Trinkwasser war lehmig und hatte einen eigentümlichen Geschmack, der sich durch Kochen nicht entfernen ließ.

Wir befanden uns deshalb in sehr schlechter Lage, als eines Abends Befehl zum Abmarsch erteilt wurde infolge

von aus Big Kaboosie angelangten Nachrichten. Ein Kurier der „Frontier Armed Mounters“ war um zehn Uhr mit dem Bericht eingetroffen, daß alle Farmen um Donau in hellen Flammen stünden, wahrscheinlich die Folge eines Ueberfalles durch die Kaffern, weshalb wir mitten in der Nacht zum Entsatz eilen mußten, zumal die Entfernung bloß zehn englische Meilen betrug.

---

8. Die Affaire bei Donau in Britisch Kaffraria.

Sobald jeder Mann seine 75 Patronen im Tornister und Ausrüstung für einige Tage erhalten hatte, zogen wir in pechschwarzer Finsternis aus dem Lager. Das Gerücht von unserem nächtlichen Unternehmen hatte sich indessen schon vor uns her verbreitet, so daß die Truppe bei der Ankunft auf der Station, von wo aus sie mit Extrazug auf den Kriegsschauplatz befördert werden sollte, sich von allen Notabilitäten Kayroads umringt sah, die unter Hurrahrufen uns zum Abschied grüßten.

Das Gefühl, das einen jeden Teilnehmer unserer Expedition erfüllte, als der Zug in die dunkle Nacht hinausglitt, kann nicht mit Worten geschildert werden, aber zur Ehre der Kriegskameraden darf erwähnt werden, daß Mut, Entschlossenheit und glühende Kampflust aus jedem Auge leuchteten. Man sollte nun endlich zum erstenmale Proben seiner Tapferkeit ablegen.

Die schwerste Gefahr bestand wahrscheinlich darin, daß die Kaffern vielleicht an der Bahn im Hinterhalte lagen, aber der von Donau zu uns entsandte Kurier beruhigte uns in dieser Hinsicht, wobei wir gleichzeitig vernahmen, wie die Situation war, als er abging, uns zur Verstärkung zu holen.

Die englisch-deutsche Kolonie Donau, die jetzt, wie wir selbst sehen konnten, von dem Feuer des Feindes verheert wurde, dessen Schein weit umher die dunkle Nachbarschaft beleuchtete, war eigentlich eine Stadt mit Kirche, Handelshäusern und „Farms“, einem sog. Hotel, einem Gefängnis mit seiner kleinen Garnison ꝛc., und mit einer Bevölkerung von etwa dreihundert Personen. Am Morgen des gleichen Tages war eine gewaltige Horde Kaffern im Norden des südwärts führenden Weges entdeckt worden, wie sie fliehende Farmer und Straußheerden vor sich her jagten. Wahrscheinlich waren sie auf dem Wege nach ihrem Stammsitz in „Perre Bush“, hatten aber des Vergnügens halber diesen Umweg gemacht, um sich gleichzeitig zu verproviantieren.

Der Kommandant zog darum schnell Verstärkungen an sich, wo solche zu erhalten waren.

Jetzt hielt der Zug bei Kaboosie und die Aufstellung geschah in größter Eile auf der Plattform. Wir erhielten Ordre, uns auf dem Marsche so lautlos als möglich zu verhalten und zogen dann im Gänsemarsch durch die öde dunkle Gegend, bloß geleitet durch den von den Brandstätten aufsteigenden Rauch und den in der Ferne abgefeuerten Salven. Diejenigen von uns, die bereits im Feuer gewesen waren, behaupteten mit Bestimmtheit die Schüsse der Kaffern unterscheiden zu können, was davon herrührte, daß ihre Gewehre alte Modelle mit größerem Kaliber waren, die anders knallten, als die „Schneider-“ oder „Martini-Henrygewehre“, die jetzt überall in den englischen Kolonien benutzt wurden.

Indessen konnten wir auf den ungebahnten Wegen und in der regnerischen dunklen Nacht den Marsch nicht so beschleunigen, wie wir es gerne gethan hätten, zumal wir bei jedem Schritt vorsichtig acht geben mußten, weshalb der Führer nach mehrstündigem Vorwärtsrücken Halt kommandierte

und Befehl zum Rasten erteilte. Nun wurde beschlossen, daß wir auf diesem Platze zuerst den Anbruch des Tages abwarten sollten, weshalb nach allen Seiten Posten ausgestellt wurden und die Mannschaft die Weisung erhielt, sich stille zu verhalten.

Man denke sich unsere Aufregung, als plötzlich mitten in der sitzenden Gruppe von Soldaten ein scharfer Schuß widerhallte und der üble Geruch des Pulverdampfes uns niesen machte.

Alle fuhren auf und die Offiziere zogen ihre Säbel. Ein jeder trat schnell im Dunkel „unters Gewehr“ und wir hörten, wie die Posten von allen Seiten auf unser provisorisches Lager zugesprungen kamen.

„Schießt nicht auf Posten!“ ermahnte unser Lieutenant, der schnell herausfand, daß der Schuß wider Willen von einem der Unsrigen herrührte. Als die große Verwirrung, welche dieser Alarmschuß verursachte, sich etwas gelegt hatte, wurde stehenden Fußes ein Verhör angestellt, aus dem hervorging, daß einer der Kameraden, ein Franzose, trotz vorherigen strengen Befehles, unterlassen hatte, die Patrone aus dem Gewehr zu nehmen, das dann, als wir uns niederließen, zufälligerweise umfiel und sich entlud, glücklicherweise ohne eine andere Folge, als den Schrecken. Der Franzose bekam indessen von uns eine Anzahl nicht gerade schmeichelhafter Worte zu hören, da er nicht allein durch seine Unvorsichtigkeit unsere wohlverdiente Ruhe gestört, sondern auch zur Unzeit dem Feind einen Wink gegeben hatte, wo wir uns befanden. Er wurde kurz darauf wegen Ungehorsam bestraft und verabschiedet.

Unsere Wachsamkeit mußte nach diesem falschen Alarm verdoppelt werden und wir standen deshalb schußbereit bis fünf Uhr morgens, als endlich der Morgen graute. Durchnäßt und ganz steif gelangten wir nach halbstündigem angestrengten

Marsche nach Donau, auf dem Wege dorthin links und rechts niedergebrannten oder noch brennenden Häusern begegnend. Der Streit schien ausgekämpft und das Schlachtfeld vom Feinde geräumt zu sein. Die Bewohner, die so schnell obdachlos und von allem entblößt worden waren, hatten sich fast alle geflüchtet und nur eine kleine Anzahl, die ihre zerstreuten Herden aufsuchen wollte, kam bei unserer Ankunft nach dem sog. Hotel, welches dank den Vorkehrungen des Kommandanten von dem Ueberfall verschont geblieben war.

Hier sah ich zum erstenmal die stattlichen afrikanischen Strauße, die von den Farmern dieser Gegend der kostbaren Federn wegen gezüchtet werden. Sie werden fast wie gewöhnliches Vieh behandelt und liefern ihren Besitzern eine gute Einnahme durch Eier und Federn.

Mein schoonischer Kamerad und ich eilten während der Rast, die nun den Truppen zu teil wurde, nach dem Wirtshause, in der Absicht, uns einen wärmenden Trunk nach den Strapazen der Nacht zu gönnen, mußten aber mit langen Gesichtern abziehen, dank den Befehlen des Kommandanten, daß den Regierungssoldaten während dem Kriege keine „starken“ Getränke verabfolgt werden dürften.

Dieses Gebot hatte wohl seinen triftigen Grund, uns kam es aber an diesem Morgen sehr hart vor und wir teilten unsere Unzufriedenheit darüber dem Befehlshaber mit, der aber nichts anderes thun konnte, als den Klagenden ein Glas Pontac (Kapwein) anzubieten, was auch geschah. Im übrigen mußten wir uns an den importierten Cichorienkaffee halten, den die Regierung ihrer Armee zukommen ließ und wir litten deshalb um so mehr in dem fortdauernden Regen.

Die Spuren der wilden Verheerungen der Kaffern in dieser Gegend wurden u. a. dadurch bezeichnet, daß Eingeweide und Knochen getöteter Schafe und anderer Haus-

tiere die Wege bekränzten, daß sämtliche unverteidigten Häuser niedergebrannt waren und zugleich die Saat zerstampft und ruiniert worden war. Als die Eingeborenen am Abend vorher sich in großen Massen näherten, eilten Weiber und Kinder in die Festung, ein Gebäude oder Schanze mit Rasen und Säcken mit Erde gedeckt, der Kern aber aus Steinen bestehend und mit Schießscharten versehen. In derselben kämpften zwei Kompagnien reguläre Soldaten und etwa hundert „Frontier Armed mounters“ ohne andere Waffen, als ihre Martinigewehre. Das Schießen, das wir gehört hatten, geschah von beiden Seiten aufs Geratewohl und blieb darum ohne andere Wirkung, als daß der Feind, der sicher unser Vorhaben entdeckt hatte, für gut fand, sich vor Tagesanbruch aus dem Staube zu machen, die kleine Garnison heil in ihrer Festung belassend.

Indessen erwartete die Bevölkerung mehrere größere Angriffe, und wir wurden deshalb beordert, bis auf weiteres zu warten und die Verteidigung in Donau zu verstärken, von wo aus wir in den folgenden Tagen mehrere Expeditionen in das Gebiet der Kaffern unternahmen.

Auf der ersten derselben trafen wir ein verlassenes Kafferndorf oder sog. Kraal, bestehend aus 24 Hütten, aus Schilf gebaut und mit dürrem Rasen gedeckt, sehr an einen altmodischen Bienenkorb im Riesenformat erinnernd. Wir erhielten Befehl, den Kaffern den gleichen Dienst zu erweisen, den sie so lange gegen die Weißen geleistet hatten, und es dauerte auch nicht lange, bis der ganze Kraal ein einziges großes Feuer war, dessen Rauch im Hauptlager der Eigentümer sichtbar sein mußte.

Mit gutem Grund hätten wir infolge dieser strahlenden Illumination einen Angriff erwarten dürfen und waren auch für diesen Fall zu einem artigen Empfang gerüstet, doch es mußte bei unsern erwarteten Gästen um diese Zeit etwas

Besonderes geschehen sein, denn sie ließen sich weder sehen noch hören.

Daran war ein Hindernis schuld und wir vernahmen bald, worin dasselbe bestand. Der Häuptling Sandilly, der unbeschränkte Herrscher über diese Räuberscharen, war beim Kampf um Donau selbst von einer Kugel getroffen worden und hatte nun seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Die Umstände, unter denen dieser glückliche Koup eintraf, wurden erst später bekannt und sind ganz bezeichnend für die afrikanischen Verhältnisse. Einer von unseren Helfern unter den untreuen Stammesgenossen des Häuptlings der „Fingos“, diente als Freiwilliger bei der Garnison in Donau. Er war durch vorausgegangene Transaktionen zu einem glühenden Haß gegen seinen früheren despotischen Häuptling entflammt worden und dürstete nach seinem Blut. Infolge seiner größeren Lokalkenntnis und der Fähigkeit, auch im Finstern zu sehen, die uns anderen abging, gelang es ihm, unbemerkt sich dicht an die Kaffern heranzuschleichen, und da ihm bekannt war, daß sich der Kaffernhäuptling bei seinen nächtlichen Streifzügen eines großen weißen Pferdes zu bedienen pflegte, so war es für ihn eine Kleinigkeit, während des nächtlichen Scharmützels seinen Feind aufzusuchen und ihm eine tötliche Schußwunde beizubringen. Daß er sich nachher gegen niemand seines Meisterschusses rühmte, darf nicht verwundern, wenn man die eingewurzelte Blutrache dieser wilden Stämme kennt.

Wir aber, die wir in dieser Nacht mit draußen waren, vernahmen erst lange nachher durch einen alten Proviantmeister den wahren Hergang der Sache.

Indessen war dieser Guerillakrieg mit dem Fall des Häuptlings keineswegs zu Ende, denn derselbe hinterließ einen Sohn, der wohl doppelt so furchtbar war, als der Vater. Er war auf Kosten der Engländer und in ihrem

eigenen wohlverstandenen Interesse in Kapstadt nach europäischer Sitte erzogen worden, konnte englisch lesen und schreiben, und wurde, als er erwachsen war, um ihn dem schlechten Einfluß des Vaters zu entziehen, mit einem guten und einträglichen Amt bei der Behörde in King Williamstown bedacht, die großen Nutzen aus seiner Fachkenntnis hinsichtlich der Kaffern und ihres Landes zog.

Aber kaum waren die Unruhen ausgebrochen, als er alles im Stiche ließ und wieder zu seinem Stamme flüchtete, dem er nun natürlich mit seinen Kenntnissen die größten Dienste leisten konnte.

Der Fall des alten Häuptlings verschaffte uns nun jedenfalls die erwartete Waffenruhe, besonders erwünscht allen denjenigen, die durch die Ereignisse der letzten Tage obdachlos und von allem entblößt worden waren.

---

9. Die Kaffern in Britisch Kaffraria.

Hier bei Donau kam ich zum erstenmale in nähere Berührung mit diesem Volke, unseren Feinden, weshalb ich nach meinen Erinnerungen näheren Aufschluß über sie geben will.

Wie schon früher angedeutet, war ein großer Teil des Kaffernstammes christlich und halb civilisiert, nämlich die „Fingos“, die als Diener und Arbeiter der Kolonisten von denselben abhängig waren. In den meisten Fällen befanden sie sich gut in diesem abhängigen Verhältnis, aber von Natur unzuverlässig und an Zahl den Weißen relativ überlegen, mußten sie, wenn miteinander einig, mit Leichtigkeit in einem einzigen Tage die weiße Bevölkerung haben aus-

rotten können. Indessen war dem nicht so. Im Gegenteil, viele von ihnen zogen mit Vergnügen in den Kampf gegen ihre eigenen Stammesgenossen, indem sie dabei den Regierungstruppen große unschätzbare Dienste leisteten.

Die Kaffernbevölkerung, die in ganz Südafrika dicht zerstreut ist, wird von ihren besonderen Häuptlingen beherrscht, die da und dort ihre Unterhäuptlinge und Vasallen haben. Die Civilisation hat dieses monarchische Verhältnis zersplittert, indem viele Stammesangehörige ihren Vorteil darin fanden, an der Küste und in den Städten Arbeit bei den Weißen zu suchen, die sie gut bezahlten und besser behandelten, als ihr eigener Souverän. Auch nach den Gold- und Diamantenfeldern begaben sich die jungen Kaffern gerne, denn sie wußten, daß sie dort viel Geld verdienten und für Geld konnten sie sich Vieh (Ochsen) kaufen und für Ochsen waren sie bei der Rückkehr nach dem Kraal imstande, sich eine schwarze Frau oder zwei zu erhandeln — alles je nach Mitteln, und damit hatten sie das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht.

Der Eingeborene betrachtet nämlich den Besitz vieler Frauen und Kinder als größten Reichtum, alles andere ist Nebensache. Nach einer Arbeitszeit von sechs, sieben bis zwölf Monaten bei den Weißen kann der Kaffer oft, falls ihn seine Vorliebe für „Brandy“ nicht allzusehr verführt, wieder heimkehren und sich „etablieren“, im entgegengesetzten Fall aber muß er länger und oft sein Leben lang bei den Kolonisten dienen und verliert damit nach und nach alles Interesse für die Heimat und die Stammverwandten im Kraal und endet als Christ und civilisierter Arbeiter in irgend einer Stadt.

Bei den wilden Kaffern dagegen ist es Sitte, daß die Weiber alle Arbeit verrichten, indem sie die Hütten bauen und unterhalten, die Herden besorgen und die Nahrung

zubereiten, während der Mann fortwährend auf Kriegszüge und andere Abenteuer ausgeht.

Ein Weib kostet den Kaffer gewöhnlich acht Ochsen, die bei den Engländern für 5—8 Pfund Sterling gekauft werden können, in Kriegszeiten aber mit Gewalt geraubt werden. Er hat eine Schwäche für schöne bunte Kleider, woher es kommt, daß so viele Ehen seiner Eitelkeit wegen zerstört werden.

Ist es ihm aber gelungen, sich drei oder noch mehr Weiber und ebenso viele heiratsfähige Töchter zu verschaffen, dann wird er als sehr wohlhabend betrachtet und als ein mächtiger Mann respektiert. Er läßt sich dann im Kraal nieder, raucht seine Pfeife, schnupft und trinkt „Tjoala", ein selbstbereitetes Getränk aus indianischem Korn.

Die jungen Weiber werden als eine willenlose Handelsware betrachtet und ihr Wert nach Jugend und Aussehen vom Vater des Verkäufers taxiert. Die Ceremonie mit Pfarrer und Ausstattung, Eheverkündung und alles was dazu gehört, wird als ganz überflüssig betrachtet. An deren Stelle wird der Handel ganz einfach dadurch besiegelt, daß die Braut mit einer besonderen roten Farbe*) auf Nase und Wangen zur Verschönerung angestrichen und so dem Käufer übergeben wird, welcher zur Feier der Hochzeit einige „Kalabassen" oder Gläser „Kafferbeer" mit mehr Würde als gewöhnlich trinkt. Die gleiche Einfachheit herrscht auch in Bezug auf die Ausstattung, so daß die Braut ziemlich „entblößt" ihren Einzug in die Hütte des Mannes hält, die nicht mit Möbeln überladen ist.

Ein Kardinalfehler der Kaffern ist ihre Vorliebe für Diebstahl und Raub. Da sie sich mit gutem Grund von ihrem früheren Weidegebiet verdrängt sehen, so suchen sie, so oft sich Gelegenheit bietet, das weidende Vieh der Kolonisten

*) Eine Art roter Thon.

zu rauben, und diese mit großer List und Verschlagenheit ausgeführten Diebstähle geben meist Anlaß zu Streit und Krieg. Da der einen Unthat leicht eine andere auf dem Fuße folgt, so kommt dazu noch Mordbrennerei, um das Verbrechen zu verhehlen, und dann ist der Krieg wieder im vollen Gange. Obschon die Engländer jeden Krawall so schnell als möglich zu unterdrücken suchen, so ist ihnen doch im Geheimen der Krieg nicht ganz unerwünscht, denn ein solcher hat immer auf Kosten der Kaffern einen guten Gewinn an Land zur Folge, während die Eingeborenen natürlich für die Folge stets den Kürzeren ziehen.

Ich fand die Lebensgewohnheiten dieser Eingeborenen der Kapkolonien sehr unreinlich. Während der kalten Jahreszeit, die vom Mai bis August dauert, pflegen sie gewöhnlich den Körper mit geschmolzenem Ochsenfett einzuschmieren, und die jungen Weiber, wahrscheinlich um ihre Schönheit zu vermehren, bestreichen das Gesicht mit einer Art rotem Thon, der als Schminke dient. Daraus ersieht man, daß die Evastöchter auch im „dunkelsten Afrika" ihre kleinen Kniffe verstehen, um die nichts böses ahnenden Männer in ihre Netze zu locken. Ich bin mit den meisten Stämmen in Berührung gekommen, die sich zwischen dem Punguefluß und Kapstadt aufhalten, und habe gefunden, daß gerade die Eingeborenen in den Kapkolonien am unreinlichsten sind; an Verstand aber sind sie den übrigen Stämmen in Südafrika vollständig ebenbürtig, wenn nicht überlegen, denn die letzten zwanzig Jahre haben Wunder unter ihnen gethan. Die Eingeborenen in der Kapkolonie sind jetzt stimmberechtigt, was in keiner anderen Kolonie der Fall ist und könnten somit als besser behandelt angesehen werden, als die Weißen, die sog. „Uitlanders" in Transvaal im gegenwärtigen Augenblick. Alle Eingeborenen zwischen Kapstadt und Zambesi tragen den gemeinsamen Namen Kaffern, sind aber nicht gleichen

Stammes. Da sind die Gaikas, Galekas, Basutos, Pondos, Zulus, Swazies, Shangans, Machoppis, Matabele, Mashona und die Sekekunistämme, deren Sitten und Bräuche verschieden sind. Ich habe gefunden, daß alle Kaffern ein gemeinsames Nationalgetränk, „Tjoala“ genannt, besitzen, das aus Mais bereitet wird. Dieses Getränk ist säuerlich und dick, löscht den Durst und ist auch sättigend. Es wird von Männern, Weibern und Kindern genossen und ist zugleich berauschend. Nicht selten trifft man einen ganzen Kaffernkraal bei Gelegenheit eines Festes in der aufgeräumtesten Stimmung infolge dieses Getränkes.

Die jungen ledigen Weiber sind sehr dem Putz ergeben, der meistens aus Glasperlen und Messingdrähten besteht. Durch Gespräche mit „Traders“ (Handelsleuten) unter den Kaffern habe ich erfahren, daß die Weiber namentlich in Bezug auf Perlen sehr schwer zu befriedigen sind, und sie sind ebenso wie ihre civilisierten weißen Schwestern Sklaven der Mode. Der Favoritin eines Häuptlings kommt vielleicht der Einfall, daß weiße Perlen besser für sie passen als schwarze; sogleich heißt es überall, daß die „Inkosikaas“ (Name der Königin oder vornehmsten Frau des Häuptlings) weiße Perlen trage und so wird dies auf einmal fashionabel.

Die Stämme reden verschiedene Sprachen; die vornehmste ist die Zulusprache, die von den Zulus, Swazies und Matabeles gesprochen wird, welche früher zu einem einzigen Stamme verbunden waren, sich aber infolge gegenseitiger Streitigkeiten von einander getrennt hatten.

Die Basutosprache ist, wie es heißt, am schwersten zu erlernen. Alle Eingeborenen haben großen Respekt und Furcht vor den sog. „Hexendoktoren“, die, wie behauptet wird, Regen voraussagen und Regen herbeizaubern können, wenn es nötig ist, Krankheiten zu beschwören, gestohlenes Gut herbeizuschaffen verstehen u. s. w. und in ihrer Art

unseren sog. „klugen Frauen“ entsprechen. Diese „Doktoren“ sind sehr schlau und listig, aber es kommt auch vor, daß sie Mißgriffe begehen; dann macht der Häuptling wenig Umstände und der „Doktor“ wird ohne weiteres getötet.

In moralischer Hinsicht stehen die Eingeborenen, deren Kraals von den Städten am weitesten entfernt sind, auf einer höheren Stufe, als die anderen. Der gerade aus seinem Kraal gekommene rohe Eingeborene ist ein williger Arbeiter, zugleich gelehrig, und sucht auf jede Weise seinen „Baas“ (Meister) zu befriedigen. Der sog. civilisierte oder christliche Eingeborene spricht englisch und singt Hymnen, ahmt die Kleidertracht der höheren weißen Klassen nach und die schlechten Sitten der unteren. Er ist gewöhnlich untauglich zu harter Arbeit und hält es unter seiner Würde, Hacke und Spaten zu benützen. Man sieht ihn gewöhnlich in Engrosgeschäften oder als Koch u. dgl. angestellt, wo er sich nicht anzustrengen braucht. Die Bekehrung zum Christentum hat unter den Eingeborenen Südafrikas bisher keine sonderlichen Fortschritte gemacht, und die meisten der christlichen Eingeborenen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, waren nach meiner Ansicht verfehlt und machten den vielen wohlthätigen Missionsstiftungen, die in ganz Europa zur Verbreitung von Licht und Bildung unter den südafrikanischen Eingeborenen existieren, keine Ehre. Ich will jedoch nicht behaupten, daß die Missionsarbeit ein ganz und gar mißlungenes Unternehmen wäre, nein, weit entfernt, aber was ich nachweisen will, das ist, daß der bekehrte und civilisierte Eingeborene nicht von der gleichen Zuverlässigkeit in seiner Arbeit ist, wie der rohe und ungebildete. In der Kapkolonie und in Natal ist es dem Eingeborenen gestattet, Land zu kaufen und zu besitzen; in den Republiken Transvaal und Oranje-Freistaat kommt ihm kein solches Recht zu.



Sohn des Gaikahäuptlings.

10. Zweites Treffen bei Donau.

Als die Regenperiode zu Ende ging und die Kaffern sich wieder zu regen begannen, befanden wir uns täglich auf Streifzügen in der Gegend um Donau.

Eines Tages hatten wir gerade unser Lager neben dem niedergebrannten Kraal aufgeschlagen und waren mit unserem Mittagsmahl beschäftigt (das aus an Ladestöcken gebratenem Schaffleisch und sonst nichts bestand, denn den Schiffszwieback und was mit dazu gehörte, hatte der Regen verdorben), als wir Schüsse von den ringsum in der Entfernung von dreihundert Metern aufgestellten Wachen hörten.

„Alle Mann in's Gewehr!“ wurde kommandiert als wir aufgestellt waren, worauf schnell ein Piket von 50 Mann mit einem Hauptmann zu Pferde in der Richtung des Alarmes hinaus eilte.

Die übrigen folgten in kurzer Entfernung und bald entdeckten wir, daß die ganze Ebene von Eingeborenen wimmelte, die in geordneten Kolonnen in einer Entfernung von 800—1000 Metern herannahten.

Nun wurde die Sache ernsthaft.

Wir waren an Zahl bedeutend unterlegen, da die größte Stärke der Schwarzen wenigstens 1000 Mann betrug, von denen ein großer Teil beritten war.

Da die Entfernung noch sehr groß war und jeder Mann nicht mehr als 75 Schüsse im Tornister hatte, so stellten wir uns in Kette auf und nahmen Deckung hinter einem Hügel, der uns von den Schwarzen trennte.

Mit einigen Neunpfündern hätten wir ihnen die Spitze bieten können, aber nun lautete die Ordre dahin, zu schießen, sobald die Entfernung es erlaubte und dann in guter Ordnung zu retirieren.

Die Schwarzen, die unsere Stärke nicht übersehen konnten, da wir im Grase lagen, waren auf etwa 700 Meter

Entfernung herangekommen, als unsere erste Salve knallte und schnell durch ihre, wie es schien, recht guten Gewehre beantwortet wurde. Man hörte ein eigentümlich pfeifendes Geräusch, als die Kugeln über unseren Köpfen die Luft durchschnitten ohne jemanden zu treffen.

Unsere eigenen Schüsse schienen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, denn der ganze Trupp hielt im Laufen inne und schien zu überlegen. In naher Entfernung von ihnen befand sich ein kleiner Hügel, den sie schnell besetzten und dort guten Schutz für ihre weiteren Operationen fanden. Nun überschütteten sie uns mit einem Hagel von Kugeln und wir mußten unterdessen, so gut wie es sich thun ließ, den Rückzug antreten.

Am nächsten Hügel faßten wir von neuem einigermaßen gedeckt Posto, und dann brach wieder Salve auf Salve los, sobald Aussicht auf Treffsicherheit war. Dieses Probeschießen dauerte eine gute Weile von beiden Seiten mit geringem Erfolg, bis sich plötzlich ein gewaltiges Geheul hören ließ und die Kaffern hinter ihrem Hügel hervor auf uns zu gesprungen kamen.

„Spart die Schüsse, bis sie näher kommen," schrie Lieutenant Mac Pherson, „und zielt gut Jungens, denn nun gilt es."

Auf halbem Wege wurden sie von unserer Generalsalve empfangen, welche die gute Wirkung hatte, daß sie ihren Anlauf mäßigten und schließlich stehen blieben. Sie waren nun so nahe, daß wir deutlich sehen konnten, wie sie ihre Assegais (Spieße) gegen uns schüttelten und bereit standen, die Attacke zu vollenden. Nun schmetterte ihnen unsere zweite Generalsalve entgegen und unsere unvermutet große Anzahl schien sie unsicher zu machen. Stiegweise fielen sie unter unserem Blei und wir unterhielten ein gleichmäßiges Feuer, solange wir eine Patrone übrig hatten.

Im Nu blieb die Schar stehen und warf sich in das schützende hohe Gras nieder. Wir wußten nicht, was im nächsten Augenblick geschehen sollte und die Trompeter hatten bereits Befehl erhalten, zum Rückzug zu blasen, als wir ein Signalhorn weit draußen auf der Ebene hinter dem Rücken des Feindes hörten. Im gleichen Moment entdeckte einer von den „Pullen Rangers" von seinem Platze aus ein englisches Reiterregiment, das auf den Feind lossprengte, der in wildester Flucht sich gleich Spreu im Winde zerstreute. In diesem Treffen würde der Feind unfehlbar umzingelt und bis auf den letzten Mann vernichtet worden sein, wenn wir unsererseits beritten gewesen wären. Nun entzogen sich die meisten dem Kampfe, trotz dem Angriff, den wir nun im Sturmmarsch in der Richtung unserer ersten Stellung unternahmen. Wir zählten elf tote Feinde auf dem Platze, wo unsere erste Salve getroffen hatte, aber auf ihrer eigentlichen Angriffslinie doppelt bis dreifach mehr. Die Reiterei, die uns jetzt anrief, bestand aus dreihundert Mann der „Frontier Armed Mounters," die in einem Wagen die nötige Munition für die Donautruppen mitführte.

Wir gratulierten einander zu dem guten Resultat und beeilten uns dann, unseren verwundeten Kameraden helfende Hand zu reichen. Es waren deren drei von unserer Kompagnie, die nun so gut es möglich war, auf den Wagen gebettet wurden. Einer von ihnen war früher mein Kamerad bei dem Eisenbahnbau in „Little Kaboosie" gewesen, ein Deutscher mit Namen Borkenhagen, bei der ganzen Kompagnie beliebt.

Unsere berittenen Waffenbrüder berichteten nun, daß die ersten Schüsse, die wir mit den Schwarzen gewechselt hatten, in Donau gehört worden seien, was den Kommandanten zu der glücklichen Maßregel veranlaßt hatte, die „Frontiers" abzusenden, ohne deren Hilfe wir jetzt sicherlich bis auf den letzten Mann niedergemacht worden wären.

Wir begaben uns nun alle nach Donau, das Schlachtfeld den Kaffern überlassend, falls sie ihre Toten begraben wollten, deren ich von einem der Hügel aus an die vierzig zählte. Der Tag, einer der blutigsten in diesem Kriege, ging nun zu Ende, und es war bereits dunkel, als wir unseren feierlichen Einzug in Donau hielten, mit Jubelrufen von seiner ganzen Bevölkerung begrüßt.

Die meisten der „Kayroad Borghers" waren so ermüdet und erschöpft — auch mein schoonischer Kamerad und ich —, daß wir nicht mehr unseren gewöhnlichen Abendthee zu bereiten vermochten, sondern uns mit einem Stück hartem Brot begnügten, das wir mit Wasser hinabspülten und uns darauf in die nassen Mäntel hüllten, um die nötige Ruhe zu suchen, unsere einzige Belohnung für das gute Verhalten im Kampfe.

* * *

Da der Feind nach dieser Affäre völlig zerstreut schien und in der nächsten Zeit sich keiner mehr in der Gegend von Donau zeigte, so wurden wir wieder nach Kayroad zurückbeordert, wo wir auf der Plattform der Eisenbahn mit Jubel- und Hurrahrufen begrüßt wurden.

Der Kommandant hielt uns zu Ehren eine Rede „im Namen der Königin Viktoria" und dankte uns für die Tapferkeit und den Mut, die wir gezeigt, wodurch wir uns nicht allein als wirkliche Engländer bewiesen, sondern auch unserem Namen über das Gebiet der Kolonie hinaus Ehre gemacht hätten.

Wir fühlten uns natürlich nicht wenig stolz über diesen feierlichen Empfang und unsere zurückgebliebenen Kameraden vernahmen nicht ohne Neid den Bericht über unsere Thaten. Noch lange nach dem Signal „Licht aus" mußten wir sie mit dem Erzählen aller Details dieser Expedition unterhalten.

Nun folgten einige Wochen ungestörter Ruhe für uns in Kayroad, in denen sich die Wolken des Krieges von unserem Gebiet nach „Perre Bush“ verzogen, wo der Rest der Krieger des jungen Häuptlings von den englischen regulären Truppen, zu denen zwei neue Regimenter aus dem Mutterlande gekommen waren, eingeschlossen gehalten wurde. Während dieser Einsperrung litten die Kaffern solche Hungersnot, daß ihre Weiber und Kinder den Wald übergaben und sich von den Engländern gefangen nehmen ließen, die sie unter guter Behandlung hinab nach King Williamstown sandten.

Sie waren völlig ausgehungert und von allem entblößt. Die Männer dagegen behaupteten auch ferner ihre Stellung und boten dem Feind die Spitze.

„Perre Bush“ wurde ununterbrochen bombardiert, und man erwartete, daß sog. „Stückbomben“ vollenden würden, was Kartätschen und Granaten begonnen hatten, aber vergebens.

11. Ein Pianokonzert in der Wildnis.

Nach mehrtägiger Ruhe wurde unsere Stärke hinauskommandiert als Eskorte für 25 Schlachtochsen, die auf Rechnung des Kommissariates an das Belagerungsheer bei „Perre Bush“ geliefert werden sollten. Diese Expedition lief so ziemlich ohne Abenteuer ab, obwohl die Ochsen mit einem gewissen Widerwillen mitten unter dem Donner der Kanonen ihrem sicheren Untergang entgegen gingen. Wir betrachteten aus der Nähe diese Belagerungsarmee, nach modernem europäischen Muster eingerichtet, und bedauerten

die armen Wilden, welche zu widerstehen und die Wirkung dieser Höllenmaschinen auszuhalten suchten.

Auf dem Rückwege unternahmen wir eine zweitägige Patrouille, um den Ort aufzusuchen, an dem sich die Schwarzen wahrscheinlich befanden, die man neulich bei einem Farmerhause ca. 15 englische Meilen von Kayroad bemerkt hatte. Wir fanden dieses Haus, oder besser gesagt, dessen Asche, aber keine Spur von den Schwarzen. Unsere Truppe, 150 Mann, marschierte deshalb noch eine Strecke weiter nach einer dritten Farm, die zwar übergeben, aber nicht niedergebrannt war. Hier lagerten wir uns am Nachmittag.

Wir nahmen das verlassene Haus in Besitz und untersuchten es vom Boden bis zum Keller. Unter den zurückgelassenen Gegenständen befand sich auch ein altes Piano, einige Porzellanscherben, der eine und andere Stuhl auf drei Beinen und — last but not least — einige abgetragene Frauenkleider und ein Sonnenschirm.

Der Eigentümer hatte wahrscheinlich alles von Wert retten können, das übrigbleibende aber, das höchstens einige Schillinge wert war, hatte er preisgegeben, da es der Mühe des Transportes nicht wert war. Es war ein schöner Abend mit Mondschein und klarem Himmel, und da wir nach eingenommener Mahlzeit uns weniger müde fühlten, als gewöhnlich und unsere Wachen in der Nachbarschaft nichts Lebendiges entdecken konnten, als eine alte ausgehungerte Katze, die sich über den Besuch freute, so beschlossen wir, uns an diesem Abend zu unterhalten und zu musizieren.

Das Piano wurde hinaus auf den Rasen getragen, und einige „Pullen Rangers“, die unsere „Musiker“ waren, ließen sich nieder und traktierten dasselbe. Es gelang ihnen wirklich, dem alten Ding einige Laute zu entlocken, die an die wohlbekannten Töne: „Auld long syne“ und „Cheer

boys cheer“ und mehrere andere „vaterländische“ Lieder erinnerten. Die Engländer fühlten ihren Patriotismus steigen und hundert mehr oder weniger tiefe Bässe fielen ein und erhöhten den Effekt dieses Konzertes in der Wildnis, das wohl einzig in seiner Art war. Stärke fehlte dieser „lieblichen“ Musik keineswegs; wir Zuhörer vernahmen das Echo in den Bergen und Thälern. Als das ganze Repertoir auf diese Weise erschöpft war, begann man zu tanzen, wobei es dank den vorhin erwähnten Kleidern nicht an Vertretern des schönen Geschlechtes fehlte. Das Vergnügen hatte den Höhepunkt erreicht und der Tanz ging vortrefflich. Die als Damen verkleideten „Rangers“ erfreuten sich großer Nachfrage und ihre Versuche, in ihrem ganzen Benehmen Damen zu agieren, entlockten uns wahre Salven von Gelächter. Nichtsdestoweniger spielten sie ihre Rollen ganz natürlich und ernteten ungeheueren Beifall.

Gerade als die Tanzenden am eifrigsten kreisten, begann das Piano auf einmal zu streiken, wahrscheinlich infolge fehlender Sanftheit im Vortrag, weil der Pianist, was kein Wunder war, etwas plumpe Hände besaß. Genug, eine Saite nach der anderen riß, so daß die Musik immer defekter wurde. Nach und nach stellte man das Tanzen ein und lagerte sich um die Wachtfeuer, wo Pfeifen und Spielkarten zum Vorschein kamen.

Einer dieser „Abendzirkel“ war unter einen großen Blue Gumsbaum verlegt worden, und als die Mondstrahlen durch das Laubwerk drangen und auf die Gruppe der Spieler fielen, da erzeugte dies einen der größten dramatischen Effekte.

Bald ließ der Lärm nach und die Feuer erloschen. Die regelmäßigen Schritte des Gewehrpostens und dessen eintönige Rufe wurden schließlich von einem gewaltigen Schnarchen und dann und wann einem entfernten Geheul unterbrochen, welch letzteres zu erkennen gab, daß auch Hyäne

und Schakal Zuhörer bei unserem nächtlichen Konzert gewesen waren.

Wer weiß? Vielleicht wollten sie uns bloß aus Dankbarkeit mit einigen vaterländischen Tönen nach ihrem Geschmacke huldigen?

* * *

Bei Tagesanbruch waren wir alle wieder auf den Beinen, eifrig mit unseren Kochapparaten beschäftigt, von denen sich in jedem Tornister einer vorfand. Unser Frühstück: Schiffszwieback, konserviertes Fleisch, „gesalzenes Pferd“ genannt und Cichorienkaffee, war bald eingenommen, und nun entstand die Frage, was wir mit dem Piano und der alten Katze, die wir „Sandilly“ getauft hatten, machen sollten.

Schließlich erhielten die „Pullen Rangers“ von ihren Offizieren Erlaubnis, diese „Prachtdinge“ zu „annektieren“ als eine Erinnerung an den Krieg, da Grund zu der Vermutung vorhanden war, daß ihre Musikliebhaber größeren Nutzen davon haben würden, als der Farmer, der sein Eigentum im Stiche gelassen hatte und vielleicht nicht mehr am Leben war.

Die Männer, erfreut über dieses Andenken, beluden sich mit großer Mühe mit den beiden Musikinstrumenten, sowohl dem lebendigen als dem toten, das später mit seinen Tönen unser Herz erfreute und unsere Schritte beschleunigte, wenn am Abend die Lagerfeuer angezündet wurden. Erst als wir uns Kayroad näherten, dessen Kommandant sehr streng auf Disziplin hielt, mußte es zurückgelassen werden, hatte aber noch einige Male bei unseren Libationen Dienste zu thun. Zuletzt landete das merkwürdige Musikinstrument bei den Köchen in seiner Eigenschaft als prächtiges Brennholz — ein schlechtes Ende eines so strahlenden Daseins.

Der Krieg näherte sich nun seinem Schlusse. Seit der Gaikastamm nach dem Kampfe bei Donau und dem Fall seines Häuptlings sozusagen den Todesstoß erhalten hatte, handelte es sich bloß darum, den weiter im Norden streitenden, mit Sandilly verbundenen Gallekastamm zu bekämpfen, dessen Häuptling Kreli bereits große Niederlagen in Treffen gegen die Regulären erlitten hatte.

Wir Freiwilligen fanden keine Verwendung auf dem letztern Kriegsschauplatz, sondern wurden kurz darauf, 50 Mann stark nach Greytown abgesandt, um Polizei- und Wachtdienste zu leisten unter 2000 friedlich gestimmten Eingeborenen, die nicht an den Unruhen teilgenommen hatten, aber als nicht ganz zuverlässig betrachtet wurden. Dieser Ort war ein Städtchen mit Schenken und diversen Handwerkern und Handeltreibenden, die um das Fort Cunningham, eine kleinere Festung, ihre Wohnungen mitten unter die zahlreichen Kraale der Eingeborenen gebaut hatten.

Diese Kaffern wurden auch zum Gaikastamme gerechnet, hatten sich aber bisher nicht in die Streitigkeiten gemischt. Der Ort liegt zehn Meilen von Big Kaboosie entfernt und wurde gewöhnlich von 50 Mann vom Frontier Armed Mounters-Regiment verteidigt.

Der Unterhäuptling Sandillys an diesem Ort, hatte das Christentum angenommen und beschäftigte sich viel mit den englischen Missionaren, welche überall die kriegerischen Gefühle der Eingeborenen zu dämpfen suchten. Daher kam es, daß wir wenig oder nichts zu thun hatten und recht gute Tage verlebten, selbstverständlich ein wenig einförmig. Als wir einige Zeit so in Diensten gestanden hatten, wurde eine Petition an die Regierung gesandt mit dem Ersuchen, sie möchte uns in die Nähe des Kriegsschauplatzes kommandieren lassen, ein Wunsch, der sicher aus dem angeführten Grund keinen Beifall verdiente, trotzdem aber so gut auf-

genommen wurde, daß man uns statt dessen das Vergnügen machte, den Sold extra um einen Schilling pro Tag zu erhöhen. So dauerte es ca. drei Monate, während welcher Zeit wir nichts anderes zu thun hatten, als die Eingeborenen und ihr Leben zu studieren und in der Entfernung den Verlauf der Kriegsereignisse zu verfolgen.

Schließlich fanden sich die Kaffern bei „Perre Bush“ ganz umringt und waren nach einem mißlungenen Befreiungsversuch genötigt, zu kapitulieren, wobei der Häuptlingssohn zu zwanzigjährigem Gefängnis auf Roben Island verurteilt wurde, seine nächsten Ratgeber aber zu 5 bis 10 Jahren Kerker, womit dieser Krieg nach sechsmonatlichem Blutvergießen zu Ende war.

---

12. Wieder in Civilkleidern.

Sobald die Nachricht von der Gefangennahme des Häuptlings nach Greytown gelangt war, wurde alle Mannschaft, die zu den Freiwilligen der „Pullen Rangers“ und „Kayroad Borghers“ gehörte, hinab nach Kayroad beordert, wo die Entlassung stattfinden sollte. Wir hatten nämlich den Werbungsvertrag nur für die Dauer des Gaikakrieges abgeschlossen, und waren sehr zufrieden mit der Wendung der Dinge in unserer einförmigen Lage.

In Kayroad sahen wir eine gewaltige Menge Vieh, das im Krieg den Kaffern abgenommen worden war und nun auf Rechnung der Einfanger auf einer Auktion in King Williamstown verkauft werden sollte.

Gleichwohl sahen wir nicht ohne Unruhe dem Tage der Entlassung entgegen, denn was sollten wir dann alle vornehmen?

Was mich betrifft, so hatte ich kaum begonnen, über dieses, für die meisten sehr kitzliche Problem nachzudenken, als Lieutenant Mc Pherson, bei dem ich während des Dienstes ein wenig in Gunst gekommen war, mich auf die Seite führte und mich wohlwollend wie immer fragte:

„Nun, mein Junge, was gedenkst du nun zu thun, wenn der Krieg zu Ende ist?"

Ich antwortete, daß sich wohl ein Ausweg finden würde, worauf er sich gütig erbot, mich einem bekannten Ingenieur Mr. Williams zu empfehlen, der eines — Kochs bedurfte.

Die Sache war die, daß meine geringen Verdienste um die Kochkunst während der Lagerzeit, wo wir der Reihe nach in einer sogenannten Messe von 6 Mann unsere eigenen Köche gewesen waren, ihm zu Ohren gekommen waren und Veranlassung gegeben hatten, größere Kenntnisse in dieser Kunst bei mir zu vermuten, als ich in Wirklichkeit besaß. Ich bat um eine Bedenkzeit von einigen Tagen bis nach der Entlassung, und nun erhielt ich ein Freibillet nach King Williamstown, wohin Bartreß, mein treuer Begleiter und ich am folgenden Tage abreisten, um neue Kleider zu kaufen.

Wir kamen uns alle reich vor und wollten unsere Freiheit genießen, denn unsere Taschen waren gut mit englischem Geld gespickt und wir selber dem blutigen Spiele heil und gesund entgangen.

In King Williamstown wurden die meisten Freiwilligen entlassen, so daß bei unserer Ankunft schon ein ziemliches Gedränge in der Stadt herrschte. Wirtshäuser und Kaufläden machten gute Geschäfte.

Nun konnte man sehen, woraus dieses kosmopolitische Kriegsheer zusammengesetzt war. Ueberall herrschte eine babylonische Sprachenverwirrung, schlimmer aber war es, daß jetzt alle Fesseln der Disziplin gelöst und die früheren Vater-

landsverteidiger und Aufrechthalter der Ordnung gerade diejenigen waren, die am meisten Unordnung verursachten. Kurz, sie konnten ihre Freude über die neuerworbene Freiheit nicht beherrschen.

In einer Restauration trafen Bartreß und ich unsern Freund Liebermann und wir mußten die Bekanntschaft mit einigen Gläsern auffrischen. Nun erzählten wir uns unsere Kriegsabenteuer und fanden, daß er bei seinem Pferderegiment weit größere Triumphe geerntet hatte als wir, Triumphe, die immer großartiger und berühmter wurden, je mehr Seidel er sich zu Gemüte führte. Nach seiner Ansicht hatte er auch in der Kriegskunst Meisterschaft erreicht und es durfte sich deshalb im Lande kaum ein Ebenbürtiger finden. Als wir von dem gemütlichen Bürstenbinder herzlich Abschied genommen und er uns ein frohes Wiedersehen gewünscht hatte, gingen wir in die Stadt, deren Häuser infolge der ungewissen Ausdehnung des Krieges mit Schießscharten und Fensterläden versehen worden waren, und eilten nach der nächsten Kleiderhandlung, um neue Anzüge zu erwerben. Mit der neuen Kleidung erreichte auch unser Mut den Höhepunkt und ich für mich würde wohl kaum auf das Anerbieten, Koch zu werden, reflektiert haben, wenn jemand anderes dasselbe gemacht hätte.

Indessen mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden und da mein Landsmann, der mich als ein Kind betrachtete, und selbst noch ohne Beschäftigung war, mir riet, auf den Vorschlag einzugehen, so nahm ich nicht ohne Schmerz Abschied von ihm und eilte zu dem vortrefflichen Lieutenant in Kayroad.

„So geh, Junge,“ scherzte Bartreß beim Abschied, „und suche dein Glück in der Küche, und findest du es dort nicht, so brauchst du wenigstens nicht Hunger zu leiden!“

Erst viele Jahre später sah ich meinen Freund Bartreß wieder, dem ich zwar vieles zu verdanken hatte, nicht aber

meine Fertigkeit in der englischen Sprache, die ich nun erst jetzt im Ernst erlernte.

Lieutenant Mc. Pherson sah mich mit Vergnügen wieder in meinen engen Civilkleidern und begleitete mich sofort zu dem künftigen Prinzipal, dem Bahningenieur Williams, der in der Nähe wohnte.

Es war ein Mann von 45 Jahren, Irländer, unverheiratet und von freundlichem Wesen. Es entspann sich nun zwischen uns dreien ein Gespräch, in welchem der gute Lieutenant mein kulinarisches Talent so rosig als möglich auszumalen und besonders meine Leistungen in der Messe zu betonen suchte.

Ich selber bekannte der Wahrheit gemäß, daß meine Kenntnisse in der edlen Kochkunst ziemlich gering seien, daß ich aber mein bestes thun wollte.

„Well, Ihr könnt wohl wenigstens ein Beefsteak oder einen Muttonchop braten, vermute ich?" fragte Mr. Williams.

„Allright," war meine mehr kecke als aufrichtige Antwort, „auch Suppe kochen, wenn es nötig ist, aber an Dessert und feineres Backwerk wage ich mich nicht!"

„Ist auch nicht nötig," tröstete er, sowohl Dawson als ich sind an einfache, kräftige, weil am meisten für dieses Klima passende Nahrung gewöhnt."

Damit war dieses Examen überstanden und als der Lieutenant noch einige meinem neuen Berufe schmeichelnde Worte gesprochen hatte, wurde ich förmlich angestellt gegen eine monatliche Löhnung von 9 Pfund Sterling und man gab mir als Gehülfen für alle äußeren und einfacheren, dem Küchengebiet angehörenden Geschäfte zwei Eingeborene bei.

Noch am gleichen Tage erhielt ich Befehl, hinab nach East-London zu reisen, in dessen Vorstadt Paumure die beiden Ingenieure ihre Wohnung hatten, damit alles zu ihrer Ankunft bereit wäre. Sie waren an der Paumure-

Queenstown-Eisenbahn angestellt und Mr. Williams hatte in Abwesenheit des Oberingenieurs während 6 Monaten dessen Dienst zu versehen.

Das Haus des Chef-Ingenieurs, in dem ich bei der Ankunft in der Stadt installiert wurde, war eines der größten und enthielt auch die centralen Bureaus nebst Personal der Eisenbahn.

Es war ohne Vergleich das schönste, das ich bisher in Afrika betreten hatte, und es geschah mit einem eigenen Gefühl der Unwürdigkeit, daß ich diesen Platz in Besitz nahm. Auch war die Versetzung aus den Wildnissen der Kaffern nach diesem Brennpunkt der Civilisation ein ziemlich jäher Wechsel für eine Person mit meinen damaligen Qualifikationen und ich verwunderte mich noch lange nachher sowohl über meine Unverschämtheit als das bewundernswürdige Vertrauen meiner Vorgesetzten auf dieses Engagement.

Indessen gelang mein Debut als Koch über alles Erwarten gut und die beiden Herren erklärten sich mit den Erzeugnissen meiner Kunst zufrieden, was bewies, daß sie nicht verwöhnt waren. Ich variierte mein einfaches Programm nach besten Kräften und, etwas sicherer geworden, wagte ich mich auf unbekannte Gebiete dieser edlen Kunst, indem ich Gerichte nach eigener Komposition produzierte.

Als ein Beispiel meiner Extravaganzen in dieser Hinsicht erwähne ich, daß Herrn Dawsons Lieblingsgericht, Fleischklöße, nach schwedischer Methode zubereitet werden sollte, wobei ich des größern Effektes wegen noch einen Teil Puderzucker und ein Paket Backpulver zusetzte, das letztere, um die Klöße besser „aufgehen“ zu machen.

Diesmal mißlang jedoch das Experiment, denn ich erhielt von diesem „mixtum compositum“ einen bittern, sauern und süßen Geschmack zugleich.

Als nun Mittag vor der Thüre stand, war guter Rat teuer. Mit einem weiteren Zuckerzusatz hätte es zum Nachtisch gepaßt, aber ein Fleischgericht war nötiger zum Mittag. Also stürzte ich die Masse wieder in die Bratpfanne, zerteilte die Klöße zu einer homogenen Masse, fügte tüchtig Pfeffer hinzu und brachte am Ende einen großen Fleischkloß zustande, der nach Aussehen dem Hachis de Boeuf oder Fleischfarce der Franzosen glich, natürlich mit einem „eigentümlichen" Geschmack.

Meine beiden Herren aßen nichtsdestoweniger das Gericht mit gutem Appetit, indem sie es jedenfalls als einen Leckerbissen betrachteten, der nur in „Sweden" erfunden worden war, weshalb sie mich auch nach dem Namen desselben fragten.

Diese Frage traf mich so unvorbereitet, daß mir keine Antwort einfiel, worauf sie es selber „Lappskojs"*) tauften, ein Gericht, von dem sie unter skandinavischen Seeleuten sprechen gehört hatten. Da der viele Pfeffer ihm einen zu starken Nachgeschmack im Munde zurückließ, so erhielt ich nach dem Mittag von Mr. Williams den Rat, mich in Zukunft mehr an den „englischen Speisezettel" zu halten. Ich selbst war froh, daß das „Experiment" keine schlimmeren Folgen für die „englischen Mägen" hatte und fand es von nun an rätlicher, meine „Ausschweifungen" in der Magenfrage zu beschränken.

Drei Monate lang hatte ich es so gut wie „die Perle in Gold" in der Küche dieser vortrefflichen Ingenieure und dachte just darüber nach, ob ich nicht nach beendeter Dienstzeit auf Grund der Zeugnisse und Empfehlungen, die ich

---

*) Eigentlich „Labskous" = eine Art Ragout aus Fleischresten. **Der Uebersetzer.**

bereits gesammelt hatte, eine Anstellung in der Königlichen Küche in London suchen sollte, als ein Ereignis eintrat, das für immer meinen ehrgeizigen Träumen von Ruhm auf dem kulinarischen Gebiet ein Ende machte.

---

13. Kaffrarian Vanguard.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich eine solche Fertigkeit in der (englischen) Sprache erlangt, daß ich mich getrost mit jedem beliebigen Weißen in ein Gespräch einlassen konnte, und da das Jünglingsherz oft empfänglich ist für „das reine Gefallen der Freundschaft", wie einer von unsern Dichtern sich so schön ausdrückt, so suchte und fand ich auch bald unter meinen Altersgenossen einen neuen Freund, mit dem ich Freud und Leid teilte.

Er hieß Parker, war von englischer Geburt, und als Kommis (als „Buchfink", wie man sich hier scherzhaft ausdrückte) in dem Gewürzladen angestellt, der die Küche mit einer Menge von Bedürfnissen versah.

Wir hatten schon einige Zeit Bekanntschaft gemacht und uns in freien Stunden Gesellschaft geleistet, wobei er durch mich die näheren Details des Gaikakrieges vernahm, als er eines Tages zu mir kam und mir eine Annonce im „Kaffrarian Watchman", einer in King Williamstown erscheinenden Zeitung vorwies, daß der dortige Kommandant Schermbrucker eine neue Kompagnie anwerbe gegen die Zulukaffern, die in Natalland den Frieden gebrochen hatten.

Da meine Schilderungen von dem Gaikakrieg keineswegs abschreckend waren und es ihm ansprechender vorkam, sein Glück auf einer so ehrenvollen Bahn zu versuchen, statt als „Buchfink" hinter dem Ladentisch, so hatte er sich entschlossen,

„in den Krieg" zu gehen, wollte aber nicht ohne mich, seinen guten Freund, daran teilnehmen. Ich hatte mich schon an manchem andern seiner Abenteuer beteiligt, aber dieser Vorschlag kam mir nicht ganz gelegen, da ich an meinem Dienstort gut gedieh und mit meinen Prinzipalen monatliche Kündigung vereinbart hatte, falls ich austreten wollte.

Allein infolge seiner überzeugenden Argumente erwachte auch in mir die Lust nach Abenteuern und da man in dieser Welt leicht alles satt bekommt, selbst ein flottes Leben, so endete die Sache schließlich mit dem Entschluß, einander in den Krieg gegen die Zulukaffern zu begleiten.

Am schwersten war die Auflösung des Verhältnisses zu den beliebten Ingenieuren und trotz ihrer patriotischen Gesinnung ging es nicht anders, als daß ich ihnen an meiner Stelle einen andern Koch verschaffen mußte. Sie rieten mir zuletzt noch ab, suchten mir Furcht vor den Zulus, dem Totschießen, Verwundetwerden, dem Fieber u. s. w. einzujagen, aber umsonst. Gemeinschaftlich suchten wir beide Stellvertreter für uns und es gelang mir, für meine Prinzipale aus einem Hotel in Paumure einen wirklichen Koch zu erhalten, sicherlich zum großen Vorteil für den Tisch und die Gesundheit der beiden Engländer, worauf wir uns in größter Eile auf den Weg machten.

Während der Eisenbahnreise von East-London nach King Williamstown nahmen wir Mr. Schermbruckers Annonce in näheren Augenschein und fanden, daß es sich um Infanteristen handelte und daß niemand angenommen würde, der nicht eine gute Gesundheit besaß und mit Schußwaffen vertraut war. Wir fanden uns in dieser Beziehung vollständig geeignet und hegten große Hoffnungen von dem Dienst unter einem solchen Befehlshaber wie Schermbrucker,

der im Gaika- und Gallekakrieg bei einem „Pferderegiment" Offizier gewesen war und mit Auszeichnung gefochten hatte.

Dieser ausgezeichnete Krieger dürfte einer näheren Erwähnung wert sein. Er war von Geburt ein Deutscher und zog als Kapitän mit der früher erwähnten „deutschen Legion" aus. Als Soldat zeichnete er sich gleich von Anfang an aus, sowie als Kommunalmann und wurde von der Regierung, die auf ihn aufmerksam geworden war, in der Kolonialarmee verwendet, in der er die höchste Stufe erreichte. Schon vorher Mitglied des House of Assembly, des Parlamentes, war er in diesem Fall Regierungsvertreter und höchster Militärchef in King Williamstown mit höchstem persönlichen Ansehen. Er besaß ein imponierendes Aeußere und seine Gegenwart flößte Respekt und unbegrenztes Vertrauen ein. Ein richtiger Mann also.

Seine Truppe zeichnete sich ebenso sehr durch Disziplin wie durch Tapferkeit aus und trug im Kampfe gegen die Gaika- und Gallekastämme den Namen „Schermbruckers Horse". Ich selbst wurde während der zwölf Monate, in denen ich unter seinem Kommando stand, für ihn eingenommen und war in diesem Fall mit der Meinung meiner Kameraden einverstanden: daß wir uns keinen besseren Kommandanten wünschen könnten.

* * *

Bei unserer Ankunft in King Williamstown erhielten wir Zutritt bei dem Kommandanten Schermbrucker, der uns willkommen hieß und gebot, uns zu bestimmter Zeit auf dem Paradeplatz vor der Stadt einzufinden, wo er sich persönlich von unserer Schießtüchtigkeit überzeugen wolle.

Der Name des Kapitäns hatte viele Aspiranten angelockt, denn als wir auf dem Sammelplatze erschienen, fanden wir

bereits ca. 200 Mann anwesend, unter denen nun die Tauglichen für die neue Kompagnie ausgewählt werden sollten. Nachher vernahmen wir, daß sich wenigstens 500 Mann angemeldet hatten, die meisten Freiwillige aus dem Sandillykriege, nun beschäftigungslos und zum großen Teil im Elend steckend. Viele der Aspiranten waren überdies schlechte verwahrloste Subjekte, keinen Schuß Pulver wert.

Mit seinem scharfen durchdringenden Blick las der Chef wie in einem offenen Buch, was jeder taugte. Einem solchen Mann war darum die Wahl auch leicht und das Probeschießen diente vielleicht nur als Vorwand. Parker und ich erzielten indessen ein gutes Resultat und mit Befriedigung sahen wir unsere Namen unter den hundert Auserwählten, welche die „Kaffrarian Vanguardkompagnie" bilden sollten und für sechs Monate zu einer Expedition gegen die Zulukaffern in der Natalkolonie angeworben waren.

Wir sahen uns unsere künftigen Waffenkameraden an und fanden unter ihnen außer dem Kommandanten, zwei Kapitänen und zwei Lieutenants, Leute von allen zivilisierten Nationen, doch nur einen einzigen Schweden, und zwar meine Wenigkeit. Es war indessen junge kräftige Mannschaft und die Truppe erhielt sozusagen mehr Wert als bei der vorigen Kampagne. Die Uniform, die sogleich verteilt wurde, bestand in schwarzer Kleidung und Hut mit breitem weißen Band.

Am 1. November erhielt die Kompagnie Befehl zum Aufbruch, und noch am gleichen Tage ging das ganze Kontingent per Bahn nach East-London ab.

Dort nahm uns das Dampfboot „Warwick Castle" auf, das nach viertägiger glücklicher Reise uns in Durban, dem Außenhafen der Natalkolonie ablieferte. Hier wie bei East-London konnten nur schmale Schiffe in den Hafen selbst

gelangen, die übrigen mußten, den südafrikanischen Stürmen ausgesetzt, auf der Rhede ankern.



Durban.

Auf Fähren beförderte man uns bei „the Point“ ans Land und von dort marschierten wir hinauf in die Stadt, auf deren anderer Seite nach dem Innern des Landes zu unser Lager aufgeschlagen wurde. Auf diesem Marsche sah ich, welch großer Unterschied zwischen dieser Kompagnie und den früheren „Kayroad Borghers“ bestand, was Haltung, Waffen und Aussehen anbetraf. Wir waren diesen Freiwilligen weit überlegen, erregten deshalb auch Aufsehen und wurden auf dem Zuge durch die Stadt von den Balkonen herab von Damen in hellen Toiletten begrüßt.

Die Stadt Durban machte einen gastfreundlichen und guten Eindruck auf uns und wir hätten gerne hier stehen bleiben mögen, um uns besser zu orientieren, aber die Regierung hatte andere Absichten mit uns.

* * *

Von allen englischen Kolonien in Afrika ist Natal die kleinste, aber nichtsdestoweniger die fruchtbarste. Sie wird auch nicht ohne Grund Garden of Southafrika oder Süd-afrikas Garten genannt, denn die Pflanzen sind hier üppiger und tropischer als z. B. in der Kapkolonie. Die vornehmsten Produkte sind Kaffee, Zucker und Thee, die in großen Quantitäten ausgeführt werden. Das Eisenbahnnetz und die Zivilisation hatten schon damals eine große Ausdehnung, haben aber seither noch mehr zugenommen.

Die schwarze Bevölkerung ist hier so vorherrschend, daß sie sich zu der weißen ungefähr verhält wie 450 000 zu 35—40 000, wozu noch ca. 12—15 000 Kulis und ungefähr 4000 Araber und Chinesen kommen.

Diese Verhältnisse scheinen denjenigen Recht zu geben, die Natal als einen einzigen großen Kaffernkraal bezeichnen, und da alle diese Farbigen billigere Arbeit liefern als die Weißen, so versteht es sich, daß es für die letzteren ein kitz-liches Ding ist, als arme Auswanderer den Kampf mit dieser mörderischen Konkurrenz aufzunehmen. Besonders schwer ist es, gegen die Kulis und Chinesen aufzukommen, denn ihr Unterhalt kostet sie fast nichts und sie nehmen mit jedem Lohn vorlieb.

Sie werden besonders für die Arbeit in den Zucker- und Theeplantagen importiert, gewöhnlich auf drei Jahre gedungen und sie haben nach beendeter Dienstzeit oft so viel erspart, daß sie auf eigene Rechnung etwas unternehmen können und dann in dem neuen Lande zurückbleiben und besser vorwärts kommen, als die Weißen.

Mitten unter ihnen und oft in der reichsten Gegend, lassen sich die Missionare nieder und betreiben ihre wirk-lich — ganz lohnende — Arbeit, nach ihrem wohlhabenden und zufriedenen Aeußern zu urteilen. Auch finden diese

Herren unter den Natalkolonisten willige Ohren und freigebige Hände, die ihre Dienste nach deren Wert mit Gold aufwägen und überdies kommen ihnen reiche Donationsmittel aus der Heimat zu gute.

Was den Kaffer betrifft, so ist er für die Erdarbeit in den Plantagen nicht besonders gut geeignet, da seine Unzuverlässigkeit und sein Eigensinn oft Unterbrechung der Arbeit veranlassen. Ferner fordert er höhere Bezahlung (ca. ein Pfund Sterling und zehn Schillinge) im Monat als die Kulis, die sich mit einem bis drei Schillingen pro Monat begnügen, und verläßt dann noch bei dem geringsten Anlaß seine Arbeit nach einer Dienstzeit von höchstens einem Monat. Infolgedessen entstand eine gewisse Rivalität zwischen Kaffern und Kulis, und während meiner Anwesenheit wurde dem Natalparlament der Vorschlag eingereicht, die letzteren sämtlich zurück nach ihrer Heimat zu senden, welcher Vorschlag am Ende zur Vermeidung von offener Gewalt und Krieg angenommen wurde.

Indessen werden alle farbigen Rassen ebenso wie die Weißen in Natal als Unterthanen der englischen Krone betrachtet, und es ist streng verboten, sie anders zu behandeln. Wenn daher ein Weißer seinen schwarzen Diener schlägt und die Sache vor den Richter kommt, so wird der Angeklagte mit einer Buße von 10 Pfund Sterling belegt, ganz so, als ob der Mißhandelte ein Europäer gewesen wäre.

Dieser Umstand hat die schwarze Bevölkerung so sicher, träge und eigensinnig gemacht, daß es wirklich fast unmöglich ist, viele Leute von dieser Art in seine Dienste zu nehmen. Um sie aufzurütteln und die Arbeit zu beschleunigen, geschieht es darum oft, daß der Plantagenbesitzer die trägsten und widersetzlichsten ein paar Male tüchtig abgeprügelt, bis

der gehörige Respekt bei ihnen erlangt ist. Ein Kaffer, der bei der Bahnarbeit zwischen Durban und Johannisburg drei Male eine Tracht Prügel hatte hinnehmen müssen, ohne das letzte Mal beim Richter Anzeige zu machen, von welchem sein Plagegeist bereits zwei Male nach einander zu Bußen verurteilt worden war, wurde von seinen Stammesgenossen nach der Ursache gefragt, warum er das dritte Mal die Anzeige unterlassen habe, worauf er antwortete:

„Ja, der Richter nimmt die Bußen und ich erhalte nur die Prügel und damit ist einem beim Teufel nicht geholfen."

Dies wurde überall bekannt und verschaffte dem Herrn Respekt unter der Kaffernschar, die es mit ihrem Vorteil besser übereinstimmend fand, sich fleißig und höflich zu benehmen, statt den Zorn der Aufseher herauszufordern.

Im Allgemeinen kann von den schwarzen Arbeitern gesagt werden, daß sie wie unverständige Kinder behandelt und betrachtet werden müssen, und die Gerüchte, die aus Südafrika durch gefärbte Zeitungsnotizen und dergleichen von der Härte der Kolonisten gegen die Eingeborenen zu berichten wußten, waren meist übertrieben. Ich bin der Meinung, daß die englischen Behörden vortrefflich für ihre schwarzen Unterthanen sorgen und sie eher über- als unterschätzen.

* * *

Als unsere Rast in Durban schnell zu Ende ging, brachen wir auf nach dem Innern der Kolonie und kamen nach ein paar Tagesmärschen von zusammen 52 englischen Meilen nach Pietermaritzburg, dem Sitz des Gouverneurs und des Legislative Assembly, also der Hauptstadt von Natal. General Theesiger, später Lord Chelmsford, war Gouverneur

und zugleich Oberbefehlshaber aller englischen Truppen im Zulukriege.

Nach der Ankunft paradierten wir vor dem hohen Herrn und erhielten von ihm ein gutes Zeugnis hinsichtlich unserer Haltung und guten Uebung, alles Eigenschaften, die wir vor allem unserem braven Chef, Kapitän Schermbrucker, zu verdanken hatten.

Dieser unterrichtete uns nach beendeter Parade davon, daß das „Kaffrarian Vanguardkorps" die ehrenvolle Stellung als Vortrupp der Armee erhalten werde, in welcher Eigenschaft wir uns nun unmittelbar nach Lüneburg zu begeben hätten, einer deutschen Ansiedelung an der Grenze von Zululand, 185 Meilen von der Residenzstadt entfernt. Dort kampierten jetzt zwei Kompagnien vom 19. Regiment und wir sollten dieselben ablösen, nachdem sie sich eine feste Stellung erkämpft, ein „Fort" nebst anderen notwendigen Verteidigungsanstalten vor Lüneburg und zur Sicherung der Grenze erbaut hatten.

Zuerst sollten wir zwei Tage in der Hauptstadt ausruhen und jedem Mann unserer Truppe wurde ein Pfund Sterling zur Aufmunterung als Vorschuß bewilligt, um sich einen guten Tag zu machen, was auch nicht verabsäumt wurde.

Parker und ich, die dank unseren Prinzipalen in Paumure schon ein wenig besser versehen waren, nahmen gleichwohl mit Vergnügen die englische Goldmünze an und eilten schnell hinab in die Stadt, wo sich bald ein munteres Leben entwickelte. Keiner von uns hatte Bekannte in dieser Stadt, sondern wir waren auf die Wirtshäuser und Vergnügungsorte angewiesen, wie die andern, aber unsere Eigenschaft als Vaterlandsverteidiger und unsere offene Börse verschafften uns bald Bekannte, und als wir die „Gaben Gottes" gekostet

hatten, zogen wir aus, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Pietermaritzburg zeichnet sich durch seinen naturschönen Park und den prächtigen Fiebergumbaum (Eucalyptus globosus) aus, der einen blauen Farbenton zeigt. Die Häuser sind nett und einladend, aber selten höher als zwei Stockwerke, mit Ausnahme einiger öffentlicher Gebäude, und fast alle sind von Gärten und üppiger Vegetation umgeben, so daß selbst die Gassen einander alle zum Verwechseln gleichen und aussehen wie Parke und Alleen in einem großen Lustgarten. Auch wurden wir beide, der frühere Handelskommis und ich, bald verleitet und wußten bei Einbruch der Dunkelheit nicht, wo wir uns befanden oder auf welcher Seite der Paradeplatz lag.



Church street in Pietermaritzburg.

Es ist möglich, daß der Wein das seinige mit beitrug, genug, — wir konnten unsern Weg nicht wiederfinden, sondern waren genötigt, vor einem Restaurant stehen zu bleiben, aus dessen geöffnetem Fenster eine falsche Stimme ertönte und folgende Worte sang:

„John Brown saß unter dem sauren Apfelbaum“

und so weiter bis zum Refrain, in den 15—20 andere, ebenso

gut gestimmte Kehlen zu einer in Wahrheit „herrlichen" Hymne einfielen.

Sobald die Thüre geöffnet wurde, begegneten wir zwei Messekameraden, von denen wir erfuhren, daß hier der größte Teil vom „Kaffrarian Vanguard" versammelt war, alle mehr oder weniger betrunken. Wir glaubten darum, ein gutes Werk zu thun, wenn wir den nächsten vorschlugen, nach dem Lager aufzubrechen, was aber allgemeinen Unwillen erregte, und wir blieben deshalb draußen stehen, um das Ende dieses Bachuskults mit anzusehen. Während der Gesang fortdauerte, taumelte bald dieser, bald jener Kamerad zu uns heraus, darunter auch ein Messekamerad Edwards, der von mir bei einer anderen Gelegenheit über einem Betrug ertappt worden war und dem nun der Anlaß passend erschien, sofort Skandal zu machen.

Er hatte in Segeltuch eingenäht einen geräucherten Schinken am Halse hängen, wahrscheinlich angeschafft, um unsere zeitweise etwas magere Ration zu verstärken, und Parker begann mit ihm über seine Art, Eßsäcke zu transportieren, zu scherzen, als er mich entdeckte und sofort in die gröbsten Beleidigungen und Beschimpfungen ausbrach.

Nachdem ich eine Weile geduldig zugehört hatte, schien mir die Sache doch zu weit zu gehen und da hier kein sprechender Grund mit Vorteil angewendet werden konnte, so suchte ich seinen Mund mit passenderen Mitteln zum Schweigen zu bringen und dabei kam meine Faust in so nahe Berührung mit demselben, daß der gute Edwards samt seinem Schinken in eine Ecke niedertaumelte, andere im Fall mit sich ziehend.

Nun enstand im Dunkel ein allgemeiner Tumult, indem nach rechts und links Schläge ausgeteilt und empfangen wurden, ungewiß ob Freund oder Feind im Wege stand.

Ich bin überzeugt, daß Edwards und sein Schinken gründlich geklopft wurden, denn ich selbst bekam, obwohl außerhalb des schlimmsten Tumultes stehend, mehrere Denkzettel bei dieser Balgerei, welche schließlich, wie recht und billig, im „Loch“ ein Ende nahm. Denn die Polizei kam bald zur Stelle und spedierte, wenn auch mit einiger Mühe, uns alle nach ihrem gastfreien Heim, mit Ausnahme Edwards, dem es in der allgemeinen Verwirrung gelang, samt seinem Schinken und bösen Gewissen zu entkommen.

Er wurde dann von dem ganzen Korps als Deserteur betrachtet und entging auf diese Weise seinem wohlverdienten Schicksal.

Wir andern hätten sicherlich den Rest der Nacht auf der Polizeiwache verbringen müssen, wenn nicht ein Rapport nach dem Lager abgegangen wäre, und Kapitän Schermbrucker die Sache in die Hand genommen hätte. Er erschien persönlich und machte die Sache mit dem Polizeichef ab, wonach wir mit einer Buße von 5 Schillingen per Mann auf freien Fuß gestellt werden sollten, die Buße streckte er selber als Vorschuß vor, um so viel als möglich das Ansehen des Korps zu retten.

Am folgenden Tage wurde Kriegsverhör abgehalten, wobei ich mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurde, dank dem Aussehen, das meine Kleider in diesem Kampf erhalten hatten. Ich ging nämlich barhäuptig im Glied, während das ganze Vorderteil des Rockes zerrissen war — ein wahres Gaudium für die ganze Kompagnie, als wir am Morgen nach dem Zelt des Chefs abmarschieren mußten. Nun wurde bekannt, wer der eigentliche Urheber des nächtlichen Spektakels gewesen war, da er sich aber geflüchtet hatte, so beschränkte sich die Strafe auf Urlaubsverweigerung

und Ersatz des Schadens, der im Kampfe der königlichen Ausrüstung zugefügt worden war.

Keiner durfte mehr das Lager verlassen bis zu dem am folgenden Tage stattfindenden Aufbruch.

---

14. Der Zulukrieg.

Im Zululande, im Norden der Natalkolonie, herrschte in dieser Zeit ein König, mit Namen Cetewayo, ein mächtiger, seiner Grausamkeit wegen bekannter Mann. Er herrschte über ein ausgedehntes Gebiet an der Küste, und sein Stamm, die Zulukaffern, waren ihrer Streitlust, Tücke und Listigkeit wegen berüchtigt — alles in weit höherem Grad, als die gewöhnlichen Kaffernstämme.

Wir wurden schon zum Voraus durch die haarsträubendsten Berichte von ihrer Grausamkeit auf die Dinge vorbereitet, die da kommen sollten, und infolgedessen war der Wachtdienst bedeutend strenger, als er im Gaikakrieg gewesen war.

Der Marsch, den wir nun antraten, ging 180 Meilen weit gegen Norden auf rauhen Wegen, über wilde Ströme und unter einer glühenden Sonne. Wir hatten infolgedessen die schwersten Strapazen zu ertragen und rückten nur langsam vor. Ueber hohe Bergketten, wo jeder der vier Proviantwagen oft mit einem Gespann von 36 Ochsen vorwärts befördert werden mußte, durch Flüsse, wo wir bis an den Gürtel im Wasser wateten, führte unser langsamer Weg, ohne andere Unterbrechung, als diejenige, welche die kärglichen Mahlzeiten in Schiffszwieback, gesalzenem Fleisch, Thee und schlechtem Kaffee und die kurze Nachtrast erforderte. Kam

man zur Seltenheit an einer Farm vorüber, so kaufte der Chef oft der Abwechslung halber einen alten abgerackerten Ochsen oder die saure Milch, die übrig blieb, nachdem das Schwein seinen Anteil erhalten hatte, und diese Dinge wurden dann als wahre Leckerbissen begrüßt.

Während den drei Wochen, die dieser beschwerliche Marsch dauerte, geschah übrigens wenig Merkwürdiges, aber als wir an einem späten Abend den Fluß Tugala überschritten hatten und auf Zulugebiet gelangt waren, trafen wir ganz unvermutet mit einem Kurier des Oberbefehlshabers zusammen, der uns mitteilte, daß der Krieg nun auf allen Punkten ausgebrochen sei und wir nun alle Vorsicht aufbieten müßten.

Mit Rücksicht auf unsere geringe Stärke erhielten wir deshalb Ordre, auf einem Umweg durch das unter englischem Protektorat stehende Helpmakaar in Transvaal unseren Bestimmungsort Lüneburg aufzusuchen, und so kam ich endlich nach beinahe zweijährigen Irrfahrten in das Land, wo ich später mein Glück machen und das für mich in meinem kräftigsten Alter mein zweites Vaterland werden sollte.

Wir kamen, ohne einen Feind zu entdecken, durch die Stadt Utrecht und langten endlich, drei Tage später, zu Tode erschöpft, in dem an der Grenze Transvaals gelegenen festen Orte Lüneburg an.

Unter Festungen versteht man in Südafrika etwas ganz anderes, als was man über solche in der Geschichte Schwedens liest.

Lüneburg, an der Transvaalgrenze und am Fluße Pongolo gelegen, bestand bloß aus ein paar Farmerhäusern und einer Kirche im Stil einer Scheune mit Fenstern, aus ungebrannten Ziegeln gebaut und mit Rasen gedeckt. Die sogenannte Festung war aus lockeren Erdwällen aufgeführt, auf

deren Krone dicht nebeneinander Erdsäcke oder kleine Ziegelhaufen standen zum Schutz für die dahinter liegenden Schützen. Die Kirche war durch eine zehn Fuß hohe steinerne Mauer geschützt, die mit Schießscharten versehen war und einen ziemlich geräumigen Kirchhof umschloß, zu dem die armen Farmer mit Weib und Kind ihre Zuflucht genommen hatten, zusammen etwa 25 Familien, welche in schnell aufgeführten Bretterschuppen logierten. Die Soldaten dagegen hatten ihr Lager in der „Festung" und wurden nun unmittelbar von uns abgelöst. Sie bestanden aus regulärer Mannschaft von der Linie und wollten nun nach dem Hauptquartier, weitere Befehle zu erwarten.

Die Bevölkerung in Lüneburg bestand meist aus Deutschen, gottesfürchtigen, einfachen Leuten, mit mehreren Missionaren — die uns alle willkommen hießen, nachdem sie seit mehreren Monaten vom Feind beunruhigt worden waren. Die armen Leute, welche durch fleißige Arbeit einen gewissen Wohlstand erreicht, hatten in dieser schweren Zeit ihr Heim im Stich lassen und mit dem Vieh und der wertvolleren Habe in den Schutz der Kirchenmauer flüchten müssen, wo sie dicht gedrängt und unbequem 9 Monate zubrachten.

Als der Feind unter Cetewayos Vasallenhäuptling Manjinjoba sich endlich näherte, erhielt die Bevölkerung Erlaubnis, mit ihrem Vieh und allem Lebendigen in unser Lager zu ziehen und dort zu bleiben, bis die Gefahr vorüber sei, und damit entstand so nahe Bekanntschaft zwischen uns, daß in allem Ernst sich verschiedene Verhältnisse zwischen den Soldaten und den Töchtern der Deutschen entwickelten.

Drei Monate lang waren wir total eingeschlossen und von der übrigen Welt getrennt, ohne daß uns der belagernde Feind in Schußweite kam, im Januar aber traf bei uns die

erschütternde Nachricht von der Niederlage der englischen Armee bei Isandhula ein, wo zwölfhundert Mann bei einem plötzlichen Ueberfall der Kaffern gefallen waren.

Der Schrecken erreichte seinen Höhepunkt, als wir kurz darauf vernahmen, daß eine neue Massenschlächterei durch Zulus an 150—200 Mann bei der schwedischen Missionsanstalt Oskarsberg an der Grenze zwischen Zulu und Natal gedroht hatte. Der Ort heißt auf der Karte Roks Drift und gehörte einem schwedischen Missionar Witt und wurde von einer kleinen Abteilung unter dem Befehle der Lieutenante Bromhead und Chard verteidigt. Diese aber waren der Situation gewachsen und verteidigten sich mit heldenmütiger Todesverachtung, so daß die Zulus nach großen Verlusten die Belagerung aufgeben mußten. Es hieß, daß die Schar Kaffern, welche diesen mit solcher Tapferkeit abgeschlagenen Ueberfall unternommen hatte, auf 4—5000 Mann berechnet wurde, was erklärt, weshalb die Waffenthat der beiden Lieutenants als epochemachend für den ganzen Feldzug betrachtet wurde. Infolge des glücklichen Treffens wurde der Siegeszug der Zulukaffern südwärts hinab nach der Natalkolonie aufgehalten, die sie verheerend hätten durchziehen können bis nach Pietermaritzburg, das nach dem ersten großen Siege bei Isandhula offen und unverteidigt dalag.

Nun mußten die Engländer neue Verteidigungspositionen treffen und die Streitkräfte zu drei ungleichen Kolonnen mit besonderen Chefs zusammenziehen.

Colonel Woods Kolonne, der wir angehörten, nahm ihr Hauptquartier in Kambula, 28 Meilen von Utrecht entfernt, mit kleinen Kommandos nach allen Seiten der Umgegend.

Aber unsere Unruhe war diesmal überflüssig. Wir konnten in Ruhe und Muße unsern Wachtdienst in Lüneburg ausüben und monatelang ließ sich kein Feind sehen. Die eingeschlossenen Farmer sorgten in bester Weise für unsere leiblichen und geistigen Bedürfnisse. Einer backte Brot für uns, ein anderer lieferte uns frisches Fleisch, und aus den Baumgärten in der Nähe konnten wir nun, seit die Belagerung aufgehört hatte, Ueberfluß an Pfirsichen und allen Arten von Früchten holen, welche die Zulus verschmähten.

Doch unternahmen wir solche Expeditionen immer bewaffnet und zehn bis zwölf Mann stark, um einer Ueberrumpelung vorzubeugen. Während einem dieser Ausflüge gab der in den nahen Bergschluchten verborgene Feind einige Salven auf uns ab, als wir den hohen Mais durchschritten, doch ohne jemand zu treffen. Dieser Vorfall, obgleich an und für sich unbedeutend, zeigte doch die Notwendigkeit der äußersten Vorsicht gegenüber den Schwarzen, von denen man nie wußte, wann sie kommen konnten oder was sie thaten.

Endlich wurde dieser auf die Dauer einförmige Wachtdienst unterbrochen durch die Ankunft des Obersten Wood in Begleitung von 25 Berittenen. Er beabsichtigte Fort und Mannschaft zu inspizieren, von welch' letzterer der größte Teil in Zukunft beritten gemacht werden sollte. Diese Veränderung wurde von allen mit Jubel begrüßt, auch von solchen, die in ihrem Leben nie auf einem Pferderücken gesessen hatten. Aber bei den meisten folgte dem Jubel eine zweifelhafte Unruhe, wie es uns im Hauptquartier in Kambula gehen würde, und Trauer darüber, das idyllische Lüneburg verlassen zu müssen, wo wir es so gut gehabt und manche einen Bund auf Lebenszeit geschlossen hatten.



Zulus.

hatten) erreichten, da war derselbe so gestiegen, daß das Wasser uns bis ans Kinn reichte. Endlich an das andere Ufer gelangt, war kein dürres Holz erhältlich, um damit kochen und unsere Kleider trocknen zu können.

Schließlich entdeckten wir die Ruinen eines alten Forts nebst einigen stehengebliebenen Bretterschuppen, und eine Strecke weiter ein verlassenes Farmerhaus, in dessen Nähe einige Ferkel herumliefen und ein laut grunzendes Dasein führten.

Im Nu waren die Planken umgerissen und in ein prächtiges Feuer verwandelt, wobei die Schweine ebenfalls ein trauriges Ende nahmen, indem sie sans façon mit den Bajonetten aufgespießt und über dem Feuer gebraten wurden. Diese etwas rohe und eigenmächtige Bajonettübung führte später zu gerichtlicher Untersuchung und Strafe und kostete die nach Schweinefleisch lüsternen Uebelthäter 130 Pfund Sterling, die Buße für die zerstörten Balken inbegriffen. So wurde im Korps der „Kaffrarian Vanguard" die Kriegszucht geübt.

Sobald uns das Hauptquartier in Sicht kam, marschierte uns die Regimentsmusik entgegen und „spielte uns ins Lager hinein".

Das Lager war groß und geräumig, enthielt ca. 3000 Mann und war auf allen vier Seiten durch eine Wagenburg geschützt, hinter welcher die Ringzelte aufgeschlagen waren. Das Ganze war von einer aufgeworfenen Erdmauer oder einem Laufgraben umgeben. In der Mitte waren Pferde und Ochsen an Pfählen angebunden und von allen Seiten mit Zelten umringt, alles in geometrischen Linien und sehr sorgfältig geordnet.

Auf einem Hügel war ein einzelnes Fort mit den gewöhnlichen Erdsäcken errichtet, und hier hatte der Oberst mit

den höheren Offizieren ihre Zelte, daneben befand sich auch die Artillerie, die aus einigen Kanonen und Kugelspritzen bestand.

Man wies uns Platz für unsere Zelte an, und hier genossen wir nun vierzehn Tage lang ein ziemlich erträgliches Dasein, während wir auf die Pferde warteten, die uns um eine Stufe in der Rangskala höher bringen sollten.

Als dieselben endlich im Lager anlangten, sahen wir, daß es hundert Stück junge Pferde waren, die als Füllen auf einer Domäne der Regierung in der Nähe von Utrecht aufgezogen worden waren, wo sie in den letzten sechs Monaten in wilder Freiheit umhergelaufen waren.

Sie waren alle äußerst wild und ungeberdig, so daß die Sache ein gefährliches Aussehen hatte für diejenigen von unserer Truppe, die noch nie in einem Sattel gesessen hatten. Die meisten befestigten den Sattel ganz verkehrt und benahmen sich so ungeschickt als möglich. Die Musterung, die kurz darauf mit dieser Reiterschar, nun „Schermbruckers Horse“ genannt, stattfinden sollte, war in mancher Hinsicht merkwürdig. Die einfachsten Dinge, wie z. B., von welcher Seite der Reiter das Pferd zu besteigen hatte, welcher Fuß zuerst in den Steigbügel gesetzt werden sollte u. s. w., waren den Leuten unbekannt, und die Pferde zitterten erschrocken vor der laut rufenden und durcheinandereilenden Mannschaft.

Die lächerlichsten Scenen spielten sich beim Aufsitzen ab, was gleichzeitig bei einem gewissen Trompetensignal zu geschehen hatte. Colonel Wood *) und sein Stab lachten tüchtig auf unsere Kosten, so daß ihnen die Thränen von

*) Sir Evelin Wood, später Generallieutenant der Armee und Ritter des „Viktoriacroß“, des höchsten Ehrenzeichens in englischen Kriegsdiensten.

den Augen rannen, wenn ein Vanguard auf der einen Seite das Pferd bestieg und mit dem Kopf voran oder gleich einem rollenden Heubündel auf der anderen Seite wieder herabpurzelte, während das Pferd scheu wurde und sich loßriß.

Ich selbst war gleich übel daran, denn meine ganze frühere Erfahrung in der Reitkunst beschränkte sich darauf, daß ich einmal von Ingenieur Williams ausgesandt wurde, um sein Pferd zu holen, wobei mein Ritt derart ausfiel, daß das Pferd ging, wie es ihm beliebte und mich willenlos weiter trug, während ich alle Augenblicke in den nächsten Graben geworfen zu werden fürchtete. Mein Hut und der eine Steigbügel gingen unterwegs verloren, und die Jungens am Wege schrieen Hurrah, als sie meine hilflose Lage entdeckten — ein neuer Anlaß für meinen Gaul, seinen Gang zu beschleunigen, trotz meines Zerrens und Protestierens.

Wahrscheinlich würde das gleiche Schicksal den meisten auch bei dieser Musterung zu teil geworden sein, wenn nicht der Kommandant aus Vorsicht jedem Reiter zwei Gehülfen beigegeben hätte, um damit diese merkwürdige Zirkusvorstellung für Menschen und Tiere weniger gefährlich zu machen. Auch mir halfen zwei Mann nach dem ersten Purzelbaum wieder in den Sattel, nachdem ich auf ihre Mahnung zuerst die Sporren abgeschnallt hatte, die das arme Tier nur unnötigerweise erschreckten. Von da an gelang es mir, fest im Sattel zu bleiben, was dagegen mit meinem Nebenmann nicht der Fall war, einem Franzosen, der schon beim ersten Ausrücken in einen kotigen Graben geworfen wurde, dem er, mehr einem „Indianer auf dem Kriegspfad“ als einem zivilisierten Soldaten gleichend, entstieg. Nach dieser Introduktion in unsere Würde, mußten wir in der nächsten Zeit eine richtige Reitschule durchmachen unter so tüchtiger Leitung, daß wir sehr bald ebenso sattelfest waren, wie die übrige englische

Kavallerie. Darauf begannen die Eskorten, Pikete, Kurier- und Depeschenritte, welche den größten Teil der Zeit dieser Waffenart in Anspruch nahmen, und die Zeit verging hier bedeutend schneller, weil sich uns auch mehr Zerstreuungen boten, als früher.

Wir hatten zwei Musikkorps und übten in freien Stunden mehrere Arten englischer Spiele. Um das Lager herum versammelten sich viele fahrende Handelsleute mit Delikatessen aller Art für diejenigen, die sich nicht mit der einförmigen „Kommiskost" begnügen wollten.

Ihre Konserven verkauften sie gewiß unverschämt teuer, indem sie bis fünfhundert Prozent daran zu verdienen suchten, gleichwohl fanden ihre Waren, die aus erquickenden Getränken, konservierter Milch, Eingemachtem, Butter und Tabak bestanden, reißenden Absatz. Sobald die Prellereiversuche der herumreisenden Schacherer bekannt wurden und Oberst Wood zu Ohren kamen, fertigte er sogleich eine Preisliste aus, an die sich der Verkäufer zu halten hatte, wenn er nicht aus dem Lager fortgewiesen werden wollte. Als einer von ihnen trotzdem die höheren Preise beibehielt und dessen überführt wurde, da erhielt er auf Befehl des Obersten 25 Peitschenhiebe auf den bloßen Körper und die Aufforderung, innerhalb einer gewissen Zeit seine Ochsen zu sammeln und sich zu entfernen, da er sonst ohne weiteres niedergeschossen würde. Ob dies letztere Gebot bloß eine Drohung war, ist schwer zu sagen, aber der gepeitschte Handelsmann nahm es für Ernst — das ist sicher — und entfernte sich schnell mit Sack und Pack.

Durch solch strenge Verfügungen erhielt der Oberst eine ausgezeichnete Disziplin unter seinen Scharen und wurde deshalb hoch geschätzt, auch von denjenigen, die von seiner Strenge getroffen wurden.

Von dieser Zeit an kauften wir für mäßige Preise, aber der Geschäftsmann hatte immer noch guten Verdienst (ca. hundert bis zweihundert Prozent) an seinen Waren.

---

15. Treffen bei Ihlobane.

Nachdem wir längere Zeit durch Reit- und Dienstübungen erprobt und bereits an verschiedenen kleineren Scharmützeln beteiligt gewesen waren, erhielten wir vorläufig Befehl, eine größere unberittene Abteilung bei Balters Spruit zu verstärken, das 15 Meilen vom Hauptlager entfernt war. Eine Abteilung vom 13. Regiment hatte bisher den Platz besetzt gehalten, aber sobald sich der Feind näherte und schnelle Nachrichten erforderlich waren, sollte sie durch Kavallerie verstärkt werden. Wir hatten vier große Lastwagen im Konvoi, als wir die Expedition antraten, da dieselben jedoch beim Uebergang über den Blood River im Morast des Flusses stecken blieben, verzögerte sich der Vormarsch um einen ganzen Tag. Ein Wagen mit Proviant mußte draußen im Wasser abgeladen und mit allen Ochsen (54) bespannt werden, um ihn wieder flott zu machen. Aber nun war es bereits Nacht und wir mußten in dieser gefährlichen Gegend, von Feinden umschwärmt, biwakieren.

Und kaum waren wir abgesessen, als auch schon Allarm geblasen wurde, diesmal aber falsch, verursacht von einigen ausgehungerten Hunden, die von einem verlassenen Kraal in der Nähe uns gewittert und bei unserem Anblick ein Gebell angestimmt hatten.

Sie beunruhigten uns mit ihrem Geheul die ganze Nacht, obschon die Schildwache gleich anfangs zwei von

ihnen niedergeschossen hatte. Von ihren Herren, den Zulus, sahen wir jedoch diesmal keine Spur, mußten uns aber jeden Augenblick bereit halten.

Am folgenden Tage erreichten wir gegen Abend das Lager des 13. Regimentes und traten sofort den Tag und Nacht dauernden Wachtdienst an.

Bei einer dieser nächtlichen Stellungen, in der ich selbst eine Rolle spielte, trug sich folgende lustige Episode zu. Wir lagen neun Mann hoch außer dem Korporal „auf Piket“ hinter einem alten Steinhaufen, 500 Meter vom Lager entfernt, die strengste Wachsamkeit beobachtend, weil sich der Feind im Lauf des Tages gezeigt hatte. Bald ging dieser, bald jener von der Mannschaft mit dem Gewehr in der Hand umher und horchte, während die Kameraden, in ihre Mäntel gehüllt und ihre Pfeifen rauchend am Boden lagen und der Dinge warteten, die da kommen sollten.

Es war ruhiges Wetter, aber dunkel wie in einem Sack. Jeder hatte 1½ Stunden Wache zu stehen, nach welcher Zeit der Korporal die Ablösung sandte. Nachdem um 10 Uhr die Posten visitiert und Befehl erteilt worden war, beim geringsten verdächtigen Geräusch „anzurufen“ und nach drei unbeantworteten Anrufen zu schießen, hatte sich nichts Bemerkenswertes ereignet, bis ich um zwei Uhr auf Wache sollte, nachdem sich inzwischen ein dichter Nebel auf die Gegend gelegt hatte. Ich hatte noch nicht lange gestanden und Augen und Ohren angestrengt, als es mir vorkam, als nähere sich jemand, obwohl ich nichts sehen konnte.

„Halt, wer da!“ ertönte der empfohlene Anruf und die Kameraden erhoben sich auf die Knie und griffen nach ihren Waffen.

Keine Antwort.

Wieder hörte ich Schritte in der Nähe, aber der Nebel war nun so dicht, daß man „ihn mit Messern hätte schneiden können". Neuer Anruf, neues Schweigen!

Beim dritten Anruf richteten sich zehn blanke Gewehrläufe gegen den heranrückenden unsichtbaren Feind und — pung, krachte es los.

Im gleichen Augenblick, als der Lärmschuß im Lager repetiert wurde, wälzte sich eine kolossale Masse gegen den Steinhaufen herab, wo wir unsere Decken hatten, und endlich fanden die zunächst Stehenden die vom Nebel vergrößerten und undeutlichen Umrisse eines — Ochsen, der mit zehn „Martini-Henrykugeln" im Leib seinen letzten Atemzug that.

Es zeigte sich, daß das Tier im Dunkel der Nacht aus der Einhegung im Lager ausgebrochen und, der königlichen Patrouillen nicht achtend, seinem Untergang entgegen gelaufen war.

Indessen stand nun jedermann im Lager unter Waffen und wir hörten Klirren von Säbelscheiden und Trompetenstöße in der Nähe unserer Stellung.

Gleich darauf vernahmen wir taktmäßige Schritte und „Grand visiting round", die große Wache, kam heran, uns in gewöhnlicher Weise anrufend. Der Chef, Kapitän Schermbrucker, war selbst mit dabei, und ein kurzes Verhör folgte, in dem ich, ganz beklommen, meinen Rapport abgab, der vom Korporal bestätigt wurde. Ich hatte eine Sturzsee von Vorwürfen erwartet wegen meines Irrtums, war aber ganz betroffen, als er alles Geschehene als „allright" erklärte und sich entfernte.

Die Kameraden aber, weniger human, zeigten noch lange nachher vor dem ganzen Regiment auf mich, mit dem Ausruf:

„Seht, der da hat den Ochsen geschossen!“ worauf immer ein Gelächter folgte. Der Schlächter, dem ich extra Nachtarbeit verschafft hatte, war dabei der schlimmste!

Kurz nachher wurde eine größere Stärke zusammengezogen, um das Gebirgsplateau Zhlobanó zu stürmen, wo unsere Späher den Schlupfwinkel einer feindlichen Abteilung ausfindig gemacht hatten.

An dieser Expedition, die am folgenden Morgen um zwei Uhr angetreten wurde, nahmen folgende Truppen teil:

1. Frontier Light horse, Reiter unter Major Buller (Sir Redvers Buller, jetzt Generalmajor in der Armee). 2. Kommandant Raafs Korps. 3. Bakers horse. 4. Weatherlys horse. 5. Mounted infantery. 6. Boers contingent und 7. Schermbruckers horse.

Am Blood River stießen wir mit der Haupttruppe zusammen und hatten von dort noch 12 Meilen bis Zhlobanó Mountain, einem flachen Bergplateau von mehreren Meilen Ausdehnung, das in der Entfernung leicht zugänglich erscheint. Wir glaubten deshalb, eine leichte Tagesarbeit vor uns zu haben, um in solcher Stärke einen Haufen Kaffern zu vertreiben, mußten aber das Gegenteil erfahren. Der Häuptling Umbeline, einer der Generäle Cetewayos, hatte sich auf diesem Berg verschanzt, aber seine Streitkräfte waren uns unbekannt. Um halb fünf Uhr waren wir so nahe gekommen, daß der Sturm von der südlichen Seite des Berges unternommen werden konnte. Auf einmal schmetterten die sieben Trompeten und im nächsten Augenblick sprengten 1500 Pferde in Karriere den Abhang des Berges hinauf, alles in guter Ordnung. Nach und nach wurde aber der Berg so steil, daß die Eile gemäßigt werden mußte und nun sahen wir, welch ein warmer Empfang unserer wartete.

Kugeln, Spieße und große Steine sausten uns um die

Ohren und mancher gute Kamerad purzelte auf die Erde, während das Pferd davon rannte.

Schon lichteten sich die Reihen, als Weatherlys horse zuerst auf das Plateau drangen mit dem Oberst und seinem Sohn an der Spitze. Colonel Weatherly wurde schnell niedergehauen und gleich darauf sein Sohn, ein fünfzehnjähriger Jüngling von ungewöhnlichem Mute. Die Truppen suchten ihren Chef zu rächen, indem sie mit dem Mut der Verzweiflung angriffen und wir eilten von allen Seiten zur Hilfe herbei, aber umsonst. Steine, so groß wie Koffer, wurden gegen uns herabgerollt und rissen die Pferde mit ihren Reitern den Abhang hinab. Die Mannschaft Schermbruckers drang unwiderstehlich vorwärts, wurde aber von einem Felsvorsprung gehemmt, der umgangen werden mußte. Ehe wir zum Entsatz anlangten, war die ganze tapfere Schar niedergehauen bis auf sechs Mann, die Hals über Kopf die Flucht ergriffen.

Man hörte das furchtbare Schlachtgeschrei der Wilden und mit der Schnelligkeit einer Lawine warfen sie sich in zahllosen Scharen auf die Fliehenden, überall ertönten die Trompeten zum Rückzug und wer konnte, wandte sein Pferd um und jagte den Berg hinab.

Noch ehe ein Teil der Reiter sich über den Grund der wilden Flucht klar geworden war, hörte man ein neues Kriegsgeschrei von der Hochebene herab und mit Schrecken bemerkten wir Cetewayos impi (die Hauptstärke), die dem Häuptling zu Hilfe eilte.

Nun wurde unsere Flucht allgemein und geschah, traurig genug, in allgemeiner Unordnung, Soldaten und ledige Pferde durcheinander, stürzte alles in wilder Flucht in der Richtung gegen Kambula. Ich sah Reiter, die ihre Waffen, Decken und Munition von sich warfen, um leichter zu entkommen. Die dunkle Masse verursachte eine vollständige Panik.

Der zersprengten Kolonne auf den Fersen folgten 35 000 blutdürstige Eingeborene mit Cetewayo an der Spitze, dessen Name im ganzen afrikanischen Festlande bekannt und gefürchtet war. In Wirklichkeit war er auch einer der grausamsten Souveräne, ein Mann, der weder Pardon gab noch nahm, sodaß Gefangenschaft immer geichbedeutend war mit Tod. Das erfuhren jedenfalls auch eine Anzahl unserer armen Kameraden, die aus dem einen oder anderen Grund ihre Pferde verloren, denn auf den guten Beinen des Pferdes beruhte Leben und Tod.

Schließlich langte jeder einzeln auf verschiedenen Wegen, ausgehungert, entsetzt und vor Müdigkeit zu Tode erschöpft in der Nacht im Lager an, wo das Fußvolk unterdessen die besten Verteidigungsanstalten getroffen hatte, falls die Verfolgung bis hierher fortgesetzt werden sollte.

Sobald wir wieder Atem schöpfen konnten, mußten wir von neuem ins Gewehr treten, denn die Erneuerung des Kampfes konnte mit ziemlicher Sicherheit für nächsten Morgen erwartet werden. Unterdessen erholten wir uns wieder und konnten die Ueberlebenden mustern, wobei wir fanden, daß beinahe der vierte Teil unserer Stärke an diesem Unglückstag gefallen oder in Gefangenschaft geraten war und daß der Sturm auf Zhlobané eine der gründlichsten Niederlagen war, die englische Reiterei in Afrika je erlitten hatte.

Von den höheren Offizieren war auch Kommandant Uys, der Befehlshaber des Boerenkontingents, gefallen und einige wurden noch vermißt, als die Zulus das Lager schon am folgenden Morgen angriffen. Der Aufmarsch derselben war gut geordnet und großartig.*)

---

*) Mit den großen Ochsenhautschildern in der linken und den breiten Assegaien in der rechten Hand zogen sie in voll-

Unter wildem Geschrei stürmten sie die Wagenburg, wurden aber von den zwischen den Wagen aufgestellten Kugelspritzen in solcher Weise empfangen, daß sie zu zwanzigen von jedem Schuß fielen. Unsere „Martini Henry" besorgten das Uebrige, so daß sie schon nach dem ersten Sturm sich auf eine gewisse Distanz zurückziehen mußten.

Doch war eine Abteilung bereits an die Einhegung der Schlachtochsen herangedrungen, wurde aber durch einen prächtigen Bajonettangriff von zwei Kompagnien des neunzigsten Regiments vertrieben.

Unsere Artilleristen fuhren fort, sie mit ihrem Segen an Kugeln zu überhäufen, so lange ein Schuß treffen konnte und sie zogen sich immer mehr zurück, worauf ein Hornsignal auch uns Reiter wieder zu den Pferden rief.

Jeder von uns eilte nach seinem Pferd, das fertig gesattelt stand, dann wurde zum „Aufsitzen" geblasen, worauf die ganze Truppe in kurzem Galopp den Schwarzen nachsetzte.

Unser Chef, Schermbrucker, war so eifrig, die englische Kriegsehre wieder zu reinigen, daß er dicht auf den Feind eindrang und das Pferd ihm unter dem Leib erschossen wurde.

Dem gleichen Schicksal erlagen viele von unseren Kompagniekameraden, aber mit unseren Karabinern schossen wir unverdrossen weiter und brachten die Zulus in Unordnung, so daß wir das Vergnügen hatten, ihre Rücken zu sehen und manchen wolligen Schädel mit unseren Krummsäbeln zu spalten.

Allein bald wurde zum Halten geblasen, denn es war allzugefährlich, sie weiter zu verfolgen, da die Hauptstärke

kommener Schlachtordnung gegen das Lager, der Bomben und Stückkugeln nicht achtend, die große Lücken in ihre breiten Glieder rissen.

jeden Augenblick hätte den Kampf wieder aufnehmen und die Reiter umzingeln können.

Wir gaben und empfingen noch einige warme Abschieds-grüße und traten darauf den Rückweg an, der seiner ganzen Länge nach mit Leichen von Feinden bezeichnet war. Besonders die Kanonenschüsse hatten eine fürchterliche Wirkung geübt. Wo die Bomben getroffen hatten, da lagen die Schwarzen so dicht, daß sie das Feld bedeckten; abgeschlagene Arme und Beine, Kopfhälften und verzerrte, am Boden liegende Gesichter mehrten sich, je näher wir der Wagenburg kamen; Schilde, Spieße und Gewehre wurden in Menge aufgelesen und fast dreihundert Leichen wurden im Laufe des Tages begraben, um Gestank und Krankheiten zu vermeiden.

Unsere eigenen Verluste waren im Vergleich damit klein, doch wurden ca. 150 Mann begraben, die bei „Kambula camp“ gefallen waren, und ca. 100 Mann wurden vermißt, von denen man das Schlimmste fürchtete, weil das Schlachtfeld noch immer in der Gewalt des Feindes war. Einige derselben hatten sich auf ihrem Ritt verirrt und kamen unverletzt zurück, die meisten aber sahen wir nie mehr wieder. Ich selbst entging ohne jede Blessur dieser schrecklichen Feuertaufe.

Cetewayo, der jedenfalls bei näherer Bekanntschaft unsere Mitrailleusen ziemlich gefährlich gefunden hatte, ließ nun die Kolonne bei Kambula in Ruhe und kehrte seine Waffen gegen General Crealocks Kolonne, die bei Ginginlovi lag, wurde aber auch dort zurückgeschlagen und verlor — wie es hieß — 1500 Mann.

Das bedeutete aber wenig für ihn, da er vorher große Vorteile errungen hatte. So hatte er außer dem Sieg bei Zhlobané auch das früher erwähnte Blutbad bei Isandhula auf seinem Gewissen, wo über tausend Martinigewehre, hundert

Kisten Patronen, die Kriegskasse des 24. Regiments nebst Mundvorrat in seine Hände gefallen waren, ferner zwei prächtige Kanonen, die jedoch vernagelt werden konnten, so daß sie, da er dieselben nicht gebrauchen konnte, unangetastet stehen blieben.

Wahrscheinlich hatten die Kämpfe der letzten Woche dem Feind einen fühlbaren Aderlaß verursacht, denn Cetewayo zog sich nach seinem Schlupfwinkel in Ulundi zurück und wir genossen eine wohlverdiente Ruhe. Während derselben wurde Schermbruckers Regiment, zu dem auch Parker und ich gehörten, nach Balters Spruit zurückbeordert.

Ohne weitere Abenteuer lief unsere Werbungszeit im April ab, da wir unsere sechs Monate ausgedient hatten, worauf die Entlassung in Utrecht stattfinden sollte.

Am Tage vorher teilte uns Kommandant Schermbrucker mit, daß diejenigen, die Lust dazu hätten, sich auf weitere sechs Monate anwerben lassen könnten, aber viele, darunter auch mein Freund und treuer Begleiter Parker hatten den Krieg satt bekommen und verließen uns. Er kehrte natürlich nach East-London zurück, wo sein Platz auf ihn wartete, während ich, der ich nichts besseres zu erhoffen hatte, wiederum auf ein halbes Jahr ins Korps eintrat.

16. Der Fall des Zuluprinzen.

Während wir unseren entlassenen Kameraden in Utrecht Lebewohl sagten, langte dort ein Mann an, der in diesem Kriege eine gewisse Berühmtheit erlangte und bedeutendes Aufsehen erregte. Ich meine damit den französischen Prinzen

und Kronprätendenten Louis Napoleon, bekannter unter dem Namen: der Zuluprinz. Ich sah ihn hier zum erstenmale, einen feinen hübschen Jüngling mit vornehmer Haltung und intelligenten sympathischen Zügen. Jung und nach Abenteuern lüstern, wollte er den Krieg in der Nähe kennen lernen und sich zugleich die mächtige englische Nation verpflichten, mit



Prinz Louis Napoleon.

deren Beistand er einmal den Thron seiner Väter einnehmen zu können hoffte. Als wir den Prinzen zum erstenmale sahen, stand er in einem Laden in Utrecht und betrachtete mit sichtlichem Interesse etwa zehn Zuludamen in paradiesisch leichten Trachten mit Messingarmbändern und Glasperlen als Zierden.

Er war erst kürzlich in Südafrika angelangt und wollte in irgend einer Eigenschaft als freiwilliger Teilnehmer sich der Kolonne des Generals Wood in „Kambula camp“ anschließen, weshalb er nun in Gesellschaft mit nur ein paar



Der Zulukönig Cetewayo.

Kavalieren und Offizieren auf den Abgang des Wagenkonvois nach dem Lager wartete.

Der Prinz nahm auch eine zeitlang an den von der Kolonne unternommenen Expeditionen teil und gewann das Vertrauen und die Freundschaft der Offiziere und Soldaten



Junge Zuluweiber.

durch sein gewandtes Wesen und freundliches Benehmen, aber einen höheren Befehl erhielt er nie. An Kraft und Mut übertraf er uns alle, aber seine Verwegenheit kostete ihn auch das Leben unter Umständen, die noch in ein gewisses Dunkel gehüllt sind.

Was ich an Ort und Stelle über diesen Vorfall vernommen habe, dürfte hier eine Erwähnung verdienen. Als Woods Kolonne einige Zeit im Gebiet von Kambula kampiert hatte, wurde sie beordert, Cetewayos Residenzkraal Ulundi näher zu rücken, und bei diesem Vormarsch wurde der kaiserliche Prinz niedergehauen. Er hatte sich eines Tages nach einiger Mühe die Erlaubnis des ihm vorgesetzten Offiziers erwirkt, sich mit einigen Mann aus dem Lager begeben zu dürfen, um die Beschaffenheit des Landes und Terrains in näheren Augenschein zu nehmen. Dies geschah ohne Vorwissen des Oberbefehlshabers, Lord Chelmsford, denn dieser hatte seinen Untergebenen streng befohlen, ein wachsames Auge auf den jungen etwas überspannten Mann zu halten. Er wurde indessen unter die Obhut eines Lieutenants Carey gestellt und sie machten sich auf den Weg, nur von sechs Mann der Bettingtons horse als Eskorte begleitet, zusammen also eine Patrouille von acht Mann zu Pferd.

Sowohl der Prinz als der Lieutenant gehörten der Abteilung des Generalquartiermeisters an, die unter anderem den Auftrag hatte, zum voraus zu bestimmen, wohin der nächste Lagerplatz beim Vorrücken der Kolonne verlegt werden sollte. Diese Expeditionen gehörten schon an und für sich zu den gefährlichsten, weil die Patrouille unwillkürlich, da es sich um ein Vorrücken handelte, in ein unbekanntes, vom Feind besetztes Gebiet eindringen mußte.

Indessen hegte man diesmal keine Bedenken, weil sich die Zulus allem Anschein nach bereits nach Ulundi zurück-

gezogen hatten, was auch von den täglich ausgestellten Patrouillen, die keine Eingeborenen bemerkten, bestätigt wurde.

Gewöhnlich sollte eine so kleine Patrouille wie diese kein fremdes Gebiet betreten, das nicht vorher von einer größeren rekognosziert worden war; allein der Prinz, kühn und mutig wie immer, betrachtete eine solche Vorsicht als überflüssig und überredete Lieutenant Carey, den Ritt bis zu einem vor ihnen liegenden Berg auszudehnen, wo man mit dem Fernrohr einen großen Teil der Landschaft übersehen konnte. Dieser war schwach genug, auf den Vorschlag des Prinzen einzugehen, worauf sie zusammen die Anhöhe bestiegen und dort die Konturen des ganzen umliegenden Gebietes skizzierten.

Soweit man sehen konnte, ließen sich keine Zulus blicken, nur am Fuß des Berges entdeckte man einen verlassenen Kaffernkraal, den der Prinz erforschen wollte.

Auch dieses wurde ihm gestattet, und die kleine Reiterschar fühlte sich so sicher, daß sie die Pferde absattelte und sich zu einer einfachen Mahlzeit mitten im Kraal niederließ. Derselbe war von hohem Mais und Kafferkorn umgeben, in welchem die Pferde weideten, während die Mannschaft ihren Thee trank und es sich so bequem als möglich machte. Weder die Nähe einiger Zuluhunde, welche sich zwischen den verlassenen Wohnungen umhertrieben, noch die warme Asche eines erloschenen Feuers vermochten diese merkwürdig ruhige Gesellschaft zu stören, die sich nach beendeter Mahlzeit gegen die Wand einer Hütte zurücklehnte, ihre Pfeifen rauchte und sich so vollkommen sicher und sorglos unterhielt, als befände sie sich im Herzen der Civilisation, z. B. in der Geburtsstadt des Prinzen, in Paris.

Aber bald wurde es anders.

Einem der Begleiter kam es vor, als bewege sich der Mais auf eine merkwürdige Weise und er rapportierte diese Erscheinung.

Alle sahen nach der bezeichneten Stelle, konnten aber nichts entdecken. Indessen wurde eine Wache ausgestellt und die Pferde sollten eingefangen und gesattelt werden, während die Offiziere noch eine Weile rauchten. Lieutenant Carey wollte augenblicklich aufsitzen, wurde aber vom Prinzen überredet, sich eines blinden Lärmes halber nicht zu übereilen. Infolgedessen wurde die Siesta noch eine Weile verlängert, wobei aber der Lieutenant die Umgegend gut im Auge behielt, während die Pferde vorgeführt wurden.

Im Nu entdeckte der Lieutenant und dann auch die Wache mehrere wollige Köpfe im Mais, und eilten schnell zu den Pferden, gefolgt von dem Prinzen, der noch immer an keine wirkliche Gefahr glaubte.

„Aufsitzen!“ konnte nicht mehr kommandiert werden, denn im gleichen Augenblick knallten dreißig bis vierzig Schüsse aus dem Mais und einer der Reiter stürzte.

Nun sprang jeder in den Sattel und war froh, davon sprengen zu können, indem er sich um nichts anderes als seine eigene Sicherheit kümmerte. Daher kam es, daß niemand auf den Prinzen acht gab, bis es zu spät war.

Als derselbe den einen Fuß in den Steigbügel setzte, wurde der große englische Vollbluthengst von den Schüssen und dem Kriegsgeschrei der Zulus erschreckt, riß sich aus der Hand des Prinzen los und gallopierte den fliehenden Reitern nach, auf diese Weise seinen Herrn im Stiche lassend. Der Prinz folgte nach, so schnell er vermochte, indem er des Pferdes habhaft zu werden versuchte, was indessen mißlang. Der hinterste der Reiter sah noch, wie der Unglückliche von einer Schar Eingeborener von 15—20 Mann umringt wurde,

alle mit langen Lanzen (Assegaien) bewaffnet und wie er vergeblich diesen Angriff abzuwehren suchte. Er stürzte von siebenzehn Stichen durchbohrt, tot zu Boden.

Die Ursache dieses Unglückes wurde später — obschon mit Unrecht — dem Lieutenant zugeschrieben, der, teils den Wachtdienst vernachlässigt, teils den Prinzen ohne Not im Stiche gelassen haben sollte, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. In Wirklichkeit bestand die Ursache in der Unvorsichtigkeit des Prinzen selber, aber in noch höherem Grad in dem Umstand, daß sein großer, aus England mitgebrachter Reithengst schwer zu besteigen war, umsomehr, als er in diesem Fall infolge des Schießens wild und scheu wurde.

Dies ist meine auf persönlicher Erfahrung begründete Ueberzeugung.

* * *

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht von dem Fall des Prinzen im Heere und schon am folgenden Morgen bei Tagesanbruch wurde eine starke Kavalleriepatrouille abgesandt, um an Ort und Stelle die näheren Umstände zu erforschen.

Sie fanden richtig die Leiche, nackt und ausgeplündert, mit siebenzehn tiefen Wunden, alle von tötlicher Beschaffenheit, und dicht neben dem andern Reiter liegend, der ebenso übel zugerichtet und tot war. Der Prinz trug noch um den Hals an goldener Kette ein Medaillon mit dem Bild der Exkaiserin, und es erregte nicht wenig Verwunderung, daß die Zulus das wertvolle Kleinod zurückgelassen hatten, obschon die Leiche sonst bis auf die Strümpfe ausgeraubt war.

Ein mit den Sitten der Wilden vertrauter Kriegskamerad gab uns darüber die Erklärung ab, daß der Aberglaube sie wahrscheinlich zu der Meinung veranlaßt habe,

sie könnten verzaubert werden, wenn sie sich an dem Medaillon vergriffen, weshalb sie es zurückließen.

Als die Leiche von dem Kommandanten Raaf gefunden wurde, der zuerst zur Stelle kam, sprang jeder von seinem Pferd und die Offiziere sammelten sich mit entblößtem Kopf im Kreise um den Toten. Ein tiefes Schweigen herrschte.

Schließlich trat einer der besten Freunde des Prinzen, ein Kadettenkamerad von der Kriegsschule in Woolwich an die Leiche heran und nahm das Medaillon an sich, das später, nebst einigen Locken von dem Haar des Prinzen seiner vor Trauer gebrochenen Mutter, der Exkaiserin Eugenie von Frankreich zugesandt wurde.

Die Leiche wurde darauf in einen Kavalleriemantel gehüllt und von acht abgesessenen Reitern nach dem Lager überführt, wo am gleichen Abend noch eine feierliche Begräbnisceremonie veranstaltet wurde. Die Leiche wurde nachher einbalsamiert und in einem prachtvollen Sarg nach England geführt, wo sie unter großen Ehrenbezeugungen von der trauernden Mutter empfangen wurde, die selbst ein Jahr später nach Transvaal reiste, um die Stelle zu sehen, wo der hoffnungsvolle Sohn gefallen war. Nun befindet sich dort ein von den Kriegskameraden errichtetes Denkmal. Seine Uniform, Karabiner. Säbel und Revolver wurden erst zu Ende des Krieges in einem Kraal unter Umständen wiedergefunden, die in dem Folgenden berichtet werden sollen.

---

17. Ende des Zulukrieges.

Wie ich schon angedeutet habe, geschah die neue Anwerbung am 1. Mai 1879 in Utrecht und damals hatte der Zulukrieg auf der ganzen Linie seinen Höhepunkt erreicht.

Die Engländer, die bereits bedeutende Niederlagen erlitten hatten und gerade zu dieser Zeit von einem neuen Massakre heimgesucht worden waren, nämlich bei Itombi drift, vier Meilen von Lüneburg, wo achtzig Reguläre gefangen genommen und bis auf den letzten Mann niedergestochen wurden, waren nun eifrig bestrebt, dem kostspieligen und zerstörenden Krieg ein Ende zu machen.

So wurde die Heeresstärke nach und nach bis auf 20 000 Mann vermehrt, während der Oberbefehl über dieselben von Lord Chelmsford, der infolge der erlittenen Verluste in Ungnade gefallen war, an Sir Garnet Wolseley, den jetzigen Befehlshaber der englischen Armee übertragen wurde.

Aber trotzdem derselbe Tag und Nacht reiste, um den Kriegsschauplatz zu erreichen, bevor die entscheidende Schlacht bei Ulundi geliefert wurde, so kam er doch zu spät.

Lord Chelmsford, der rechtzeitig von der Gesinnung der Regierung unterrichtet worden war, wollte sein gesunkenes Ansehen wieder aufrichten und betrieb darum die Operationen des Heeres mit der größten Eile. Die drei Hauptkolonnen unter den Generälen Wood, Crealock und Newgate erhielten nach der Katastrophe bei Itombi drift Befehl, unverzüglich aufzubrechen und in Eilmärschen vor Ulundi zu erscheinen und wenn möglich eine Hauptschlacht vor Ankunft des neuen Oberbefehlshabers herbeizuführen.

Die Offiziere führten den Plan ihres Chefs so schnell aus, daß das große Treffen bei Ulundi mehrere Tage vor der Kommandoübergabe stattfand.

In dieser Schlacht — einer der blutigsten des Krieges — wurde die Macht des Zuluhäuptlings Cetewayo gebrochen, er selbst mit mehreren Unterhäuptlingen gefangen genommen, 1500 Schwarze blieben tot auf dem Platze und der Rest seiner stolzen Krieger zerstreute sich wie Spreu im

Winde, indem sie mit Not ihr Leben retteten, während die Viehherden und alles Eigentum in die Hände der Engländer fielen.

So war die Lage bei dieser Entscheidung. Meine eigene Beteiligung führt uns zu dem Zeitpunkt zurück, in dem Schermbruckers horse mit teilweise frischer Mannschaft von Utrecht auszog, um sich aufs neue der Kolonne des Generals Wood anzuschließen.

Unser alter Aufenthaltsort Lüneburg war in der letzten Zeit von zwei Kompagnien des vierten königlichen Infanterieregiments verteidigt worden, aber die deutschen Farmer mußten nach der unglücklichen Niederlage bei Jtombi großen Schaden infolge der Ueberfälle durch die Kaffern leiden. Sie verloren den größten Teil ihres Viehes, ihre Häuser wurden niedergebrannt und die Saaten zertreten.

In dieser Not sandten sie Boten zu General Wood mit dem Begehren um Verstärkung an Kavallerie, und so wurden wir nach diesem Ort zurückkommandiert, wo wir am besten gediehen und sehr willkommen waren.

Wir genossen hier zwei Monate lang recht gute Tage und der ganze Dienst bestand in zwei oder drei Kavalleriepatrouillen in der Woche, wobei zwar dann und wann mit den Zulus Schüsse gewechselt wurden, aber ohne weitere Verluste auf beiden Seiten.

Nur eine traurige Begebenheit geschah in dieser Zeit, die uns aber alle tief ergriff. Wir hatten einen allgemein beliebten Kameraden, Larsen, von dänischer Geburt, und Kalfaktor des nunmehrigen Kommandanten Schermbrucker.

Eines Sonntags wurde er als Ordonnanz des Kapitäns Moore bei der vierten „Kings own-Kompagnie" und unseres Kommandanten bei einem Ausflug zu Pferd nach einer abgebrannten Farm beordert, die einem unserer deutschen Wirte in Lüneburg angehörte.

Der Zweck dieses Rittes bestand darin, die Wahrheit eines Rapportes festzustellen, nach welchem sich eine Masse Zulus in der Nähe der Farm aufhielten, eine Angabe, die jedenfalls vom Kommandanten bezweifelt wurde, weil er nur zwei Begleiter mitnahm. In ihrer allzu großen Sicherheit kamen sie nun bei dieser Rekognoszierung zu nahe an den Feind, der sich in großer Anzahl an diesem Orte aufhielt, und wurden mit einer Salve begrüßt, die Larsen samt seinem Pferde tot zu Boden streckte.

Die zweite Salve traf Kapitän Moores Pferd, wobei sein Reiter dem Kommandanten zurief:

„Um Gotteswillen, rettet Euch, Schermbrucker, ich bin verloren."

„Nein," antwortete dieser, „setzt Euch hinter mich, mein Pferd ist stark genug, um uns beide zu tragen!"

So geschah es und die beiden Offiziere kamen unverletzt in das Lager, wo man die Schüsse gehört hatte, und wir bereits beschäftigt waren, die Pferde zu satteln.

„Aufsitzen!" kommandierte unser Chef schon in weiter Entfernung. Dann warf er sich selber auf eines der ausgeruhten Pferde und nun brach die ganze Abteilung unter lauten Hornsignalen aus dem Lager auf.

In kurzer Zeit hatten wir die Farm umzingelt und untersuchten jeden Winkel, aber kein Kaffer war zu sehen. Wir hatten wenigstens erwartet, Larsen tot oder verwundet zu finden, sahen aber nur die Leichen der beiden Pferde mit abgeschnittenen Schweifen. Diese Schweife dienten den Zulus als Siegestrophäen, die mit großem Stolz im Kraal gezeigt wurden.

Wir sahen ein, daß sie Larsen entführt hatten und stellten uns die Möglichkeit vor, daß er noch am Leben wäre, was in einem Fall wie diesem, leicht möglich sein konnte.

Traurig und herabgestimmt mußten wir indessen zurückkehren, ohne etwas für unseren Freund thun zu können.

Erst einige Monate nach Beendigung des Krieges wurde seine Leiche, oder eigentlich das Skelett gefunden, das mit ungewöhnlichen Feierlichkeiten auf dem Kirchhof in Lüneburg begraben wurde.

Kurz nach diesem Ereignis vernahmen wir, daß die große Schlacht bei Ulundi stattgefunden hatte und die große Regimentsveränderung nahe bevorstand. Der aus England beorderte Oberbefehlshaber war nun angekommen und hatte viele Offiziere mitgebracht, die Vertrauensposten erhielten, darunter Colonel Villiers, der nun unser Oberst wurde, während Lord Chelmsford und General Wood mit mehreren anderen nach England zurückkehrten.

Der neue General, Lord Wolseley, war ein Mann der Disziplin und dazu so sparsam, daß er uns unsern Morgenkaffee und den Citronensaft entzog, was große Unzufriedenheit verursachte.

Zum gleichen Zweck wurde unsere Truppe mit fünfhundert Freiwilligen und zweitausend Swazikaffern vermehrt, die Anstellung in der Armee erhalten hatten, alle unter Colonel Villiers.

Unsere erste Expedition ging darauf aus, Manjenjoba, einen der kleinen Häuptlinge, die sich trotz der Gefangennahme Cetewayos nicht unterwerfen wollten, zu züchtigen. Auf diesem Zuge, der zum größten Teil durch feindliches Gebiet führte, fingen wir Kavalleristen täglich große Viehherden ein, im ganzen wenigstens 2000 Ochsen und Kühe und 3—400 Ziegen. Diese Tiere wurden als Kriegsbeute betrachtet und später zu so hohen Preisen an die Boeren und das Kriegskommissariat verkauft, daß jeder von uns, die wir den Fang gemacht hatten, eine Extrabelohnung von 12—13 Pfund Sterling erhielt.

Die ganze Zeit scharmützelten wir mit den Eigentümern, aber sie wichen überall zurück vor der Uebermacht und auf einen ernsten Kampf durften sie sich überhaupt nicht einlassen. Doch hatten wir größere Strapazen als früher zu ertragen und litten viel.

Sechszehn bis achtzehn Stunden nach einander im Sattel zu sitzen, ohne jede Erfrischung weder für Mann noch Pferd war nichts Ungewöhnliches, und was die Beköstigung betrifft, so litten wir Mangel an allem, außer an Fleisch, das im Ueberfluß vorhanden war. Kaffee, Thee und Schiffszwieback verschwanden nach und nach von unserem kargen Tisch und wurden durch ungemahlenen Mais ersetzt.

Vierundzwanzig Tage lang hielten wir uns in diesem Lager auf, das infolge des vorhin angedeuteten Verhältnisses Lambile camp oder „das hungrige Lager" getauft worden war. Dann zogen wir nach dem Pongolaflusse, wo wir unser Zelt zum letzten Male in diesem Kriege aufschlugen. Hier empfingen wir auch Nachricht von den näheren Umständen bei Cetewayos Gefangennahme, die durch eine Kompagnie der „the Kings dragonguards" unter Kapitän Martins Befehl geschah.

Da unser Gegner Manjenjoba, der letzte der Zuluhäuptlinge, sich ungefähr gleichzeitig freiwillig ergab, so wurde der Krieg als beendet erklärt und das Land annektiert.

Wir hatten kurz darauf große Parade vor unserem Obersten (Villiers) und erhielten im Namen der Königin großes Lob wegen unseres guten Verhaltens in diesem jahrelangen Feldzug, der vielen unserer Kameraden das Leben gekostet hatte.

Auf dem Marsch nach dem Entlassungsort, Utrecht, wurde uns erklärt, daß wir die letzten Freiwilligen in

Transvaal seien, denn die übrigen waren alle längst entlassen worden, und hatten sich nach allen Richtungen zerstreut. Was sollte nun aus uns werden?

---

18. Mac verproviantiert sich.

Zu jener Zeit, in der wir in „Lambile camp" hungerten, traf ein Ereignis von so bezeichnender Art für unser „Kriegerleben" in Südafrika ein, daß es einer Erwähnung verdienen dürfte.

Wir hatten die „Hungersnot" wohl etwa 14 Tage lang ausgehalten, als sich die Nachricht verbreitete, daß einige ambulatorische Händler vom Boerenstamm ihren „Boerenwinkel" einige Meilen vom Lager entfernt aufgeschlagen hätten. Diese Nachricht wurde mit Jubel begrüßt, denn nun konnte man sich wohl auf eigene Kosten eine sehr nötige Abwechselung in dem allzu gleichförmigen Speisezettel verschaffen.

Nun hatten wir in unserem Zelte einen Messekameraden, Mac, eine echte Yankeenatur, der das Leben von der hellen Seite betrachtete und es nie unterließ, sich einen frohen Tag zu machen, sobald sich Gelegenheit dazu bot.

Mac hatte die frohe Botschaft kaum vernommen, als er zum Kommandanten eilte und Urlaub erbat, um auszureiten und sich auf seine eigene Rechnung und diejenige der Messe zu verproviantieren, welche Erlaubnis jedoch von Ermahnungen zu pünktlicher Rückkehr u. s. w. begleitet war.

Wir brachten nun aus unseren Ersparnissen ca. 10 Pfund zusammen und schärften unserem Freund ein, was er alles an Leckerbissen, Kaffee, Zucker u. s. w., einige Flaschen

Whisky nicht zu vergessen, um damit die Herrlichkeit zu feiern, einkaufen sollte.

„Ja, das ist das wichtigste,“ meinte Mac, „und bleibt nachher noch Geld übrig, so kaufe ich Kaffee und anderes.“

Nun galoppierte er davon, begleitet von zwei anderen Kompagniekameraden, und wir hörten an diesem Tage nichts mehr von ihnen.

Am folgenden Tage kam einer von den Dreien höchst aufgeräumt und singend zurück. Auf unsere Frage nach den Kameraden, antwortete er etwas lallend:

„Sie sind allright!“ — worauf wir die Bemerkung machten, wenn sie in dem gleichen Zustand wären wie dieser hier, so könne man das keineswegs allright nennen, im Gegenteil.

Endlich am späten Abend kam der andere ebenfalls zurück, aber in einem noch schlimmeren Zustand, unser prächtige Mac aber glänzte fortwährend durch seine Abwesenheit. Die beiden Abgesandten hatten keinen Mundvorrat in der Satteltasche mitgebracht, wohl aber Whisky in Menge, doch so sicher verwahrt, daß er für die durstigen Zeltkameraden unzugänglich war. Sie hatten wahrscheinlich ihre eigenen Kehlen so gründlich geschwenkt, daß die ganze Summe darauf gegangen war, und was war nun von Mac, dem muntersten in der Gesellschaft, nicht zu erwarten?

Des andern Tages spät bei Sonnenuntergang kam der Erwartete, der „alle Segel aufgesetzt“ hatte und das Pferd in wildester Eile auf das große Zelt Colonel Villiers zulenkte, das am Ende der Zeltgasse von „Schermbruckers horse“ lag. Die Beine des armen Pferdes kamen in allzu nahe Berührung mit der Zeltleinwand des Oberbefehlshabers, so daß der Oberst herausstürzte und in aufgeregtem Tone fragte:

„In des T.....s Namen, wer reitet mir das Zelt über den Haufen?“

Mac, der vermutlich die Tonart wieder erkannte und sich vor seinem eigenen Zelte wähnte, antwortete:

„Allright, alter Tom, komm' und hilf mir vom Pferde, du!..“ Es ist nicht leicht zu sagen, welchen Ausgang dieses Gespräch genommen hätte, wenn wir nicht sofort herbeigeeilt und Pferd und Reiter nach unserem Zelte geführt hätten, wo Mac schnell Gegenstand einer alles andere als schmeichelhaften Aufmerksamkeit wurde.

Er wurde vom Pferde herabgerissen und neben seinen vierfüßigen Kameraden gestellt, der bedeutend fester auf den Beinen stand. Mit dem Rücken gegen das Pferd gelehnt, öffnete er endlich die Augen und stattete den sehnsüchtig erwarteten Rapport in einem gewaltigen — Gähnen ab, seiner einzigen Antwort auf unsere ihn bestürmenden Fragen.

Mac würde diesem Verhör wohl nicht so leichten Kaufes entgangen sein, wenn nicht einige verdächtige Laute aus der Satteltasche dasselbe unterbrochen hätten. Er selbst kroch auf allen Vieren in das nächste Zelt, ließ sich in das Stroh fallen und schlief bald den Schlaf des Gerechten unter trompetenähnlichem Schnarchen.

Die verdächtigen Laute wurden nun auch aus der andern Satteltasche in der gleichen Tonart beantwortet, was uns veranlaßte, stehenden Fußes eine kleine Untersuchung vorzunehmen, um zu sehen, was der gute Mac von seiner Fouragierung mit heimgebracht hatte.

Man denke sich unsere Ueberraschung, als einer der Kameraden, welcher die Hand in die Satteltasche gesteckt hatte, lachend ausrief:

„Well, I am damnd, wenn das nicht junge Schweinchen sind, die Mac uns statt des Whisky gekauft hat!“

„Ja, ich verstehe," fiel ein Spaßvogel ein, „Mac hat im Sinn, sich auf die Schweinezucht zu verlegen!"

„Nicht so dumm," fiel ein Dritter ein, „ich kenne viele, die mit weniger als zwei Schweinen hier in Transvaal zu farmen begonnen haben!"

Diese Spottglossen wurden Mac auch später serviert, aber er beantwortete sie nach echter Yankeemanier mit einem: „Geht zum — —."

Indessen hatten die beiden grunzenden Individuen, die aus ihrem Versteck hervorgeholt worden waren, uns die gute Laune wiedergegeben und es herrschte allgemeines Vergnügen, als der übrige Inhalt der Satteltaschen zum Vorschein kam:

1 Partie Biltong oder getrocknetes Fleisch,
1 Flasche Worcester sauce (soyer) und
1 Korkzieher,

der letztere ein freundlicher Beweis, daß er gute Absichten gehabt hatte, obwohl er wahrscheinlich bei dem zweitägigen Trinkgelage seine guten Vorsätze vergessen hatte.

Obschon wir unter den obwaltenden Umständen es ein wenig unverschämt fanden, zwei neue Bewohner in das ohnehin enge Zelt mitzubringen, so wurden doch die beiden Schweinchen zu Mac gethan, und wir sahen mit großem Vergnügen, wie sie wühlend im Stroh umhergingen, so oft aber Mac einen seiner schönsten Schnarchtöne zog, horchend stehen blieben, als ob sie die wohlbekannten Laute der Schweinemama hörten.

Irgend eine Aehnlichkeit oder Sympathie mußten sie an Mac gefunden haben, denn bald darauf krochen sie nahe zu ihm heran und ruhten sanft in seinem mütterlichen Schoße, bis die Morgensonne zu der Zeltluke herein leuchtete.

Als die guten Tierchen sich im Laufe des Tages in die delikatesten Speckkoteletten verwandelt hatten, da bekam Mac genug zu thun, um sich vor den Witzen wegen seiner Schlafkameraden zu verteidigen, und noch lange nachher bereiteten uns seine Abenteuer auf dieser Fouragierungsreise großes Vergnügen.

Aber weder Mac noch seine beiden Begleiter erlebten große Ehre an ihrer Whiskyexpedition, über deren nähere Details sie sich in ein geheimnisvolles Schweigen hüllten. Der Kommandant verurteilte Mac zu drei „Extrapferdewachen“ wegen Ueberschreitung des Urlaubs und 5 Pfund Buße für Betrunkenheit nebst Ersatz für unser verzechtes Geld, was wir jedoch aufs Konto ungewisser Forderungen bringen mußten.

Aber diese Whisky-Schweineexpedition hätte für Mac schlimmere Folgen haben können, wenn es dem Kommandanten bekannt geworden wäre, was er uns lange nachher im Vertrauen mitteilte, nämlich, daß er die Schweine, weil das Geld verbraucht gewesen war, von einem Boer gegen die Patronen der Krone eingehandelt hatte.

---

19. Die Grenzkommission.[1]

Eines Tages kurz vor der letzten Entlassung in Utrecht waren wir in Linie aufgestellt, als Kommandant Schermbrucker

[1] „Boundary Commission“ setzte das Grenzgebiet zwischen den übrig gebliebenen Häuptlingen und den Weißen fest, um in Zukunft kriegerischen Verwicklungen vorzubeugen. Die übrigen Mitglieder der Kommission waren die Kapitäne Allcyn und Moore, der Bürgermeister in Greytown, einer kleinen Stadt in Natal, ein Dolmetscher und 15—20 Natalzulus.

uns benachrichtigte, daß Colonel Villiers samt mehreren anderen von der Regierung den Befehl erhalten habe, die Grenze gegen Norden festzusetzen und deshalb zwölf Mann Freiwillige als Eskorte wünsche. Wer Lust habe, an dieser Expedition teilzunehmen, möge aus dem Gliede treten.

Gesagt, gethan!

Ich befand mich unter den vor der Front Stehenden und wurde für diese neue Tour durch Zululand angenommen.

Man könnte wohl gegen diesen schnellen Entschluß einwenden, daß ich bereits genug Strapazen im Kriege ertragen hatte, aber man denke an meine Jugend (kaum 20 Jahre) und daß sich mir momentan keine andere Gelegenheit zur Erwerbung meines Unterhaltes bot. Also nahm man, was sich bot und ließ jedem Tag seine Plage.

Nach einem kurzen Abschied von den alten treuen Freunden und Waffenkameraden, schlossen wir Zwölf uns der Fuhre an, die den Oberst nach der Zulugrenze begleiten sollte und traten sofort unsere Reise mit kurzen Tagesmärschen an.

Ueberall, wo wir hinkamen oder unser Lager aufschlugen, fanden sich die jetzt unterwürfigen Zulukaffern ein und lieferten ihre alten Vorderladergewehre ab, zum Zeichen, daß sie nicht weiter kämpfen wollten. Wir erhielten Befehl, diese alten Musketen entzwei zu schlagen, was am Wagenrad bewerkstelligt wurde, aber sobald ein Gewehr mit modernem Hinterladerverschluß abgeliefert wurde, legte man es auf die mitfolgenden Wagen. Bei diesem Zertrümmerungsprozeß standen die Zulus daneben und grinsten und rissen den Mund von dem einen Ohr zum andern auf, und es schien ihnen ein besonderes Vergnügen zu bereiten, wenn sie selber mithelfen konnten, die Kolben zu zertrümmern.

So wurden nach und nach mehrere Tausend Schuß-waffen zerstört, denn es war gut gearbeitetes und erhaltenes Holz.

Die bittere Feindschaft der Kaffern hatte sich vielerorts in so großes Wohlwollen verwandelt, daß sie Tjoala oder Kaffernbier mitführten, um uns damit zu erquicken und, dies ungeachtet, sie mehrmals so zahlreich kamen, daß es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, die ganze Expedition zu erschlagen.

In einem solchen Fall waren wir z. B. nahezu 200 Meilen von der nächsten Ansiedelung entfernt, aber nicht ein Haar auf unsern Köpfen wurde uns gekrümmt, und doch waren wir nur zwölf Mann stark gegen hundert Wilde.[1])

Wir kamen u. a. auch nach Ulundi und sahen die Brandstätte von dem großen Kraal Cetewayos, den die Engländer nach der Schlacht niedergebrannt hatten. Es war ein ausgedehnter Platz, auf dem früher viele Tausende gewohnt hatten, und der nun völlig öde war. Nur in der Nacht hörte man das Geheul der Hyänen und Schakale, die sich an den Leichen der gefallenen Kaffern gütlich thaten.

Von den Zulus, die uns hier besuchten, vernahmen wir viele Einzelheiten aus dem großen Treffen, in dem ihr König gefangen genommen wurde. Ein langer, schön gewachsener Kaffer berichtete (durch den Dolmetscher), daß die Omlongos (Weißen), welche lange Assegaijen getragen hätten, unwiderstehlich gewesen seien und die Schlacht entschieden

[1]) Hier fand ich in einem Kraal auch die Uniform, den Karabiner und Revolver des Prinzen Napoleon wieder, alles leicht kenntlich, teils an den 17 Lanzenstichen in den Kleidern, teils an dem kaiserlichen Wappen. Wir nahmen diese Sachen an uns und Colonel Villiers lieferte sie später der Exkaiserin von Frankreich aus.

hätten. Er meinte damit das 17. Lancierregiment, das mit seinen großen englischen Pferden in voller Karriere dahersprengte und mit Lanzen angriff. Diese Erscheinung habe sie überwältigt, behauptete er, sie hätten alle die Flucht ergriffen.

Und es mochte wohl wahr sein, daß die Reiterei ihnen den größten Respekt einflößte und daraus erklärt sich auch die Maßregel der Regierung, nach und nach alle Truppen beritten zu machen, wie kostspielig dies der Pferde halber auch war.

Von Ulundi setzten wir unsere Reise durch die wildesten Einöden nach der Grenze der portugiesischen Besitzungen fort.

Die „nasse“ Jahreszeit, die man auch gut die „ungesunde“ hätte nennen können, brach an, und mehrere von uns, darunter auch ich, bekamen das Fieber, eine sehr gewöhnliche Krankheit in Südafrika. Einer aus unserer Eskorte erlag diesem Klimafieber und der uns begleitende Arzt konnte nichts ausrichten, da der Inhalt seiner Reiseapotheke nur aus Ricinusöl bestand.

Zu dem Fieber gesellte sich auch die rote Ruhr, so daß es um die Expedition sehr schlecht stand, obwohl die Offiziere, weil weniger Strapazen ausgesetzt, besser gegen den Regen geschützt und in der Lage, die Anforderungen des Magens mehr befriedigen zu können, auch viel mehr ertragen konnten.

Es war hart genug für uns, in diesem Zustand täglich auf ihrem Tisch die ausgesuchtesten Konserven und Leckerbissen sehen zu müssen und von ihnen mit allen möglichen Arbeiten geplagt zu werden, und dazu trotz Krankheit und Hunger sich nicht der geringsten Rücksicht von ihrer Seite

erfreuen zu können. Es konnte nicht fehlen, daß sich unsere gereizte Stimmung ziemlich laut Luft machte, wenn derartige niedere, eines Soldaten unwürdige Dienste von uns verlangt wurden, und das Verhältnis war ein ziemlich gespanntes zwischen uns und den Vorgesetzten, als wir in Isandhula anlangten, wo die englischen Truppen ihre erste Niederlage im Zulukriege erlitten hatten.

Das Schlachtfeld war mit den Resten der niedergemachten Kolonnen bedeckt und besonders mit einem reichen Vorrat an Blechbüchsen mit konservierten Nahrungsmitteln, alle von den Speeren der Zulus durchstochen und also zerstört. Die Schwarzen hegten nämlich große Furcht vor diesen Büchsen und wagten es nie, von deren Inhalt zu kosten.

An jenem Tage, als wir an dieser berüchtigten Stelle rasteten, fanden wir außer einer Menge verrosteter Bajonette Messer und anderer Eisengeräte auch 20—30 Skelette in Uniformen, verschiedenen englischen Regimentern gehörend. Sie lagen neben einem auf beiden Seiten mit Gebüschen bestandenen Wege und ihr Anblick wirkte in hohem Grade entmutigend und traurig, so daß die meisten von uns sich schnell abwandten.

Unser letztes Lager auf dieser Grenzregulierungsexpedition schlugen wir in Rockesdrift auf, jener Missionsstation, die so heldenmütig von einer Handvoll Leute gegen die ganze Stärke der Zulus verteidigt worden war. Auch hier fand man viele Spuren von dem blutigen Kampfe, doch waren die Gefallenen wenigstens ordentlich begraben und das ganze Gebiet frei von dem pestartigen Geruch, der einem südafrikanischen Schlachtfeld immer eigen ist.

Wir waren nun wieder an der Grenze von Natal und die Arbeiten der Expedition zu Ende; die Freiheit erwartete

uns nach dreizehnmonatlichem strengen Dienst, voll von Gefahren und Abenteuern aller Art.

Was besonders dazu beitrug, daß der Tag der Entlassung als höchst willkommen begrüßt wurde, war das gespannte Verhältnis gegenüber den Offizieren, die von ganz anderer Gesinnung waren, als unser alter, allgemein beliebter Kommandant Schermbrucker.

Mancher faßte bei dieser Gelegenheit den Entschluß, nicht mehr unter englischer Fahne dienen zu wollen und sehnte sich bloß nach jenem Tage, an welchem die Lumpen, die von dem Kleid der Krone übrig geblieben waren, für immer abgelegt werden sollten.

Auf dem Weg hinab nach Pietermaritzburg, wo die Entlassung geschehen sollte, kamen wir erst zu der Einsicht, daß wir nach Aussehen mehr den Wilden glichen, die wir soeben verlassen hatten, statt zivilisierten englischen Soldaten. Die Tracht, zerschlissen in allen möglichen Wettern dieses Jahres, glich den Lumpen, mit denen ein Bettler seinen Körper zu verhüllen sucht, Krankheit und Hunger hatten uns jeder Spur von strammer Haltung beraubt, die uns früher berühmt gemacht hatte, und nur das lange Haar und der üppige wilde Bart verdeckten einigermaßen die hohlen Wangen, die so manches jugendliche Gesicht in diesem Feldzuge entstellt hatten.

Mit einem Worte: wir hatten genug und sehnten uns nach Ruhe. In Pietermaritzburg mußten wir die Waffen und unsere treuen, jetzt ausgemergelten Pferde abliefern, die Kleider aber durften wir behalten und bekamen überdies den rückständigen Sold.

Ich und drei andere blieben nach der Entlassung beisammen und wir erregten ein alles andere als schmeichel-

haftes Aufsehen, als wir in unseren Lumpen die Straßen der Stadt betraten.

Da Ruhe unser größtes Bedürfnis war, so eilten wir nach einem Hotel, um Zimmer zu bestellen, wurden jedoch höflich aber entschieden abgewiesen, mit dem Bemerken, daß alle Räume besetzt seien.

Einige von uns erhobene Zweifel veranlaßten die Wirtin nur, mit der Polizei zu drohen, wenn wir uns nicht schnell entfernen würden. Den gleichen Bescheid erteilte man uns in ein paar anderen Hotels, worauf wir uns auf dem Marktplatz auf eine Bank setzten, wo einer von uns die scharfsinnige Bemerkung machte, daß es uns wahrscheinlich besser gelingen würde, wenn wir erst einen Besuch bei dem Schneider und Barbier dieser Stadt machten. Gesagt, gethan!

Nach einiger Ueberlegung, wo die Umkleidung stattfinden könnte, denn es war gerade Markttag und dies bereitete uns Schwierigkeiten, entschlossen wir uns, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und in dem vorbeifließenden Strom ein Bad zu nehmen, um, wenn wir dasselbe verlassen hätten, uns in die neuen Kleider zu stecken und die alten abgetragenen zurückzulassen und Wind und Wetter preiszugeben.

Nachdem dieser kluge Beschluß gefaßt war, wohl in der Absicht, wie einer äußerte, um nicht während der Nacht bei „Mutter Grün“ logieren zu müssen, erschien auf einmal wie vom Himmel herunter eine Judengestalt vor uns, der in gewissem Sinn das Verlangen unserer Seele war. Er kam übrigens direkt aus seinem Kleiderladen, schien Wert auf unser Geld zu setzen und war so freundlich, als ob er uns seine ganze Bude gegen klingende Valuta abtreten wollte.

Wir waren ebenso freundlich und befriedigt von der gemachten Bekanntschaft.

Indessen gefielen uns seine Preise nicht besonders, aber als er dieselben schließlich auf die Hälfte herabgesetzt und dabei lebhaft versichert hatte, daß er nicht einen Heller daran verdiene oder verdienen wolle, so betrachteten wir ihn als einen vom Himmel gesandten Menschenfreund und bezahlten vier vollständige Ausstattungen, mit denen wir uns, ein jeder sein Packet tragend, hinab nach dem Flusse begaben.

Alles ging vortrefflich, und nachdem wir noch beim Barbier bedeutende Quantitäten Haar und Bart zurückgelassen und uns mit Spazierstock und Cigarren versehen hatten, da würde uns, wie ich glaube, kaum jemand als die früheren „Kaffrarian Vanguardreiter“ erkannt haben.

Ein Spaßmacher in unserer Gesellschaft machte nun den Vorschlag, daß wir unser Debut als Gentlemens bei der gleichen Hotelwirtin versuchen sollten, die uns mit der Polizei gedroht hatte, vielleicht würden sich nun leere Räume in ihrem Boardinghouse finden.

Das geschah.

Das zahnlose Weib zeigte schnell seine falschen Zähne, sobald wir sichtbar wurden und lud uns artig zum Eintritt ein, damit wir uns selbst unsere Zimmer aussuchen könnten. Sie war süß wie Honig und zeigte uns alle ihre Räume, wobei wir auch ihre falschen Zähne bemerkten, was jedenfalls nicht ihre Absicht war.

Um seinen Scherz mit dem Weib zu treiben, befühlte Dyson, der Spaßmacher, die Matratzen und erklärte, sie wären zu hart gegen diejenigen, an die wir gewohnt seien, es thue uns leid, sie bemüht zu haben, aber wir wollten in anderen Hotels nach besseren suchen u. s. w.

Niedergeschlagen begleitete sie uns bis an die Thüre, wo wir ihr offenbarten, wer wir seien und sie ersuchten, in Zukunft den Hund nicht nach den Haaren zu beurteilen, worauf das Weib uns so starr angaffte, daß wir glaubten, der Schlag würde sie treffen und auf der Stelle töten.

* * *

Ueber das Schicksal der meisten Kriegskameraden, seit wir uns von Kommandant Schermbrucker getrennt hatten, weiß ich nichts zu berichten, denn wir sahen nur wenige von ihnen wieder. Etwa 5 oder 6 der früheren „Vanguards“ hatten sich nach der Entlassung zu den liebenswürdigen Deutschen in Lüneburg begeben, sich dort verheiratet und niedergelassen und berichteten, als wir uns nach 4 bis 5 Jahren auf dem Goldfeld am Kap wiedersahen, daß es ihnen sehr gut ergangen sei und sie mit ihrem Lose zufrieden seien.

---

20. Bei den Boeren.

Wir Vier lebten nun gleich großen Herren munter und fröhlich einige Zeit teils in Pietermaritzburg teils in Durban, indem wir uns aufs beste unterhielten. Doch will ich nicht gerade behaupten, daß wir gleich gewissen Seeleuten auf Land binnen wenigen Tagen die Löhnung eines ganzen Jahres verschwendet hätten, aber sicher ist, daß nach drei Wochen das durch den Krieg erworbene Bargeld derart zusammengeschmolzen war, daß wir uns genötigt sahen, nach neuer Beschäftigung zu suchen.

In dieser Zeit genossen wir die notwendig gewordene Ruhe und gewannen nach all den Strapazen in der Einöde unsere Kräfte wieder.

Zwei Kameraden erhielten an verschiedenen Orten Anstellung und der dritte reiste zu wohlhabenden Verwandten nach dem Kap; so stand ich auf einmal allein und mußte etwas auf eigene Rechnung unternehmen. Die Verkehrswege in der Natalkolonie waren zu dieser Zeit ziemlich schlecht, so daß der Reisende, der nach Transvaal hinauf wollte, zu wählen hatte, entweder zwischen den gewöhnlichen Ochsenfuhrwerken, dem Pferderücken oder auch der Fußreise, um die 60 bis 70 Meilen zurückzulegen.

Ich wollte noch einmal die Orte sehen, die wir im Kriege passiert hatten und möglicherweise in Transvaal eine Beschäftigung suchen, da ich es aber nicht vermochte, zu fahren, und auch nicht wie ein „Tramp" dorthin kommen wollte, so kaufte ich für den Rest meines Geldes ein Pferd, sagte meinem guten Wirte und anderen Bekannten in Pietermaritzburg Lebewohl und setzte mich an einem Sonntagmorgen früh zu Pferde und ritt gegen Norden.

Anfangs folgte ich dem gleichen wohlbekannten Wege, den „Schermbruckers horse" nach Lüneburg genommen hatte, aber jetzt, wie ganz anders, als damals! Die Gegend hatte ein stärker bevölkertes Aussehen und häufig begegnete man „Fuhren". Ich kam durch die jetzt nach dem Kriege rasch aufblühenden Orte Estcourt, Colenso, Ladysmith und Newcastle, die später alle eine Eisenbahnverbindung nach der Küste erhielten, jetzt aber noch darauf angewiesen waren, mittelst Ochsenwagen ihre Bedürfnisse zu transportieren. Die Wagen die hinausfuhren, waren beladen mit Ballen von Wolle, Fellen, Häuten, Angorahaaren, während die nach dem Innern des

Landes fahrenden allerhand industrielle Produkte, Lebensmittel u. s. w. enthielten. Einige kehrten leer hinab nach den Hauptorten zurück, nachdem sie auf Rechnung der Armee Bedürfnisse nach Transvaal und Sechecoonies, auf welch letzterem Gebiet der Krieg noch nicht beendet war, geliefert hatten.

Meine Gesellschaft auf dieser Reise bestand meistens aus solchen Transportreitern, wie sie genannt wurden, und sie berichteten, daß ihr Geschäft guten Fortgang nehme und sich lohne, wenn auch dann und wann ein Ochse stürze. Die Frachten waren bis auf 2 Pfund Sterling und 10 Schillinge per 100 Pfund Ware von Durban nach Pretoria (500 englische Meilen) gestiegen, ein Weg, der bis 6 Wochen Zeit in Anspruch nahm, da aber ein Wagen mit einer Last bis zu 6 Tonnen beladen wurde, so konnte die Fracht in den meisten Fällen bis auf 114 Pfund Sterling per Wagen steigen, ein ganz bedeutender Verdienst, auch ohne daß, wie es häufig geschah, Rückfracht nach Durban erhältlich war. Die Kehrseite der Medaille in diesem Geschäft bestand jedoch darin, daß die armen Tiere häufig von Redwater (roter Ruhr) und Lungenkrankheiten heimgesucht wurden, wenn sie nicht genügend akklimatisiert waren.

Mancher erwarb sich ein kleines Vermögen in diesen Jahren als Transportreiter; jetzt aber ist diese Industrie fast ganz zu Grunde gerichtet, seit die Eisenbahn in Transvaal fast alle größeren Orte mit einander verbunden hat.

Auf dieser Reise machte ich Bekanntschaft mit einer anderen Art Fuhrwerk, von Mauleseln gezogen, nämlich den Postkarren, die zwischen den verschiedenen Stationen verkehrten. Eine solche Karre hatte auch Platz für Reisende, die schnell befördert sein wollten, und zu ihrer Bequemlichkeit

waren in einer Entfernung von 20 bis 25 Meilen von einander Herbergen eingerichtet.

Ganz Natal ist bergig mit mühsamen steilen Wegen, und die armen Ochsen mußten sich vor den schwerbeladenen Wagen aufs äußerste anstrengen, indem sie von mit großen Peitschen bewaffneten Kaffern getrieben wurden. Sobald die Fuhre vor einem Hügel stehen blieb, kamen die Bambuspeitschen in Gang, begleitet von den Zurufen der Treiber, und wenn dies nichts half, so mußte ein neues Gespann, achtzehn Ochsen, vorgekoppelt werden, um den Wagen vorwärts zu bringen.

Es war ein eigentümliches Schauspiel, diese langen krummen Kolonnen zu sehen, wie sie sich Schritt um Schritt die steilen Hügel hinaufschleppten, an denen sich der Weg gleich einer Schlange hinauf wand, dann durch Flüsse und Wasserläufe, wo nur die Hörner und der Oberkörper des Gespannes sichtbar waren, und dann wieder durch wogende Maisfelder und zwischen waldbedeckten Höhenzügen, durch die sich das Thal mit seinem Flusse oder Bache hinzog.

Das Land ist voll herrlicher Naturscenerien, oft an nordische Gegenden gemahnend, z. B. an Huskwarna, Trollhättan und Motalaström in Schweden, und manchmal wurde mein Gedanke zurückgeführt zu dem fernen lieben Vaterlande und ich fragte mich, ob ich seine schönen Berge und Thäler und seine rauschenden, ernsten Fichtenwälder wiedersehen würde.

In Newcastle, der drittgrößten Stadt Natals und ganz an der Grenze von Transvaal gelegen, blieb ich nur einige Stunden, da ich mich darnach sehnte, über den Fluß Ingogo zu gelangen, wo in der Fehde des nächsten Jahres der Kampf zwischen den Engländern und Boeren stattfand. Eine Strecke lang war mir nun der Weg neu, nachdem ich

während 14 Tagen eine Weglänge von ca. 280 Meilen durchritten und jetzt auf das Gebiet von Transvaal gekommen war.

In Standerton, meinem ersten Nachtquartier in dieser Gegend, sonst eine kleine Ortschaft mit Kirche, Rathaus, Gefängnis und ein paar Kramladen, kampierte eine Kompagnie englischer Soldaten, welche bewiesen, daß ich den äußeren Grenzen der Civilisation näher kam.

Die Natur war hier ganz verändert, und zeigte meilenweit große magere Felder ohne Bäume. Durch dieses Gebiet fließt der Vaalfluß, und die ganze Provinz ist seit alter Zeit ihrer ausgedehnten Schafzucht wegen berühmt gewesen. Ich war damit auf das Gebiet der Boeren gekommen, ein Volk, das ich bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt hatte, zu studieren. Während der Regenzeit halten sie sich in dem sogenannten Hochland auf, ziehen aber später wieder in die Ebene hinab, wo das Gras für die Schafe in der wärmeren Jahreszeit besser ist. Zuweilen wird das auf der Hochebene wachsende Gras durch Feuer versengt, so daß nur zolllanges Gras, ein besonderer Leckerbissen für die Schafe, bis zur Rückkehr sprossen kann.

Einige Meilen von Standerton entfernt, traf ich eine Herde von sogenannten „Bleßböcken", etwa 2—300 Stück, unter denen sich der eine oder andere gelbe Springbock auszeichnete, — die größte Schafherde, die ich je gesehen hatte.

Circa 18 Meilen von dieser Stadt entfernt, hielt ich eines Abends vor einem Kramladen an, um Kost und Logis zu verlangen.

Der Handelsmann erwies sich als ein Däne, mit Namen Jeppsen, ein mittelaltriger korpulenter Herr, der nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit von der Heimat seine Muttersprache fast ganz vergessen hatte. Ich sprach ihn an

und berichtete ihm mein Schicksal mit der Beifügung, daß ich nun eine Beschäftigung suche. Er machte mir den Vorschlag, bei ihm zu bleiben und mich an seinem ausgedehnten Geschäfte zu beteiligen, auf den ich nach einigem Bedenken einging, jedoch unter der Bedingung, austreten zu können, wann es mir beliebte, um die Reise fortzusetzen.

Er ging auf diese Bedingung ein, wenn ich mich jeder beliebigen Arbeit, betreffe sie die Farm oder die Schafherde, unterziehen wolle. Mir kam dies als eine erwünschte Abwechslung vor und ich trat schnell ein, d. h. am folgenden Tage, worauf dieser mündliche Kontrakt von meinem Prinzipal mit der Servierung eines Glases Bier, einer großen Seltenheit in dieser Gegend, besiegelt wurde.

Hier hatte ich nun sechs Monate lang die prächtigste Gelegenheit, die Boeren und das tägliche Leben in Transvaal zu studieren, und da so viele verschiedenartige Urteile über dieses Volk gefällt worden sind, so möchte ich in Kürze meine Erfahrungen mitteilen.

Täglich kamen Boeren in ihren plumpen Wagen nach dem Laden des Dänen gefahren, mit „vrow“ (Frau), Söhnen und Töchtern, und zu gewissen Zeiten wurden dort große Versammlungen religiöser Natur abgehalten, in denen sie miteinander das Abendmahl genossen.

Die Boerenbevölkerung ist holländischen Ursprungs, hat weiße Hautfarbe und ist am ehesten unseren Flachlandbauern zu vergleichen. Die Boeren sind gastfrei gegen solche Fremdlinge, die ihre Sprache und Sitten verstehen, aber ein Engländer ist auf ihrem „Platz“ oder ihrer Farm selten willkommen. Ein solcher weiß das auch und findet es vorteilhafter, sich z. B. einen „Walesman“ zu nennen, da er darauf zählen kann, daß kein Boer, nicht einmal ihre Richter oder Mitglieder der Behörden wissen, daß Wales

eine englische Provinz ist. Mit strengster Konsequenz halten sie an ihren alten Gewohnheiten fest, betrachten Ackerbau, Industrie und Bergwerksbetrieb mit Mißtrauen und erwerben ihren Unterhalt wie ihre Väter hauptsächlich durch Viehzucht. Alles andere liegt darum auch in den Händen der Ausländer (Uitlanders) und dies verursacht nicht geringe Unruhe unter den konservativen Boeren, die zu ihrem Aerger eine Schar Fremdlinge nach der anderen mußten in ihr Gebiet eindringen sehen.

Mein Herr war mit einer Boerenfrau verheiratet und hatte acht mehr oder weniger erwachsene Kinder. Die größeren halfen bei der Arbeit gleich mir, d. h. auf der Farm und bei den Herden, sowie im Laden beim Verkauf von verschiedenen Sachen, darunter auch „Lachergoot“ oder Konfekt. Auf der Farm wurden große Familien- und reli-



Ein Boerenlager.

giöse Versammlungen abgehalten, wo eine der Packbuden als „Gebetshaus" dienen mußte, und bei diesen Zusammenkünften hatten wir alle im Laden vollauf zu thun. Ich konnte in solchen Fällen bis fünfzig Ochsenwagen und ebenso viele „Capecarts", d. h. Gigs mit Boerenfamilien beladen, zählen. Mein Prinzipal machte denn auch gute Geschäfte, ich aber wurde infolge meiner Unkenntnis der Sprache schlecht behandelt und mit Spottnamen bedacht, wie „englischer Junge", „Landstreicher" u. s. w. — ziemlich unverschuldet, wie man finden wird, weil ihr Haß gegen alles was englisch war, diesmal die unrechte Person traf.

Dies ging einmal so weit, daß einige der Boeren, als ich an einer von mir aufgerichteten Stange die dänische Flagge hißte, dieselbe zornig abrissen mit der Versicherung, daß sie das englische Tuch nicht leiden wollten; sie ließen sich nicht belehren, als sie über den Irrtum aufgeklärt werden sollten, sondern mieden in Zukunft die Farm, mit der sie dieser Geringfügigkeit halber jede Verbindung abbrachen.

Einige andere waren weniger vorurteilsvoll und wurden meine Freunde, in deren Gesellschaft ich nicht allein viele Jagdfahrten mitmachte, wo ich Gelegenheit fand, das sichere Auge der Boeren zu bewundern, das es ihnen ermöglichte, das fliehende Wild zu treffen, sondern auch in der Nähe beobachten konnte, wie bei ihnen eine Brautwerbung nach allen Regeln der Kunst stattfindet.

Der junge Liebhaber hatte sich während eines „Abendmahles" in die Schöne vergafft und beschlossen, förmlich um ihre Hand zu werben, zu welchem Zweck er eines Tages nach dem Handelsladen kam.

Hier versah er sich mit einer Düte Konfekt und neuen Kleidern, darunter Glanzledergamaschen, Sporen an die Schuhe und einer Straußenfeder auf den Hut.

So ausgerüstet stieg er zu Pferd, indem er den besten Renner im Stalle auswählte, worauf wir miteinander nach der Wohnung der Auserkorenen ritten, vor welcher er das Pferd tanzen und seine Künste zeigen ließ.

Darauf übergab er die Zügel nachlässig dem herbeieilenden Hottentotten, worauf er rasch aus dem Sattel sprang und ganz ungeniert vor den Fenstern hin und her promenierte, um sich recht betrachten zu lassen, wohl wissend, daß hinter den Gardinen oder irgend einer Thürspalte die Augen der Geliebten nach ihm blickten, trat dann ins Haus, wo er zuerst der „Tante“, der Hausmutter, die Hand schüttelte und sein „Guten Tag“ sagte, dann in gleicher Weise dem „Oom“ (Onkel) und nun erst der Braut und ihren Geschwistern bis hinab zum Kleinsten in der Wiege.

„Oom“ sagte nun ein kurzes „sitze“, und damit ließen wir uns nieder, indem das vollkommenste Schweigen im Raum herrschte, und dieses Schweigen dauerte fort, bis der unvermeidliche Napf mit Kaffee seinen Einzug hielt, worauf jedem nach und nach die Sprache wiederkommen zu wollen schien.

„Oom“ fragte, wie es „bei huis“ stehe, und als wir über den Gesundheitszustand eines jeden Auskunft gegeben hatten, sowie über die Schafherde, das Vieh, die Fütterung, Zucht und Ertrag derselben, wobei wir unterdessen den Kaffee einnahmen, stand endlich der Freier auf und übergab der Auserwählten die Düte mit „Lachergoot“, die sie lächelnd und errötend annahm.

Der Augenblick war kritisch, denn hätte sie die Annahme des Geschenkes verweigert, so wäre dies gleichbedeutend gewesen mit einer Abweisung des Antrages oder mit einem sogenannten Korb. Eine frohere Stimmung und ein muntereres Gespräch löste nun wie auf einen Zauberschlag die frühere Stille ab und mehr oder weniger deutliche An=

züglichkeiten scherzhafter Art wurden bis zum Abend gewechselt, worauf wir Unbeteiligten uns entfernten, während der Bräutigam eine gewisse Zeit der Nacht in der Vorkammer bei der Braut bleiben durfte. Damit diese Zeit nicht bis zum Sonnenaufgang ausgedehnt würde, traf die „Tante" eine Vorsichtsmaßregel, indem sie mit einer Nadel ein Zeichen in die Wachskerze stach mit dem Bemerken, daß sie „aufsitzen" dürften, bis die Kerze so weit zurückgebrannt sei, aber nicht weiter, ein Gebot, das auch von dem verliebtesten Bräutigam respektiert wird. — —

Der Boer, den ich am häufigsten besuchte, war ein wohlhabender Mann, der zwei Farmerhäuser besaß, eines aus Stein gebaut auf „hoch-velt", d. h. auf der Hochebene, wo er sich mit seiner Herde im Sommer, d. h. vom September bis Mai aufhielt, das andere, kleiner aber gut gebaut im Flachlande, wo er die übrige Jahreszeit verbrachte. Die Einrichtung und Möblierung des ersteren war einfach und aus Yellowoodholz, ohne alle Zierraten und Luxusartikel. Sofas und Stühle hatten Sitze aus Riemen, und Bockfelle, die behaarte Seite nach außen gekehrt, dienten zu Ueberzügen und Bodenmatten.

Nebengebäude für das Vieh gab es nicht (nur einen Stall für die Pferde), ihre Stelle vertrat ein mit einer Mauer aus Steinen eingehegter runder Platz, „Kraal", auf welchem das Melken und die Schafschur stattfand.

Der Boden des Wohnhauses bestand aus festgestampfter Erde mit Kuhdünger, direkt vom „Kraal", bestrichen, ein eigentümlicher Gebrauch zum Schutz gegen die in Afrika so zahlreichen und schädlichen Ameisen. Diese werden dadurch verhindert, in den Raum einzudringen, wo sie in kurzer Zeit alles bis auf die hölzernen Möbel verzehren würden.

* * *

Mir war es bis dahin gut ergangen bei dem Dänen, wenn ich mir auch einen Teil des Engländerhasses der Boeren zugezogen hatte, was aber meine Gemütsruhe keineswegs störte. Schließlich aber fiel es meinem Prinzipal ein, mich zur Viehmagd oder eher zum Stallknecht zu degradieren, und nun war es mit der Ruhe vorbei.

Mein erster Versuch, die Kühe im Kraal zu melken geschah nicht ohne Protest, sowohl von meiner als ihrer Seite, wobei ihre Hinterbeine mich samt dem Milchkübel am Ende kräftig auf die Seite beförderten.

Nun wurde ich am Kälberkraal angestellt, wo ich die aufgerufenen Kälber heraus führen sollte, aber mit ziemlich gleichem Erfolg. Die Kühe waren gewohnt, ihre Kälber während des Melkens zu sehen, was nun mißlang, aber ich kannte mich nicht aus unter den vielen Kälbern, sondern führte „Roijmeß" statt des „verdammten Engländers" und diesen statt „Wittpens"*) und so weiter.

Aus all diesem zog ich den Schluß, daß ich nicht an diesen Ort paßte, und da ich nun nach sechsmonatlicher guter Uebung so viel von der Boerensprache gelernt hatte, daß ich auf eigene Faust vorwärts kommen zu können glaubte, so sagte ich dem guten Dänen und seinen vielen Angehörigen Lebewohl und stieg wieder zu Pferd.

Mein alter Traber hatte bessere Tage gehabt, als ich, sein Herr, und war darum bei vortrefflicher Gesundheit, als wir uns nach der Hauptstadt des Landes Pretoria wendeten, die ich zum ersten Ziel meiner Reise machte.

*) Namen der Kälber.

21. Ein afrikanischer Schacherjude.

In ganz guter „Kondition“ traten wir diese Reise an, die von Hotel zu Hotel (eigentlich Herbergen) ging, wo man gut speiste, so lange das Geld reichte. Zuerst kamen wir nach Heidelberg, damals einem unbedeutenden Ort, später aber viel erwähnt wegen seiner ergiebigen Goldgruben.



Parlamentsgebäude in Pretoria.

Die begegnenden Boers betrachteten mich anfangs als einen reisenden Engländer, und infolge des gespannten Verhältnisses zwischen ihnen und ihren Erbfeinden und aufgedrungenen Beschützern fehlte es nicht an drohenden Blicken gegen mich.

Als ich endlich ohne weitere Abenteuer in Pretoria anlangte, zog ich in das Hotel Canterbury und stellte mein Pferd in einen Mietstall.

Die Stadt war damals noch unbedeutend und sehr schmutzig. Erst die reichen Goldadern machten sie zu dem, was sie nun ist, d. h. der schönsten in Südafrika; aber der gleiche Reichtum bewirkte auch die gefährlichen Trennungen zwischen den Boeren und Ausländern, wodurch der englischen Herrschaft, nach meiner Ansicht der vorteilhaftesten

hier, ein Ende bereitet wurde, um der Selbstregierung (Republik) Platz zu machen, wie sie noch jetzt besteht.

Die Stadt war überfüllt mit englischen Soldaten, ca. achthundert Mann, die Garnisonsdienst thaten, zu denen ein großer Teil Freiwilliger gehörte, die aus dem Sechecoonie-Krieg zurückgekehrt und entlassen worden waren.

Gleichzeitig feierten die Boeren der Stadt ihr Abendmahl, indem sie sich vor derselben lagerten und mit Erbitterung die vielen Rotröcke betrachteten. Was einen Boer zu dieser Zeit am meisten ärgern konnte, das war der Anblick dieser roij batjes, wie sie sich ausdrückten, und darum wollten sie ihr Lager nicht in der gleichen Stadt haben, oder dieselbe unbewaffnet besuchen. Diese Gepflogenheit der Boeren, in Pretoria Waffen zu tragen, enthielt zugleich eine Drohung und Gefahr für den Frieden, weil die Engländer im Streit mit einem derselben gewöhnlich kurzen Prozeß machten.

Der betrunkene englische Soldat setzte eine Ehre darein, sich an den „damned Dutchmans“ zu reiben, und der Gouverneur, Lord Wolseley, mußte alles aufbieten, um in solchen Fällen Unruhen vorzubeugen.

Zuerst erließ er eine Bekanntmachung, daß es den Boeren nicht gestattet werde, die Stadt bewaffnet zu betreten, was aber keine Wirkung auf sie ausübte, weshalb eine neue Proklamation erlassen und ihnen bekannt gemacht wurde, daß der Boer, der bewaffnet erschiene, angehalten, und das Lager sofort, wie bei offenem Aufruhr bombardiert werden sollte.

Dies machte Effekt und die Boeren begaben sich gedemütigt von dannen.

* * *

In Pretoria vernahm ich die erste Nachricht von einem entdeckten Goldfeld im Land der Sechecooniekaffern, und ich entschloß mich, bei der ersten günstigen Gelegenheit mein Glück als

Goldgräber

zu versuchen.

Ich machte schnell Bekanntschaft mit einigen Hotelkameraden, welche die gleiche Absicht hegten, und wir waren bereits mit einander einig geworden, dieses Abenteuer zu versuchen, sobald nähere Nachrichten erhältlich waren.

Unterdessen war meine Kasse leer geworden und ich mußte mein Pferd verkaufen, um mich in dieser teueren Zeit erhalten zu können, und bald traf der Tag ein, wo ich kahl dastand, ohne daß die ersehnten Nachrichten von dem Goldfeld angelangt waren.

Mir blieb nun nichts anderes übrig, als meinen Plan für diesmal aufzugeben, weil das Geld zu der nötigen Ausrüstung fehlte, und die zuletzt erhaltenen Aufschlüsse keineswegs günstig lauteten.

Ich sah mich folglich genötigt, den ersten besten Anlaß, der sich bot, zu ergreifen, und traf nun mit einem alten deutschen Schacherjuden, mit Namen Stein, zusammen, einem sogenannten „Schmauser", wie die Boeren sagten, der umherzog und auf dem Lande seine schlechten Waren verschacherte.

Der Gehilfe des Juden war neulich davongelaufen und nun bot er mir die Stelle desselben an, worauf ich einging, wie wenig vorteilhaft sie auch war.

Aber „Not bricht Eisen", und es war in dieser Zeit auch schwer, in Pretoria Arbeit zu erhalten, da die Stadt mit ausgedienten und entlassenen Freiwilligen vom Kriege angefüllt war.

Mein neuer Prinzipal führte sein ambulantes Warenlager auf einem Ochsenwagen mit sich, wobei ihm zwei Zulus als Fuhrleute und Ochsenwärter dienten.

Wir bildeten deshalb sozusagen eine kleine Karawane, während wir in gemächlichem Schritt durch die waldlosen Gegenden Transvaals zogen und bei jeder Farm am Wege Halt machten.

Die Waren waren sehr verschiedenartig, vom geringsten bis zum besten, und auf Konkursauktionen in Durban und Pietermaritzburg um guten Preis eingehandelt, während die einfältigen Boeren dieselben mit sieben gegen zwei bezahlten. So konnte Stein z. B. für einen Messingring mit einigen geschliffenen Glasstückchen auf Verlangen auch 5—6 Pfund Sterling erhalten, während er mit ebenso vielen Schillingen hinreichend bezahlt gewesen wäre.

Diese Art von Geschäft wurde wohl nach und nach bekannt und die „Boersvernusikers" (Betrüger), meist russische und polnische Juden, genossen einen schlechten Ruf, und das Vergnügen, einen solchen Mann zu begleiten, war deshalb ein sehr zweifelhaftes.

Dazu kam, daß Stein früher auf dem Diamantenfeld gewesen war, wo er durch illicit diamond buying, unerlaubten Diamantenhandel, sich bei den Polizeiorganen einen Namen gemacht und es rätlich gefunden hatte, zu verduften, statt bei siebenjähriger Zwangsarbeit am Kap nur das Essen zu verdienen — ein Umstand, der mir erst später bekannt wurde und es zugleich mißlich erscheinen ließ, seine hohe Gesellschaft noch länger zu genießen.

Indessen lohnte sich der Handel vortrefflich und mancher dieser „Boersvernusiker" sitzt nun als großer Börsenmatador und Goldgrubenbesitzer in Johannisburg.

Wir verließen bei erster Gelegenheit Pretoria, wo Typhus und rote Ruhr in den schmutzigen Quartieren

herrschten, und reisten südwärts, eine Farm nach der andern besuchend oder besser heimsuchend.

Wir machten an vielen Orten gute Geschäfte, an andern aber, wo „Tante" ganz die gleichen Gewohnheiten hatte, wie unsere noblen Damen in Europa, nämlich „alles zu betrachten, aber nichts zu kaufen", mußten wir den ganzen Wagen bis auf den Boden abladen, ohne etwas passendes zu finden, um dann wieder aufzupacken und unverrichteter Sache weiter zu fahren. Das war auf die Länge ein recht beschwerlicher Handel.

Auf andern Höfen wurden wir gastfreundlich aufgenommen und mit Schaffleisch, Brot, „Psimkins" und saurer Milch in Näpfen bewirtet. Auf andern aber kam uns „Oom" entgegen, und verbot uns, die Ochsen auszuspannen, und auf die Frage, weshalb er so ungastfreundlich sei, erhielten wir die Antwort:

„Ihr habt mich schon früher betrogen, so loop man! (macht, daß Ihr weiter kommt!) und damit mußten wir unsern Weg fortsetzen, obschon Stein den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs als Zeugen anrief, daß er der ehrlichste Handelsmann in ganz Afrika sei.

„Ne, ne! Ik koop nix, ne! Loop man!" war die einzige Antwort auf diese gewagte Behauptung, begleitet von mächtigen Schwingungen mit einem lebensgefährlichen Knotenstock.

Gegenüber solchen Argumenten war Stein gewöhnlich sehr nachgiebig, obwohl er die Faust in der Hosentasche ballte und nachher alle Strafen des Himmels auf „dat fertemte Pack" herabrief.

Auf diese Art setzten wir unsere Reise gegen die Grenze von Natal fort, wo Stein plötzlich den Handel abbrach und das Ochsengespann nach der großen Straße lenkte, die nach Newcastle führt. Dort machten wir einen Tag Halt, um

den Ochsen Ruhe zu gönnen, setzten dann die Reise fort nach Maritzburg, indem wir durch die ihrer Steinkohlengruben halber bekannten Orte Helpmakar und Dundee kamen.

Wir hatten nach Ankunft in Pietermaritzburg mit Ochsenwagen eine Wegstrecke von wenigstens fünfhundert englischen Meilen zurückgelegt, und obwohl ich für mein gutes Verhalten von Stein das Anerbieten erhielt, ihn auf einer zweiten ähnlichen Fahrt zu begleiten, nachdem er sich hier mit frischem Vorrat versehen hätte, und er mir überdies günstigere Bedingungen bewilligte, so hatte ich den Handelsberuf nun doch ziemlich satt und antwortete deshalb ausweichend:

„Ich werde mir die Sache überlegen.“

---

22. Der Basutokrieg.

Gerade auf diesen Zeitpunkt trat ein gespanntes Verhältnis zwischen der englischen Regierung und den Basutokaffern im Oranjegebiet ein. Da jeden Tag der Krieg ausbrechen konnte, so wurde fortwährend gerüstet, neue Truppen angeworben und bei Kokstad, 135 Meilen westlich von Pietermaritzburg, aufgestellt.

Als Ursache der Feindseligkeiten wurde angegeben, daß die Basutos gegenüber den Engländern drohend aufgetreten seien und sich geweigert hätten, dem Befehl der Engländer zu gehorchen und die Waffen niederzulegen.

Bei dieser Nachricht stieg das alte Wickingerblut mir wieder zu Kopfe und ich begab mich schnell nach Kokstad, zum erstenmal zu Fuß, da ich es nicht vermochte, mich mit einem Pferd zu versehen.

Ich kaufte Mundvorrat auf 14 Tage und reiste mit einer Fuhre, die am gleichen Tage mit Waren nach Kokstad abging. Wir kamen durch neue Gegenden und drangen

immer weiter ins Land hinein, an dem seiner Schafzucht wegen berühmten Richmond vorüber, über die Flüsse Umkomanzi und Umzimkulu und durch einige Ortschaften von geringer Bedeutung.

Am Ziel angelangt, meldete ich mich sofort beim Kommandanten und wurde einem neugebildeten Korps zugeteilt, das unter dem Namen Griqualand East-Border Police als reguläres Kavallerieregiment Dienste thun sollte.



Eine Furt.

Dort traf ich zu meiner Freude mehrere von meinen Waffenkameraden aus dem Zulukriege an, die bereits eingeteilt waren, und nun beeilte ich mich, die nette Uniform anzuziehen, die aus weißem Helm mit blanken Beschlägen, dunkler Kleidung, hohen Reitstiefeln mit Sporen, Schleppsäbel und Revolver bestand.

Die Ceremonien bei den Aerzten, dem Quartiermeister und der Fahneneid waren die gewöhnlichen, und nun hatte

ich der Königin Viktoria meine Freiheit auf fernere sechs Monate verkauft.

Ich war kaum in das neue Verhältnis eingetreten, als schon die Nachricht anlangte, daß der Krieg ausgebrochen und das zunächst liegende Korps The Cap Mounted Rifles vom stehenden Heer in Kapstadt die Grenze überschritten und Maffteng, einen Platz auf dem feindlichen Gebiet, eingenommen habe.

Der gleiche Kurier meldete ferner, daß die Truppen kaum den Ort besetzt gehabt hätten, als sie schon von den Basutos umringt gewesen seien, die ihnen die Mundvorräte geraubt hätten, so daß sie nun die Pferde schlachten müßten, bis Entsatz komme.

Das ganze Regiment wurde „heraus geblasen“ und mußte aufsitzen und nun ging es in fliegender Eile nach dem Kriegsschauplatz, voraus fünfhundert Reiter, gefolgt von zwei siebenpfündigen Kanonen mit Gespann.

Schon vor der Ankunft in Maffteng begegneten wir einer Abteilung Kaffern, die in Mohalics Hoof dreizehn Weiße in einem Blockhause eingeschlossen hielten und belagerten.

Die Kaffern ergriffen die Flucht, als sie unsere stattliche Kolonne entdeckten, welche eine Weglänge von mehreren Kilometern einnahm, und wir befreiten nun die Dreizehn, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, und nahmen sie mit uns.

Dieselben teilten uns mit, daß die früher so unterwürfigen und gutgesinnten Kaffern plötzlich wie Pilze aus der Erde erschienen seien, eine Farm niedergebrannt, zwei Weiße getötet und die übrigen vor sich her nach dem Blockhause gejagt hätten — das aus Stein und Zink gebaut war und der englischen Regierung gehörte. Dank der soliden Bauart des Hauses und der guten Revolver der Farmer, ihrer ein=

zigen Waffe, war es ihnen gelungen, einen ganzen Tag Widerstand zu leisten, ohne anderen Schaden zu erleiden, als einige Hautabschürfungen durch hereingeworfene Steine und andere Projektile.

Wir ritten in gestrecktem Galopp von dannen, konnten aber nirgends etwas von dem Feind entdecken, obwohl sich der Rauch und Geruch des von ihnen verursachten Brandes schon von weitem bemerken ließ. Die Gegend war gebirgig mit so engen Schluchten, daß nur drei Reiter neben einander durchkommen konnten. An solchen Stellen mußte die Eile gemäßigt werden und Kanonen und Troßwagen fuhren oft fest und blieben stehen, was den Vormarsch ebenfalls hinderte.

Da der Weg bald noch enger und schlechter wurde, mit senkrechten Felswänden auf beiden Seiten, wurde auf der ganzen Linie Halt geblasen und die Offiziere versammelten sich zur Beratschlagung.

Während der infolge des Haltens eingetretenen Stille konnten wir Gewehrsalven hören, nach unserer Ansicht bei Maffteng, und diese Entdeckung veranlaßte den Oberst, der Hauptstärke den Eilmarsch fortsetzen zu lassen, während der Troß und die Kanonen unter einer Bedeckung von 25 Mann die Nachhut bilden sollten.

Unter den letzteren war auch ich nebst drei Kameraden aus dem Zulukriege. Wir wurden unter Lieutenant Proffes Befehl gestellt und er verteilte uns so, daß der Trompeter und zwei Mann voraus ritten, worauf in einer Entfernung von fünfzig Schritten hinter ihnen 9 Mann Griqualand police, dann fünf Troßwagen mit Gespannen, die beiden Kanonen und zuletzt die 13 übrigen Mann von der Bedeckung folgten.

Während diese Vorbereitungen getroffen wurden, machte der Lieutenant eine Entdeckung, die uns allen ein Lächeln abnötigte.

Die Kugelwagen waren im Lager zurückgelassen worden.

Also war der Kanonentransport umsonst gewesen, denn was sollten wir mit Kanonen ohne Kugeln und anderen Projektilen?

Der Lieutenant, der das Fatale an dieser Thatsache einsah, und das Gespött der ganzen Armee fürchtete, beorderte sofort vier Mann, so schnell als möglich nach dem Lager zurückzureiten und die Wagen zu holen. Dadurch wurde die Eskorte geschwächt und die Gefahr des Weitertransportes der Fuhren vergrößert.

Denn der Oberst hatte einen Kurier mit der Nachricht zu uns gesandt, daß die Hohlwege mit herabgerollten Steinen und Blöcken gefüllt und die Höhen vom Feinde besetzt seien, so daß er nur Schritt um Schritt vorwärts komme. In dieser gefährlichen Lage überraschte uns die Dämmerung.

Wir stiegen von den Pferden und biwakierten um die großen Troßwagen, während die Pferde ringsum angebunden wurden.

Die Stimmung war düster.

Nachdem wir den ganzen Tag im Sattel gesessen hatten, kam nun unmittelbar und ohne Erquickung der Patrouillendienst. Mehrere murrten laut und der Lieutenant hatte alle Mühe, offener Meuterei zuvorzukommen. Aber was seiner jugendlichen Stimme (er war ein erst 20jähriger Jüngling) nicht gelang, das brachte ein sonderbares Gepolter zustande, das mitten in dem Lärm in kurzer Entfernung vor uns hörbar wurde. Es war, „als wenn der Fels geborsten und die Toten aus ihren Gräbern auferstanden wären“.

Nun wurden die Leute ruhig und stellten sich willig in das Glied der Patrouille, die nach der Ursache der merkwürdigen Erscheinung forschen sollte.

Die Sache wurde uns bald klar.

Einige hundert Meter vor uns führte der Weg durch ein neues Defilee, und die Kaffern suchten es zu versperren, indem sie über unseren Köpfen große Steine herabrollten.

Ein solcher Stein in der Größe eines Pferdekopfes rollte bis vor die Füße des Lieutenants, worauf dieser schnell nach den Wagen zurückzureiten befahl. Dort hatten die Kameraden einen Angriff auf die Proviantwagen gemacht und stillten gerade ihren Hunger und Durst, als wir zurückkehrten und der Trompeter „Sammlung“ blies.

Alle Wachen kamen gesprungen und die Mannschaft mußte sich mit geladenem Gewehr bereit halten. Es war nun so finster geworden, daß man kaum seinen Nebenmann erkennen konnte.

Die ganze Truppe, Fuhrleute, Köche und Transportreiter inbegriffen, wurde in zwei Abteilungen getrennt, von denen die eine fortwährend blind nach jener Seite schießen sollte, woher der Lärm kam, während die andere unterdessen ausruhen und dann die Kameraden ablösen sollte, denn die Gewehre reichten nicht für alle aus.

Der Lieutenant eröffnete selbst dieses Bombardement, indem er seinen Revolver abschoß und von da an knallte eine Salve nach der anderen die ganze Nacht hindurch.

Unterdessen ließ der Feind sich durch unsere Schüsse abschrecken, und wir hofften Verstärkung zu erhalten, sobald unsere Lage bekannt geworden war.

* * *

In dieser Nacht, welche die Kampflust bei manchen von uns schürte, hörte ich zum ersten Male eine ausführliche Schilderung von den Gold- und Diamantenfeldern und wie viele dort bereits ihr Glück gemacht hätten.

Ich und meine drei Freunde vom Zulukriege bereuten nun lebhaft die letzte Anwerbung und beschlossen die erste Gelegenheit zu benützen, um unser Glück im Goldlande zu versuchen.

Sobald es tagte, hörte das Schießen auf und wir sahen nun den ganzen Platz mit Patronenhülsen bedeckt, wie auf einer Schießbahn.

Die Gefahr war überstanden und man atmete wieder auf.

Die „große Patrouille" mußte aufsitzen und eine Runde machen, wobei es uns bald klar wurde, daß der Weg vor uns gesperrt war, und sich kein Ausweg über den Berg finden ließ. Nur der Rückweg stand uns offen, diesen aber wagte der Lieutenant nicht ohne bestimmten Befehl einzuschlagen.

Doch ein solcher langte unverzüglich an; ein Kurier war über die Steine im Engpaß herüber geklettert und schrie wie ein Verrückter, daß wir „forcieren" sollten, denn das ganze Regiment drohe vor Hunger zu sterben. Wir hatten nämlich den ganzen Proviant bei uns und einen Troßwagen für jede der fünf Schwadronen.

Das Regiment war die ganze Nacht im Kampfe gegen den Feind gewesen und nun ganz erschöpft.

Gefallene Pferde wurden ganz gebraten und bildeten das einzige Frühstück der Soldaten.

Es war eine harte Arbeit für uns, den Weg durch den Paß zu bahnen, aber wir erhielten bald Hilfe von der anderen Seite und konnten zur Mittagszeit anspannen und uns nach einem Marsche von ein paar Stunden mit unseren sehnsüchtig wartenden Kameraden bei Maffsteng vereinigen.

Sobald die beiden Regimenter sich mit einander verbunden hatten, durften sich die Kaffern nicht mehr auf dem Platze zeigen, richteten aber in den Hohlwegen große Ver-

heerungen unter kleineren Abteilungen an und suchten ihre Feinde auszuhungern.

Unerreichbar in ihren Bergen thaten sie großen Schaden, überfielen unsere Transporte und zerstörten die Wege.

Wir waren deshalb beständig auf fruchtloser Jagd nach ihnen in den Bergen und mußten fortwährend zwischen Kokstad und dem Lager hin- und herreiten, um den Weg freizuhalten.

Auf einem dieser beschwerlichen Ritte wurde mir das Pferd aus einem Hinterhalt erschossen und ich mußte springend meinen Kameraden mehrere Meilen weit folgen.

Schlechte Kost, ermüdender Dienst und strenges Kommando trugen das ihrige dazu bei, daß ich, sobald das Regiment Befehl erhielt, tiefer in das Basutoland einzudringen, mich mit drei Kameraden zu dem Oberst begab, und unsere Entlassung begehrte, aber eine verneinende Antwort erhielt.

23. Siebenhundert Meilen mit einem Negerprinzen.

Das Basutoland, ein Gebiet, so groß wie unser schwedisches Smaaland, wird im Osten vom Drachenberg begrenzt, der hier besonders hoch und unzugänglich ist.

Hier hat der Oranjefluß seine Quellen, und wir wollten gerade einige Wochen später in einer Fähre den Fluß passieren, als ein Ereignis eintrat, das mich auf immer von den Kriegskameraden in „Griqualand police“ und englischen Kriegsdiensten befreite. Wir hatten ja bereits zwei Monate lang gegen die Basutokaffern im Felde gestanden, ohne zu einem entscheidenden Kampfe zu kommen.

Um dieses Ereignis völlig verständlich zu machen, muß ich auf die denkwürdige Nacht in Bassutocliff zurückkommen, in welcher der Troßfuhrmann Bambo, oder der „Negerprinz“, wie wir ihn nannten, uns seine wunderbaren Geschichten vom Diamantenfeld in Kimberley im Oranjestaat berichtete. Als wir vernommen hatten, daß bereits vor diesem Cirkusklown einer dort sozusagen beim ersten Spatenstich Diamanten im Wert von sieben Millionen Kronen gefunden hatte, da gingen wir wie im Fieber, das uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließ.

Unsere Versuche, freiwillig entlassen zu werden, waren alle gescheitert, und wir vier nebst Bambo, der den Weg kannte und bereits in den Diamantengruben gearbeitet hatte, verbanden uns nun mit einander. Bambo, der nach seiner Angabe der Sohn eines früheren Zuluhäuptlings war, war ein verschlagener Kopf, hatte die Gestalt eines Riesen und entsprechende Körperkräfte.

Seine Anstellung als Troßfuhrmann und Transportreiter beim Regiment war keine feste, so daß er gehen konnte, wann er wollte.

Er wurde unser Zeltkamerad und guter Freund und wir entwarfen zusammen den Plan, bei der ersten Gelegenheit den Dienst zu verlassen — ein in Anbetracht des strengen Kriegsgesetzes höchst gefährliches Unternehmen.

Bei Transporten über den Fluß wurden unter anderem Pontons benutzt, die sechs bis sieben Mann Raum gewährten, welche ihre Pferde nebenher schwimmen ließen, wenn der Ponton an einer Leine über das Wasser hinübergezogen wurde, das zu dieser Jahreszeit ziemlich reißend war.

Der Uebergang hatte den größten Teil des Tages in Anspruch genommen, als endlich die Reihe an uns kam.

Bambo, ich, ein Korporal und meine drei Zeltkameraden sprangen hinein, während die Pferde am Zügel nachgeführt wurden, indem sie im Kielwasser des Bootes schwammen. Hinten verband uns eine Sicherheitsleine mit der Abgangsstelle.

Bambo, der das Ganze vorbereitet hatte, saß im Vorderteil und trällerte Melodien seines Heimatlandes, als — mitten im Fluß die Zugleine riß und der Ponton schnell abwärts zu treiben begann.

Der Korporal sprang auf sein Pferd und befahl uns, das gleiche zu thun, aber als er samt seinem Pferd in der Tiefe verschwand, da fanden wir für gut, uns ruhig zu verhalten, während wir uns immer mehr von der Abgangsstelle entfernten.

Wohl hatten wir ein paar plumpe Ruder an Bord, aber niemand zeigte Lust, sie anzurühren und nun brach die Dämmerung an. Schlimmer wurde es nun für die Pferde, denn sie waren bereits völlig erschöpft, trotz unserer Bemühungen, ihnen das Schwimmen zu erleichtern.

Wenn sie nach der gleichen Seite gestrebt hätten, würden sie uns unzweifelhaft ans Land gezogen haben, nun aber mußten wir ihnen zuletzt mit den Rudern helfen.

Sobald es vollständig dunkel war, stiegen wir ans Land und vertäuten den Ponton, in welchen der listige Prinz wenigstens für die nächste Zeit hinreichend Proviant eingeschmuggelt hatte.

Wir ließen die Pferde einige Stunden ruhen, setzten dann die nächtliche Fahrt auf dem Flusse in der Weise fort, daß drei der Kameraden die Pferde dem Flusse entlang führten, während Bambo und ich das Pontonboot steuerten, das mittelst einer Leine mit den Kameraden am Lande in



Der Häuptlingssohn Bambo.

Bambo, ich, ein Korporal und meine drei Zeltkameraden sprangen hinein, während die Pferde am Zügel nachgeführt wurden, indem sie im Kielwasser des Bootes schwammen. Hinten verband uns eine Sicherheitsleine mit der Abgangsstelle.

Bambo, der das Ganze vorbereitet hatte, saß im Vorderteil und trällerte Melodien seines Heimatlandes, als — mitten im Fluß die Zugleine riß und der Ponton schnell abwärts zu treiben begann.

Der Korporal sprang auf sein Pferd und befahl uns, das gleiche zu thun, aber als er samt seinem Pferd in der Tiefe verschwand, da fanden wir für gut, uns ruhig zu verhalten, während wir uns immer mehr von der Abgangsstelle entfernten.

Wohl hatten wir ein paar plumpe Ruder an Bord, aber niemand zeigte Lust, sie anzurühren und nun brach die Dämmerung an. Schlimmer wurde es nun für die Pferde, denn sie waren bereits völlig erschöpft, trotz unserer Bemühungen, ihnen das Schwimmen zu erleichtern.

Wenn sie nach der gleichen Seite gestrebt hätten, würden sie uns unzweifelhaft ans Land gezogen haben, nun aber mußten wir ihnen zuletzt mit den Rudern helfen.

Sobald es vollständig dunkel war, stiegen wir ans Land und vertäuten den Ponton, in welchen der listige Prinz wenigstens für die nächste Zeit hinreichend Proviant eingeschmuggelt hatte.

Wir ließen die Pferde einige Stunden ruhen, setzten dann die nächtliche Fahrt auf dem Flusse in der Weise fort, daß drei der Kameraden die Pferde dem Flusse entlang führten, während Bambo und ich das Pontonboot steuerten, das mittelst einer Leine mit den Kameraden am Lande in



Der Häuptlingssohn Bambo.

Verbindung stand. Die Strömung selbst that das übrige, so daß wir um mehrere Meilen weit vorwärts gekommen waren, als der Morgen graute.

Bambo schlug nun vor, daß wir rasten sollten, weshalb die Reiter den Ponton ans Land zogen, worauf wir aus Pinienzweigen ein Lager schlugen und die Pferde anpflöckten.

Wir glaubten uns bereits vollständig sicher vor unseren gefährlichsten Feinden, aber wie würden uns die Basutos empfangen?

Früher oder später mußten sie uns ja entdecken, und Pardon war ihnen ein völlig unbekannter Begriff.

Indessen entfernten wir unsere kriegerischen Embleme und kleideten uns nach afrikanischer Manier, das heißt ziemlich paradiesisch und ruhten an diesem Tage aus.

Gegen Abend ging Bambo auf Rekognoszierung aus und kehrte mit der Nachricht zurück, daß wir nicht weit von den großen Bushmans Katarakten entfernt wären, wo wir das Boot im Stich lassen und den Weg über Land einschlagen müßten.

Nun entstand eine Beratung, wer an Bord bleiben sollte, die damit endete, daß die drei Kameraden, die in der vorigen Nacht einen beschwerlichen Marsch gemacht hatten, ins Boot gehen, während Bambo und ich zu Pferde nachfolgen sollten.

Bambo warnte sie davor, dem Fall zu nahe zu kommen, aber sie seien gute Schwimmer, sagten sie und entfernten sich.

Nun stand ich allein mit dem Prinzen und vier Pferden mitten in der wilden Berglandschaft und dazu in dunkler Nacht.

Die Lage war wirklich kritisch.

Weil der Berg an dieser Stelle jäh nach dem Flusse abfiel, mußten wir einen Weg suchen, indem Bambo voraus und ich mit den Pferden hintennach ging. Das war ein schwerer Gang während mehrerer Stunden.

Immer weiter entfernten wir uns von dem Flusse, aber immer dichter wurden die Büsche und das Unterholz.

Oft mußte Halt gemacht werden, um zu rasten und zu sehen, daß die freigehenden Pferde nachfolgten. Endlich ging der Mond auf und ein von Schafen ausgetretener Pfad konnte unterschieden werden.

Bambo warf sich in den Saatel und ich folgte schnell seinem Beispiel. Wir rückten nun vorwärts, obwohl der Weg, den die Pferde besser sahen, als wir, sich wie eine Schlange durch den lichter werdenden Wald wand.

Während mehrerer Stunden folgten wir diesem Weg ohne zu wissen, wohin er führte, bis der Wald ganz aufhörte und die matten Strahlen des Mondes auf ein flacheres Gelände fielen. Mein Begleiter machte Halt und sprang von seinem Pferd. Er spähte nach allen Seiten und legte sich zuletzt mit dem Ohr auf den Boden.

Nur das Schnauben der Pferde unterbrach die Stille der Nacht.

„Ein Kraal", flüsterte der Neger und zeigte in die Gegend hinaus, wo ich nichts weiter entdecken konnte, als einige große Steinblöcke.

Seine scharfen Augen hatten doch recht gesehen und wir beschlossen einen Umweg um den Ort zu machen, wenn er sich bei näherem Nachsehen als gefährlich erweisen sollte.

Bambo schlich sich näher und war bald mitten unter den Rasenhütten, von denen ich nun im Mondschein zehn unterscheiden konnte.

Als er zu mir zurückkehrte, vernahm ich, daß der Kraal fast ganz verlassen sei und wir nichts zu fürchten hätten von dieser Seite, sondern eher Hilfe zu erwarten, wenn es nötig war.

Nichtsdestoweniger beschlossen wir, das nur von einigen alten Weibern bewachte Kafferndorf zu verlassen und einen neuen Weg am Ufer des Oranjeflusses entlang zu suchen, an welchem die Kameraden, die den Proviant bei sich hatten, zu erwarten waren.

Um einen Ueberblick über die Umgegend zu erlangen, kletterten wir zuerst auf einen hohen Hügel hinauf, von dem man das Flußgebiet übersehen konnte, um nach unserem Fahrzeug auszuspähen.

Der Fluß, der vor dem großen Fall eine seeähnliche Erweiterung bildete, in die mehrere waldbekleidete Bergvorsprünge hinausragten, machte vor der Stelle, auf der wir uns befanden, eine Krümmung gegen Norden, die uns sicherlich die Fahrt der Kameraden verbarg.

Bei dem Geräusch, das die weidenden Pferde verursachten, war Bewegung und Lärm im Kraal entstanden und wir sahen mehrere Bewohner aus ihren Hütten kriechen.

Einer kam auf uns zugesprungen, so daß ich meinen Revolver aus der Satteltasche zog, als einige wunderliche Töne sich hören ließen.

„Y—alo y-a chekker," ertönte es an meine Ohren.

Das sei bloß ein freundschaftlicher Anruf, erklärte Bambo, der schnell in gleicher Weise antwortete, und nun begann ein lebhaftes Gespräch, von welchem ich platterdings nichts begriff.

Dem herbeigeeilten Negerweib folgten bald ein paar Pickinini (Kinder) und nun erfuhr ich, daß der Kraal den Basutos gehörte, die schon lange sich nebst ihrem Häuptling

im Kriege befanden und unterdessen die Weiber daheim sorgen ließen.

Bambo, der ihre Sprache ziemlich gut verstand, machte nun den Vorschlag, daß wir im Kraal rasten und die Hilfe der Bewohner desselben in Anspruch nehmen sollten, um Nachricht über unsere Kameraden zu erlangen. Wir wurden gastfreundlich aufgenommen und ruhten dort, bis der Tag vollständig angebrochen war.

Nun ritt Bambo allein auf Kundschaft nach unseren Kameraden aus, während ich, durch die Anstrengungen und Gefahren der letzten Tage ganz erschöpft, in eine der Hütten kroch und in einen tiefen Schlaf fiel, der bis zur Rückkehr des „Prinzen“ dauerte.

Es zeigte sich nun, daß unsere Kameraden nirgendswo sichtbar waren, daß das Ufer nur an einer einzigen Stelle sich betreten ließ und der Weg von dort an dem Kraal vorüber führte, in dem wir uns jetzt befanden.

Es blieb daher nichts anderes übrig, als an diesem Orte zu warten, wo wir gut verpflegt wurden und es in jeder Hinsicht angenehm hatten.

* * *

Unsere Rast hatte schon drei Tage gedauert und vergebens hatten wir nach den Kameraden ausgespäht, als ein Mann der Basutos im Kraal ankam und solche Nachrichten brachte, daß wir Hals über Kopf uns in den Sattel warfen und von dannen ritten.

Eine englische Patrouille war im Anmarsch und es handelte sich darum, so schnell als möglich zu entkommen, wenn nicht unser ganzer Plan zu Wasser werden sollte.

Wir hatten zwei der leichtesten Pferde ausgewählt und ließen die anderen im Kraal zurück für die Kameraden, wenn sie hier vorüber kommen sollten.

Bis zum nächsten Kraal, wohin Bambo einen Vorboten[1]) voraus gesandt hatte, war der Weg ganz ordentlich gangbar, und wir langten vor Einbruch der Nacht dort an und wurden gut aufgenommen. In diesem Kraal befand sich ein Weißer, Mr. Jock, der in gutem Verhältnis zu den Schwarzen stand und sich auch gegen uns so freundlich benahm, daß er uns nicht bloß einen neuen Vorboten verschaffte, sondern auch Kost und Herberge im Kraal, wenn wir dazubleiben gewagt hätten.

Doch nur eine Stunde nahmen wir seine Güte in Anspruch und setzten dann in gestrecktem Galopp unseren Weg gegen Westen fort, wie von Furien gejagt.

Bei Tagesanbruch fanden wir den Boten auf und gönnten uns nun eine kurze Rast bei dem Nebengebäude eines deutschen Farmers, ohne im Geringsten beunruhigt zu werden.

Wir hatten wenigstens hundert englische Meilen in 24 Stunden zu Pferde zurückgelegt, und die Tiere waren ganz erschöpft, aber wir näherten uns immer mehr der Grenze des Oranjefreistaates und der eigentliche Kriegsschauplatz wurde nach dem Flußübergang zweihundert Meilen von uns entfernt näher nach der Grenze von Natal verlegt, so daß wir uns einigermaßen sicher fühlten.

Mein Freund, der Prinz, versicherte, daß alles gut gehen würde, denn er kannte nun Land und Leute, wo wir vorüber kamen und war mit Reisegeld versehen, was

---

[1]) Mit „Vorbote", „cricket boy" wird eine Person bezeichnet, die vor dem Reisenden abgesandt wird, um dessen Ankunft zu verkünden, ihn zu empfehlen und Feindseligkeiten vorzubeugen.

mein Erstaunen und meine Bewunderung in hohem Grade erregte.

Mit Wehmut sprachen wir von den drei Kameraden, die wir in den wilden Katarakten des Flusses als verloren gegangen betrachteten und wunderten uns, welches Schicksal unser warten mochte.

Wir hatten noch mehrere hundert Meilen bis zu unserem Bestimmungsort und konnten nicht immer einen „cricket boy" erhalten, was unter den Schwarzen im Notfall ein teurer Ausweg war, sich aber in den Augen der Weißen verdächtig ausgenommen hätte.

* * *

Auch im dritten Kraal fanden wir einen guten Empfang. Die Männer waren bereits aus dem Kriege zurückgekehrt und hatten ihre Waffen den Engländern ausgeliefert.

Sie berichteten, daß bei Grosend ein größeres Treffen stattgefunden habe und daß die Kaffern zerstreut worden wären, worauf ein jeder in die Heimat zurückgekehrt sei.

Englische Patrouillen waren gerade beschäftigt, die Waffen der Schwarzen abzuholen, und der Krieg konnte als fast beendet betrachtet werden.

Der Kraal lag nicht weit von Massteng, bildete den Ausgangspunkt an der Oranjegrenze, und das Land erschien hier besser kultiviert und es zeigten sich mehrere Farmerhäuser, von denen das eine im Kriege halb niedergebrannt, aber von fruchtbaren Aeckern und Feldern umgeben war.

Als wir geruht und gespeist hatten, ging ich als der einzige „Weiße" dort hinab und traf den Besitzer, einen friedlichen Boer, eifrig beschäftigt, seine Farm zu reparieren.

Er bot mir sofort Arbeit gegen gute Bezahlung an, denn die Ernte stand vor der Thüre und seine schwarzen

Arbeiter waren bei Ausbruch des Krieges davongelaufen, aber ich gab eine ausweichende Antwort und kehrte zu meinen guten Wirten in den Kraal zurück.

Dort war unterdessen ein englischer Tourist angelangt und gut empfangen worden, und derselbe war bei meiner Rückkehr gerade beschäftigt, eine Gruppe Basutos zu photographieren, welche sich lachend vor seiner Reise-Camera aufstellten.



Basutos.

Die Gruppe bestand aus meinem eigenen alten Wirte, seinem Bruder nebst einem Sohn und zwei Töchtern, alle vor dem Eingang der Hütte hockend.

Wir wurden bald so gut mit einander bekannt, daß ich ihm mein Mißgeschick im Kriege anvertrauen konnte, und er schenkte mir als Freund nicht bloß ein Bild der Familie

Verbindung stand. Die Strömung selbst that das übrige, so daß wir um mehrere Meilen weit vorwärts gekommen waren, als der Morgen graute.

Bambo schlug nun vor, daß wir rasten sollten, weshalb die Reiter den Ponton ans Land zogen, worauf wir aus Pinienzweigen ein Lager schlugen und die Pferde anpflöckten.

Wir glaubten uns bereits vollständig sicher vor unseren gefährlichsten Feinden, aber wie würden uns die Basutos empfangen?

Früher oder später mußten sie uns ja entdecken, und Pardon war ihnen ein völlig unbekannter Begriff.

Indessen entfernten wir unsere kriegerischen Embleme und kleideten uns nach afrikanischer Manier, das heißt ziemlich paradiesisch und ruhten an diesem Tage aus.

Gegen Abend ging Bambo auf Rekognoszierung aus und kehrte mit der Nachricht zurück, daß wir nicht weit von den großen Bushmans Katarakten entfernt wären, wo wir das Boot im Stich lassen und den Weg über Land einschlagen müßten.

Nun entstand eine Beratung, wer an Bord bleiben sollte, die damit endete, daß die drei Kameraden, die in der vorigen Nacht einen beschwerlichen Marsch gemacht hatten, ins Boot gehen, während Bambo und ich zu Pferde nachfolgen sollten.

Bambo warnte sie davor, dem Fall zu nahe zu kommen, aber sie seien gute Schwimmer, sagten sie und entfernten sich.

Nun stand ich allein mit dem Prinzen und vier Pferden mitten in der wilden Berglandschaft und dazu in dunkler Nacht.

Die Lage war wirklich kritisch.

Weil der Berg an dieser Stelle jäh nach dem Flusse abfiel, mußten wir einen Weg suchen, indem Bambo voraus und ich mit den Pferden hintennach ging. Das war ein schwerer Gang während mehrerer Stunden.

Immer weiter entfernten wir uns von dem Flusse, aber immer dichter wurden die Büsche und das Unterholz.

Oft mußte Halt gemacht werden, um zu rasten und zu sehen, daß die freigehenden Pferde nachfolgten. Endlich ging der Mond auf und ein von Schafen ausgetretener Pfad konnte unterschieden werden.

Bambo warf sich in den Saatel und ich folgte schnell seinem Beispiel. Wir rückten nun vorwärts, obwohl der Weg, den die Pferde besser sahen, als wir, sich wie eine Schlange durch den lichter werdenden Wald wand.

Während mehrerer Stunden folgten wir diesem Weg ohne zu wissen, wohin er führte, bis der Wald ganz aufhörte und die matten Strahlen des Mondes auf ein flacheres Gelände fielen. Mein Begleiter machte Halt und sprang von seinem Pferd. Er spähte nach allen Seiten und legte sich zuletzt mit dem Ohr auf den Boden.

Nur das Schnauben der Pferde unterbrach die Stille der Nacht.

„Ein Kraal", flüsterte der Neger und zeigte in die Gegend hinaus, wo ich nichts weiter entdecken konnte, als einige große Steinblöcke.

Seine scharfen Augen hatten doch recht gesehen und wir beschlossen einen Umweg um den Ort zu machen, wenn er sich bei näherem Nachsehen als gefährlich erweisen sollte.

Bambo schlich sich näher und war bald mitten unter den Rasenhütten, von denen ich nun im Mondschein zehn unterscheiden konnte.

Als er zu mir zurückkehrte, vernahm ich, daß der Kraal fast ganz verlassen sei und wir nichts zu fürchten hätten von dieser Seite, sondern eher Hilfe zu erwarten, wenn es nötig war.

Nichtsdestoweniger beschlossen wir, das nur von einigen alten Weibern bewachte Kafferndorf zu verlassen und einen neuen Weg am Ufer des Oranjeflusses entlang zu suchen, an welchem die Kameraden, die den Proviant bei sich hatten, zu erwarten waren.

Um einen Ueberblick über die Umgegend zu erlangen, kletterten wir zuerst auf einen hohen Hügel hinauf, von dem man das Flußgebiet übersehen konnte, um nach unserem Fahrzeug auszuspähen.

Der Fluß, der vor dem großen Fall eine seeähnliche Erweiterung bildete, in die mehrere waldbekleidete Bergvorsprünge hinausragten, machte vor der Stelle, auf der wir uns befanden, eine Krümmung gegen Norden, die uns sicherlich die Fahrt der Kameraden verbarg.

Bei dem Geräusch, das die weidenden Pferde verursachten, war Bewegung und Lärm im Kraal entstanden und wir sahen mehrere Bewohner aus ihren Hütten kriechen.

Einer kam auf uns zugesprungen, so daß ich meinen Revolver aus der Satteltasche zog, als einige wunderliche Töne sich hören ließen.

„Y—alo y-a chekker," ertönte es an meine Ohren.

Das sei bloß ein freundschaftlicher Anruf, erklärte Bambo, der schnell in gleicher Weise antwortete, und nun begann ein lebhaftes Gespräch, von welchem ich platterdings nichts begriff.

Dem herbeigeeilten Negerweib folgten bald ein paar Pickinini (Kinder) und nun erfuhr ich, daß der Kraal den Basutos gehörte, die schon lange sich nebst ihrem Häuptling

im Kriege befanden und unterdessen die Weiber daheim sorgen ließen.

Bambo, der ihre Sprache ziemlich gut verstand, machte nun den Vorschlag, daß wir im Kraal rasten und die Hilfe der Bewohner desselben in Anspruch nehmen sollten, um Nachricht über unsere Kameraden zu erlangen. Wir wurden gastfreundlich aufgenommen und ruhten dort, bis der Tag vollständig angebrochen war.

Nun ritt Bambo allein auf Kundschaft nach unseren Kameraden aus, während ich, durch die Anstrengungen und Gefahren der letzten Tage ganz erschöpft, in eine der Hütten kroch und in einen tiefen Schlaf fiel, der bis zur Rückkehr des „Prinzen“ dauerte.

Es zeigte sich nun, daß unsere Kameraden nirgendswo sichtbar waren, daß das Ufer nur an einer einzigen Stelle sich betreten ließ und der Weg von dort an dem Kraal vorüber führte, in dem wir uns jetzt befanden.

Es blieb daher nichts anderes übrig, als an diesem Orte zu warten, wo wir gut verpflegt wurden und es in jeder Hinsicht angenehm hatten.

* * *

Unsere Rast hatte schon drei Tage gedauert und vergebens hatten wir nach den Kameraden ausgespäht, als ein Mann der Basutos im Kraal ankam und solche Nachrichten brachte, daß wir Hals über Kopf uns in den Sattel warfen und von dannen ritten.

Eine englische Patrouille war im Anmarsch und es handelte sich darum, so schnell als möglich zu entkommen, wenn nicht unser ganzer Plan zu Wasser werden sollte.

Wir hatten zwei der leichtesten Pferde ausgewählt und ließen die anderen im Kraal zurück für die Kameraden, wenn sie hier vorüber kommen sollten.

Bis zum nächsten Kraal, wohin Bambo einen Vorboten[1]) voraus gesandt hatte, war der Weg ganz ordentlich gangbar, und wir langten vor Einbruch der Nacht dort an und wurden gut aufgenommen. In diesem Kraal befand sich ein Weißer, Mr. Jock, der in gutem Verhältnis zu den Schwarzen stand und sich auch gegen uns so freundlich benahm, daß er uns nicht bloß einen neuen Vorboten verschaffte, sondern auch Kost und Herberge im Kraal, wenn wir dazubleiben gewagt hätten.

Doch nur eine Stunde nahmen wir seine Güte in Anspruch und setzten dann in gestrecktem Galopp unseren Weg gegen Westen fort, wie von Furien gejagt.

Bei Tagesanbruch fanden wir den Boten auf und gönnten uns nun eine kurze Rast bei dem Nebengebäude eines deutschen Farmers, ohne im Geringsten beunruhigt zu werden.

Wir hatten wenigstens hundert englische Meilen in 24 Stunden zu Pferde zurückgelegt, und die Tiere waren ganz erschöpft, aber wir näherten uns immer mehr der Grenze des Oranjefreistaates und der eigentliche Kriegsschauplatz wurde nach dem Flußübergang zweihundert Meilen von uns entfernt näher nach der Grenze von Natal verlegt, so daß wir uns einigermaßen sicher fühlten.

Mein Freund, der Prinz, versicherte, daß alles gut gehen würde, denn er kannte nun Land und Leute, wo wir vorüber kamen und war mit Reisegeld versehen, was

---

[1]) Mit „Vorbote", „cricket boy" wird eine Person bezeichnet, die vor dem Reisenden abgesandt wird, um dessen Ankunft zu verkünden, ihn zu empfehlen und Feindseligkeiten vorzubeugen.

mein Erstaunen und meine Bewunderung in hohem Grade erregte.

Mit Wehmut sprachen wir von den drei Kameraden, die wir in den wilden Katarakten des Flusses als verloren gegangen betrachteten und wunderten uns, welches Schicksal unser warten mochte.

Wir hatten noch mehrere hundert Meilen bis zu unserem Bestimmungsort und konnten nicht immer einen „cricket boy" erhalten, was unter den Schwarzen im Notfall ein teurer Ausweg war, sich aber in den Augen der Weißen verdächtig ausgenommen hätte.

* * *

Auch im dritten Kraal fanden wir einen guten Empfang. Die Männer waren bereits aus dem Kriege zurückgekehrt und hatten ihre Waffen den Engländern ausgeliefert.

Sie berichteten, daß bei Grosend ein größeres Treffen stattgefunden habe und daß die Kaffern zerstreut worden wären, worauf ein jeder in die Heimat zurückgekehrt sei.

Englische Patrouillen waren gerade beschäftigt, die Waffen der Schwarzen abzuholen, und der Krieg konnte als fast beendet betrachtet werden.

Der Kraal lag nicht weit von Maffteng, bildete den Ausgangspunkt an der Oranjegrenze, und das Land erschien hier besser kultiviert und es zeigten sich mehrere Farmerhäuser, von denen das eine im Kriege halb niedergebrannt, aber von fruchtbaren Aeckern und Feldern umgeben war.

Als wir geruht und gespeist hatten, ging ich als der einzige „Weiße" dort hinab und traf den Besitzer, einen friedlichen Boer, eifrig beschäftigt, seine Farm zu reparieren.

Er bot mir sofort Arbeit gegen gute Bezahlung an, denn die Ernte stand vor der Thüre und seine schwarzen

Arbeiter waren bei Ausbruch des Krieges davongelaufen, aber ich gab eine ausweichende Antwort und kehrte zu meinen guten Wirten in den Kraal zurück.

Dort war unterdessen ein englischer Tourist angelangt und gut empfangen worden, und derselbe war bei meiner Rückkehr gerade beschäftigt, eine Gruppe Basutos zu photographieren, welche sich lachend vor seiner Reise-Camera aufstellten.



Basutos.

Die Gruppe bestand aus meinem eigenen alten Wirte, seinem Bruder nebst einem Sohn und zwei Töchtern, alle vor dem Eingang der Hütte hockend.

Wir wurden bald so gut mit einander bekannt, daß ich ihm mein Mißgeschick im Kriege anvertrauen konnte, und er schenkte mir als Freund nicht bloß ein Bild der Familie

des alten Guki und des Prinzen Bambo, sondern auch einige Kleidungsstücke, um meine durch die Büsche verursachten Blößen besser damit zu bedecken.

Der Name des edlen Mannes war Caney, was ich mit Dankbarkeit erwähne. Wir trafen uns unter glücklicheren Umständen wieder, und ich schätze mich glücklich, ihm einen Gegendienst leisten gekonnt zu haben, von dem ich noch erzählen werde.

* * *

Nachdem wir ein paar Tage bei Maffstengs-Kraal ausgeruht hatten, stiegen wir wieder zu Pferd und überschritten bei Wepener die Basutogrenze, die hier einer großen flachen Ebene voller Landhöfe gleicht.

Wir erregten bedeutende Aufmerksamkeit in dieser großen Stadt und waren ganz erschrocken, als ein Polizist auf uns zukam und uns anrief.

„Absitzen, Boys!“ befahl er und wollte eines der Pferde am Zügel ergreifen, was ihm jedoch nicht gelang.

Der Prinz, der die Situation schneller begriff als ich, spornte sein Pferd an und sprengte in vollem Galopp davon, gefolgt von mir und der nachsetzenden Polizei.

Dieselbe blieb indessen bedeutend zurück und wir waren froh darüber, entwischt zu sein, wunderten uns aber doch, was diese Anhaltung wohl zu bedeuten habe.

Als deshalb eine Weile nachher zwei Reiter mit gezogenen Säbeln in unserem „Kielwasser“ sichtbar wurden, da betrachteten wir es als sicher, daß wir verfolgt würden, und nun begann eine neue Jagd, wenn möglich noch hitziger, als die vorige.

Hierbei passierten wir den Celadonfluß, hinter welchem das Land anstieg mit zahlreichen Bergen und schönen Laubwäldern.

Auf der Höhe angelangt, wandten wir uns im Sattel um und übersahen aus der Perspektive die ganze Ebene unter uns. Es war ein herrlicher Anblick, eines Malerpinsels würdig, aber wir hatten nicht Zeit, diesen Anblick lange zu genießen, denn ein Getrampel verriet die verfolgenden Reiter, deren uns nun fünf folgten und die uns auffallend an eine englische Militärpatrouille erinnerten.

Wir hatten eine halbe Stunde Vorsprung und benützten denselben, uns mitten im tiefsten Walde in Sicherheit zu bringen, wo wir abstiegen und die Pferde ausruhen ließen.

Die Patrouille ritt vorüber und wir hörten das Klirren der Säbelscheiden — ein Geräusch, welches das Herz in unserer Brust stärker pochen machte.

Der „Prinz“ aber grinste, so daß die schönen weißen Zähne aus seinem dunklen Angesicht hervorleuchteten, und versicherte, daß derjenige, welcher ihn in diesem Walde fangen wollte, weder einen roten Rock tragen, noch mit gezogenem Säbel in der Hand erscheinen dürfe.

Indessen setzten wir nach kurzer Zeit den Ritt über Stock und Stein fort, nur die Sonne als Führer nehmend und immer tiefer in den Wald eindringend.

Diese Nacht und die folgende mußten wir unter offenem Himmel verbringen, indem wir uns mit Früchten und Wurzeln ernährten, die der „Prinz“ mit großer Geschicklichkeit aufspürte.

In solcher Weise rückten wir auch am dritten Tage vorwärts, als uns endlich die einsame Winterwohnung eines Boers winkte, die nur von einem einzigen Diener als Hüter des Viehes bewohnt war.

Wir wurden gastfrei aufgenommen und ruhten einige Tage bei diesem Manne aus, der uns redlich mit Rat und That beistand. Er zeigte uns einen Reitweg über den Berg nach Reddersburg, einer Boerenstadt mitten im Frei-

staat, versah uns reichlich mit Mundvorrat und begleitete uns eine gute Strecke Weges.

Während der ersten Tagreise begegneten wir einem Transportreiter, der bei unserem Anblick große Augen machte.

„Ein Nigger auf einem englischen Schlachtroß!" sagte er, nachdem sein Erstaunen sich gelegt hatte.

„Das sieht verdächtig aus!" fuhr er fort.

Nun kam es mir in den Sinn, daß die Engländer einem Kaffer nie erlauben, ihre hochbeinigen kurzschwänzigen Reitpferde zu besteigen, und damit hatte ich nun auch die Erklärung der stattgefundenen Hetzjagd.

Wir waren in Wepener als Pferdediebe betrachtet worden, worauf man die Verfolgung gegen uns ins Werk gesetzt hatte, die schließlich ein Ende mit Schrecken hätte nehmen können.

Zum erstenmale fragte ich mich, mit welchem Rechte wir das Eigentum der englischen Krone benützten, nachdem wir auf so sonderbare Art den Dienst quittiert hatten.

Wohl hatten wir beide ein Guthaben im Wert von zwei Pferden an rückständiger Löhnung, aber ich entschloß mich, diesem weiteren unerlaubten Vorgehen zu entsagen, die Pferde zurückzulassen und die Reise lieber als „Tramps" fortzusetzen.

Der Transportreiter wurde mit dieser Erklärung zufrieden gestellt und er gab uns zugleich eine Anweisung auf das nächste Kommissariat, wo wir das Geliehene zurücklassen konnten.

Von diesem Tage an durchreiste Bambo alle bewohnten Orte zu Fuße, und ich führte sein Pferd neben mir her. Ohne weitere Hindernisse und Abenteuer langten wir in Gesellschaft mit einem Ochsenfuhrwerk eines Abends spät in Reddersburg an und lieferten unsere Pferde sofort dem

Kommissär ab, der unsere Ehrlichkeit lobte und unsere Rückkehr zu rapportieren versprach.

Er wollte uns zugleich „freie Gelegenheit“ verschaffen, damit wir nach dem Basutoland ins Lager zurückkehren könnten, aber wir lehnten dieses Anerbieten ab und vertieften uns statt dessen in dem hohen Mais, der draußen vor der Stadt wuchs.

Jedenfalls war unsere Befürchtung ganz überflüssig, aber wir hatten ein böses Gewissen und wollten um keinen Preis in den Kriegsdienst zurück.

Sobald es dunkel wurde, gingen wir wieder in die Stadt, verproviantierten uns und erhielten Logis, aber bei Tagesanbruch wurde der „Prinz“ dermaßen von einem Trommelwirbel erschreckt, daß er Hals über Kopf seiner Wege lief.

Nun stand ich allein und entblößt da mit der Absicht, mich nach den Diamantenfeldern zu begeben, aber wie sollte dies geschehen ohne Bambo, der bisher mit großer Geschicklichkeit die lange Reise geleitet hatte!

Nachdem ich vernommen hatte, daß es sich bei diesem Trommelwirbel um eine Bekanntmachung handelte, die in dieser lärmenden Weise der Bevölkerung der Stadt mitgeteilt wurde, eilte ich auf den Spuren des Negers durch das Maisfeld und rief dort mehrere Male seinen Namen.

Keine Antwort.

Ich folgte indessen seiner Spur und kam so zwar in westlicher Richtung weiter, aber nicht auf gebahnten Weg. Schließlich verlor ich auch die Spur und gelangte in einen Wald und streifte dort den ganzen Tag umher, ohne ein einziges lebendiges Wesen zu treffen.

Meine Lage wurde immer schlimmer und der Mut sank derart, daß ich mich wieder unter das harte Eisenscepter

Lieutenant Proffes wünschte. Unter solchen Umständen wollte ich mir gerade ein Nachtlager unter einer umgestürzten Pinie bereiten, als deutlich Rufe und Gespräch an mein Ohr drangen.

Ich eilte nach jener Seite, woher ich die Stimmen vernommen hatte, wagte aber nicht zu antworten. Auf einem offenen Platz im Walde fand ich ein altes Gewehr, das wahrscheinlich seit dem Krieg hier liegen geblieben war. Dieser Fund kam mir jetzt sehr gelegen, als ich völlig wehrlos in der Wildnis stand. Es war ein fein gearbeiteter Vorderlader, gut erhalten und überdies geladen.

Meinen Weg nach den Stimmen weiter verfolgend, die Weiber oder Kinderstimmen glichen, erreichte ich bald einen Kraal, wo drei Kaffernjünglinge mich mit Hohngelächter empfingen, als ich nach Bambo und dem rechten Weg nach Eltenburg fragte.

Diese Kaffern gehörten dem Griquastamm an, waren friedlich gestimmt gegen die Weißen, verstanden aber die Sprache derselben nicht.

Auf alle meine Fragen und Erkundigungen erhielt ich nur das alberne Gelächter zur Antwort, bis schließlich die Kaffernmutter selbst aus ihrer Koje herauskam und sich etwas verständiger zeigte.

Der ganze Kraal bestand nur aus zwei Hütten, von denen die eine leer war und von mir in Besitz genommen wurde. Ich schätzte mich glücklich, auf solche Weise ein Obdach erlangt zu haben und ich kam nun auch mit den lachlustigen Jungens auf recht guten Fuß, als ich ihnen meine Porträts und andere Bilder gezeigt und versprochen hatte, sie in meinem Skizzenbuch abzuzeichnen.

Sie brachten mir Reis, Bananen und Johannisbrot, und so endete der Tag besser als er begonnen hatte.

Aber mein vortrefflicher „Prinz“ war fort und das that mir sehr leid.

* * *

Am folgenden Tag sagte ich den guten Leuten Lebewohl und fand einen Reitweg, der mich in ein paar Stunden hinaus zu der großen Straße zwischen Reddersburg und Eltenburg führte. Der Tag war heiß und ich mußte oft bei den Häusern ausruhen, die hier dicht neben einander liegen.

Was mein Aeußeres betraf, so unterschied mich nur das Gewehr von einem gewöhnlichen „Tramp“, aber ich wurde trotzdem meistens recht freundlich aufgenommen.

Ueberall erkundigte ich mich nach dem davongelaufenen Neger, aber niemand hatte ihn gesehen.

An ein paar Orten wurde mir Arbeit angeboten und ich blieb einige Wochen bei einer Boerenwitwe, die eine Art Interesse für mich hegte und mich gut bezahlte. Der Ort wurde Ritterstroom genannt und lag ganz in der Nähe des Riet-river, eines Nebenflusses des Oranje.

Hier gedieh ich gut und hätte mich dort ganz gut niederlassen können, wenn ich gewollt hätte. Aber eines Tages hielten Boerenverwandte eine Art „Gebet“ im Hause, in welchem die arme Witwe um meinetwillen angegriffen und mir selber in Worten, die jeden Zweifel ausschlossen, angedeutet wurde, daß es am besten wäre, wenn ich mich sogleich fortpacken würde. Sonst könne ich sehen u. s. w.

Im gleichen Augenblick, als ich diese Anzüglichkeiten zu hören bekam und, von der ganzen Verwandtschaft der Witwe umringt, auf dem Hofplatz stand, da fuhr ein großes Ochsenfuhrwerk vorüber, und wen sehe ich als ersten Ochsentreiber? Niemand anders, als den Ehrenmann, den Prinzen Bambo.

Das Wiedererkennen war ein augenblickliches, und ich grüßte diesen meinen besten Freund in Afrika nach europäischer Art mit einer herzlichen Umarmung.

Der Sohn des Südens und der Sohn des Nordens, die bereits früher entschlossen waren, alle Schicksale gegenseitig zu teilen, hatten einander wiedergefunden.

Nun erhielt die Boerenverwandtschaft ihren Willen, denn ich hätte in diesem Augenblick des Wiedersehens meinen Bambo nicht gegen zehn reiche Witwen mit dazugehörigen Viehherden vertauschen mögen.

Indessen wurde ich redlich für meine Arbeit bezahlt und eine Thräne glänzte in den Augen der bescheidenen Witwe, als ich ihr Lebewohl sagte und mich der Gesellschaft des „Prinzen“ anschloß.

Dieselbe bestand aus einem Gespann (18 Stück Ochsen) vor einem großen gedeckten Rüstwagen, einem in demselben sitzenden Transportreiter und zwei schwarzen Fuhrleuten für das Gespann.

Bambo, der nach Reddersburg zurückgekehrt war und mich dort vergeblich gesucht hatte, nahm schließlich diesen Platz an und war nun auf dem Weg nach Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranjestaates.

Der Wagen war schwer mit Mais, Reis und Straußenfedern beladen und legte am Tage kaum mehr als zehn Meilen zurück.

Zuerst überschritten wir den Rietfluß, wo ich mich dem Transportreiter vorstellte, einem Schotten, mit Namen Olcott, und ersuchte ihn um Erlaubnis, im Wagen mitfahren oder beim Gespann helfen zu dürfen, welch letzteres er bewilligte.

Bambo war nicht befriedigt von der langsamen Fahrt und machte den Vorschlag, daß wir uns von Olcott trennen sollten, was ich aber angesichts unserer Mittellosigkeit ablehnte und statt dessen eine kleine Lohnerhöhung auswirkte.

Nach vierzehntägiger einförmiger Fahrt sahen wir endlich die Türme von Bloemfontein und nahmen schnell

Abschied von unserem Vorgesetzten und seinem abgerackerten Gespann.

Es war eine gräßliche Quälerei, welcher diese armen Tiere ausgesetzt waren, und ich dachte mir oft, daß es nichts Schwereres geben könne, als in Südafrika „Ochse zu sein".

Bloemfontein liegt auf einer großen weiten Ebene und ist eine der schönsten Städte, die ich gesehen habe. Wie der



Marktplatz in Bloemfontein.

Name andeutet, befinden sich hier besonders viele großartige Gartenanlagen, und eine lachendere Natur ließe sich in Afrika schwer finden. Die Stadt hat einen mächtigen Umfang, ist schön gebaut, mit breiten Straßen und einem Marktplatz, der auch einem Europäer imponieren könnte, und hat ca. 10000 Einwohner.

Wir erhielten unser Guthaben bezahlt und nun staffierten wir uns aus, so daß selbst der „Prinz" mit seiner frischgestärkten Hemdbrust und den langen Manschetten ganz civilisiert aussah.

Ich scherzte über seine Eitelkeit, aber er antwortete völlig ernst, daß er nun auf den Diamantenfeldern reich zu

werden gedenke, um dann eine „weiße Miß“ zu heiraten, weshalb er anfangen wolle, sich als Gentleman zu üben.

Wir hielten uns noch einige Tage in der Hauptstadt auf, wohnten in einem Hotel und flanierten überall herum, um womöglich etwas von unseren als verunglückt betrachteten Kameraden zu sehen oder zu hören, aber alles umsonst.

---

24. Bambo als Gentleman.

Der „Prinz“, obwohl infolge Geburt und Erziehung weit über dem gewöhnlichen Zulutypus stehend, besaß doch dessen Nationalfehler, Trägheit und Eitelkeit.

Die eine dieser Eigenschaften machte ihn fast untauglich für den Kriegsdienst und strenge regelmäßige Arbeit, die andere zu einem Gegenstand des Spottes in den Augen der Weißen.

Er war zu dieser Zeit ein etwa 25jähriger Mann mit einem verhältnismäßig guten Aussehen, sprach und schrieb untadelhaft englisch, hatte seine Erziehung in Kapstadt erhalten und war ein weitgereister Mann in seiner Heimat Afrika.

Während der Zeit unseres Aufenthaltes in der Oranjehauptstadt suchte der Prinz besonders die Aufmerksamkeit der weißen Damen auf sich zu lenken und brüstete sich nicht wenig in seinem neuen Aufzug.

Er besuchte Bälle und Variétés und hielt lange Konferenzen nicht nur mit Cigarrenladendamen und ähnlichen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, sondern auch mit unserer eigenen Wirtin im Hotel, was aber ein böses Ende zu nehmen drohte.



Ein Weißer, der sich verirrte.

Es war ein sogenannter „gottesfürchtiger Boer“, aber hitzig wie ein Franzose.

Nun entstand ein Wortwechsel zwischen den beiden Männern, und der Tanz wurde eingestellt. Der Unwille gegen den armen Neger war allgemein, und er wurde von mehreren Kavalieren umringt, die ihn hinaus befördern wollten, während die Damen schrieen und seine Partei ergriffen.

Der gegenseitige Krieg war bereits in vollem Gange, als ein paar Stadtsergeanten erschienen und den „Ballhelden“ nach dem Stadtgefängnis abführten, trotz energischem Protestieren von meiner und der Wirtin Seite.

Beinahe hätte ich selbst sein Schicksal geteilt, wurde aber durch einen der Polizeibeamten gerettet, in welchem ich zu meiner Freude einen Kameraden aus dem Gaika- und Galleka-kriege wiedererkannte.

Er brachte wieder alles in Ordnung, aber von dem stolzen Prinzengentleman hörte ich später, daß die Weißen nie die afrikanische Erde hätten betreten sollen, so schlecht, wie sie wären.

25. Das Diamantenfeld in Kimberley.

Der erste Diamant wurde 1857 bei Hopetown in Griqualand (westlich) im Gebiet der Kaffern gefunden.

Da ein solcher Fund auf der ganzen Erde äußerst selten ist, so erregte derselbe s. Z. ungeheures Aufsehen und veranlaßte ein förmliches Fieber und eine mächtige Auswanderung nach der afrikanischen Hochebene oder den Gebieten am Vaal-river, einem Nebenfluß des Oranje.

Bald wurden ganze Diamantenfelder an diesem Fluß angetroffen, so bei Klipdrift, Pnil und Hebron in Griqua-

land und bei Dutoitspan, Fauresmith und Kimberley in der Republik Oranje.

Nach diesem letztern Felde beschlossen wir unsern Kurs zu nehmen, als wir in der Hauptstadt mit unsern Angelegenheiten fertig waren, wo ich einen irländischen Millionär besucht hatte, der mir gute Hoffnungen machte. Dieser Mann gab an, daß er 1874 frei und ohne alle Mittel nach Kimberley gekommen war, wo er die Arbeit auf eigene Rechnung begonnen und schon in den ersten Stunden einen Diamanten gefunden hatte, den er in der Bank für 75 000 Franks verkaufte. Er hatte später auf diesem Felde sein Glück gemacht und saß nun als großer Magnat und Grubenbesitzer in der Hauptstadt.

Aber wir hatten noch Hunderte von Meilen zurückzulegen bis an Ort und Stelle, und das Geld war uns ausgegangen. Ich beriet mich mit meinem frühern Kameraden von der Polizei, und er machte mich mit einer ganzen Karawane von Fremden bekannt, die, von dem Gerücht angelockt wie ich, zur Reise nach dem Diamantenfeld bereit standen.

Viele dieser Personen waren höchst zweifelhafte Existenzen von unheimlichem Aussehen, aus allen Ländern und Völkern der Erde, amerikanische Boxer und Revolvermänner nicht zu vergessen. Ich entsetzte mich bei ihrem ersten Anblick, und auch der „Prinz", der keineswegs verwöhnt war, rümpfte die Nase und wandte sich ab.

Was uns anbetrifft, so würden wir wahrscheinlich die Beschwerden einer Fußreise, im schlimmsten Fall als „Tramps" vertragen haben, aber unter dieser Sammlung von Spitzbuben befanden sich auch respektable Personen, besonders Deutsche und Engländer, und diesen näherten wir uns.

Da war z. B. Mr. Perkins, der bei der Nachricht von dem großen Fund im „Oranje" seine Stellung als Apotheker in Kap verlassen hatte und nun einen zuverlässigen Gehilfen

suchte, der ihm bei der Ankunft die Baracke aus Brettern konnte aufstellen helfen, die er auf einem Wagen mit sich führte, und ihm auch sonst an die Hand zu gehen verstand.

Es gelang mir, diese Stelle zu erhalten, und Bambo nahm bei einem andern den Platz als Ochsentreiber bloß gegen freie Verköstigung an, und nun ging es dem glänzenden Ziel im Westen entgegen.

Die Karawane war groß und geräuschvoll, und der einzige, der sie zusammenzuhalten vermochte, war der Regierungskommissar, der nach Ankunft einem Jeden seinen Claim, d. h. das Landlos anweisen sollte, das er gegen eine gewisse Abgabe durchsuchen durfte.

Die englische Regierung hatte nämlich trotz der heftigen Proteste der Boeren 1871 auch auf die Diamantenfelder Beschlag gelegt, indem sie sich dabei auf einen alten Vertrag berief, den sie mit einem längst verabschiedeten Kaffernhäuptling im westlichen Griqualand an der Oranjegrenze abgeschlossen hatte.

Die Boeren mußten wie gewöhnlich ihre „Pfeifen einstecken", und die Engländer zogen einen ungesetzlichen Gewinn aus dem Lande.

So betrug z. B. die Taxe zur Zeit des größten Diamantenfiebers zehn Pfund per Woche für ein Los von nur 100 Quadratmeter Umfang, wer aber ein solches Stück ein für allemal kaufen wollte, mußte dafür bis 10000 Pfund bezahlen.

Es ist leicht zu berechnen, welch ungeheuren Gewinn ein jedes dieser Felder von mehreren Hundert Hektaren eintragen mußte, besonders auch deshalb, weil die Lose, nachdem sie von dem ersten Pächter durchsucht worden waren, dann aufs neue an mehrere Liebhaber nacheinander verpachtet wurden, die den Boden immer tiefer durchwühlten.

Nicht alle Diamantengräber fanden, was sie suchten, aber die Regierung nahm ihre Steuer vorweg und überließ

sie dann ihrem Schicksal. Dann wieder konnte es geschehen, daß man Funde von bedeutendem Werte auf einem Claim machte, der schon vorher bis auf 15 Klafter abgegraben worden war, was u. a. einem meiner Bekannten im ersten Jahre unseres dortigen Aufenthalts widerfuhr.

Er übernahm unter guten Bedingungen diesen Claim, den der vorige Besitzer nach fruchtloser Arbeit verlassen hatte, und fand einen Stein von 115 Karaten, der ihn sofort zum wohlhabenden Manne machte.

* * *

Unsere Reise ging mit jener Schnelligkeit vor sich, die das Diamantenfieber unter dem Haufen Menschen erzeugt hatte, die sich auf dem Weg nach dem Geburtsort des Glückes auf Erden wähnten.

Ein eigentlicher Wetteifer, um zuerst zu kommen, war nicht vorhanden, denn niemand durfte mit der Arbeit beginnen, der nicht zuerst die Bewilligung dazu erhalten hatte, aber der Eifer, ans Ziel zu kommen, leuchtete aus den Augen Aller, und die armen Lasttiere hatten es streng genug, trotz der guten Beschaffenheit der Wege im westlichen Oranje.

Unser Weg führte durch gut kultiviertes Land und war mit den in holländischem Stil erbauten Wohnhäusern der Boeren bekränzt, die einfach aber solid wie das Volk selbst waren.

Diese einfachen Landleute mit ihrer schlichten Lebensweise, ihrem Psalmengesang, Bibellesen und ihren „Abendmahlmeetings“, betrachteten uns kopfschüttelnd. Unser Eifer machte auf sie keinen Eindruck, sie wurden nicht von dem allgemeinen Fieber angesteckt, sie hatten das Rätsel des Lebens darin gefunden, mit ihrem Lose zufrieden zu sein, und sie konnten wohl über alle diese Glückssucher lachen, die wie Verrückte einem eingebildeten Glück nachjagten.

Beim Übergang über den Modder-river, einen andern Nebenfluß des Oranje, rasteten wir bei einem wohlhabenden Boer, der eine schöne Straußenherde besaß. Die majestätischen Vögel waren gerade in einen Kraal getrieben worden, um ihre weißen Federn scheren zu lassen, was jährlich zwei bis drei Male geschieht, als der „Prinz" erschien, seinen Mund öffnete und eine „Rede" hielt.

„Wenn Onkel erlaubt," wandte er sich an den Boer, der so angeredet zu werden pflegte, „so werde ich zeigen, wie die Strauße in Zululand draußen behandelt werden, wo wir doppelt so viele Federn erhalten als Ihr."

Der riesige Neger sah so treuherzig aus, als er dastand mitten unter den Hausbewohnern, daß man ihm die verlangte Erlaubnis gab, besonders auch deshalb, weil die Tiere in diesem Fall ihre ganze Wildheit und Widerspenstigkeit zeigten.

„Look here!" rief nun Bambo und wandte sich lachend gegen die Zuschauermenge, die sich nun um die steinerne Mauer scharte.

Die Strauße standen wie „kerzengerade" und blickten ganz erschrocken nach der ungewöhnlichen Erscheinung.

Sofort stieg der Prinz auf die Mauer und streckte seine Arme über den Kopf der Tiere aus, die sich alle mit einem Gegacker plötzlich auf die Knie niederließen und die Beine weit von sich gestreckt auf dem Boden legten. Es lag etwas Imponierendes in dem Wesen des Prinzen, als er dort wie ein Triumphator über den Hunderten von Tieren stand, die mit Unruhe allen seinen Bewegungen folgten.

Nun hätte das „Scheren" seinen Anfang nehmen sollen, und die Leute des Boers drangen mit großen eisernen Scheren hinein, um die Strauße von ihren weißen Zierden zu befreien. Aber Bambo fiel aus seiner Rolle, zog seine Arme zurück und wandte das Gesicht gegen uns, alles mit dem Erfolg, daß die Tiere sich von dem hypnotischen Zwang

befreit fühlten, über die Mauern sprangen, daß die Steine in die Luft flogen, und in der wildesten Eile von dannen rannten.

Bambo, der von uns ausgelacht wurde, folgte zwar nach und versuchte wieder seine mystische Kraft auszuüben, aber diesmal umsonst.

Erst durch die vereinten Anstrengungen der Hunde gelang es „Onkel“, seine Tiere wieder nach dem Hofe zurückzubringen, aber er zog es nun vor, sie auf zivilisierte Weise und nicht nach Zuluart zu scheren.

* * *

Am Neujahrstag des Jahres 1883 langten wir in großer Sommerhitze aufs äußerste erschöpft auf dem Diamantenfeld von Kimberley an, wo es aussah wie auf einem riesigen Markt. Eine bunte Volksmenge wimmelte um den Bankmarkt, den Pavillon der Grubenvögte, und die Wirtshäuser (Schenken) waren gedrängt voll.

Die ganze Gegend, soweit der Blick reichte, war mit unregelmäßigen Zeltreihen bedeckt wie in einem Krieg und das Land durch gelbe Pfähle und Steinhaufen in Quadrate von gleicher Größe eingeteilt.

Die meisten hatten ihren Ruhetag, viele aber waren in solchem Grad von dem Fieber ergriffen, daß sie Zeit und Raum vergaßen und sich immer tiefer in die Erde eingruben. Alles atmete eine fieberhafte Unruhe, die ansteckte und auch jene Engländer ergriff, die sonst als die ruhigsten Leute auf Erden bekannt waren.

Auch mein Meister, der gute Perkins, sonst das personifizierte Phlegma, geriet bei der Ankunft auf Diamonds field of Kimberley in nervöse Aufregung und wurde „verrückt“, wie wir im alten Schweden zu sagen pflegen. Ich kannte ihn kaum wieder und hatte Mühe, ihm alles recht zu machen.

Indessen luden wir unter Beihilfe des Prinzen die Bretter ab und richteten einen Schuppen auf zum Obdach

in der ersten Nacht. Das Gespann wurde an einen Schlächter auf dem Platze verkauft und alle erforderlichen Werkzeuge und Bedarfsartikel für den folgenden Tag angeschafft, an dem wir den „Claim“ erhalten sollten.

Ich überredete Mr. Perkins, auch den Neger in seinen Dienst zu nehmen, indem ich seine Eigenschaften und ihn als ein Muster seiner Art ausmalte, was zwar zu dem erwünschten Resultate führte, aber durch folgende Bemerkung des Apothekers beeinträchtigt wurde: „Als Gehilfe mag er gut genug sein, aber zum Kameraden für mich taugt er nicht!“

Er mußte deshalb anfangs speisen und wohnen, wo er konnte, half aber tagsüber auf dem Claim.

Es that mir leid um den armen Prinzen, der trotz seiner hohen Geburt und seiner vortrefflichen Eigenschaften nicht als gut genug betrachtet wurde, um am Tisch eines englischen Pillendrehers mitzuessen. So ist auch die Lage der Schwarzen als Diamantgräber, aber sie haben dafür auch Instinkt und Gefühl genug, um sie bei Gelegenheit nach Verdienst zu vergelten.

Aber was Bambo betrifft, so machte er sich bald so unentbehrlich, daß er, als die Baracke später in zwei Abteilungen getrennt wurde, von P. das Anerbieten erhielt, die eine derselben mit mir zu teilen, und er mißbrauchte auch keineswegs das Vertrauen, das ihm damit erwiesen wurde.

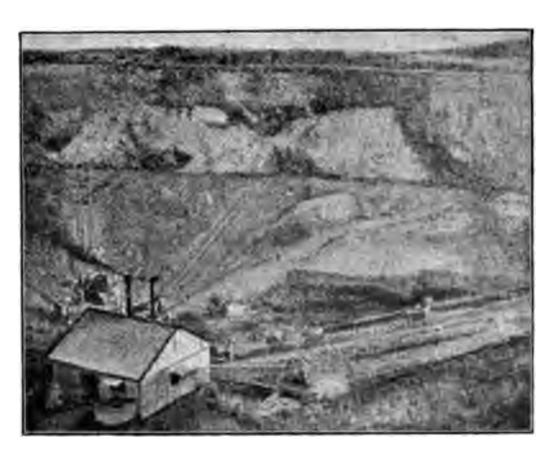
26. Diamantgräberleben.

Unser erster Claim lag westlich neben der Niederlassung und in einer Entfernung von etwa sechs Meilen von der Stadt Kimberley.

Es war ein altes Feld, das schon unter der ersten Zeit Cecil Rhodes bearbeitet worden war, das wir nun zum zweiten Male untersuchen und durchgraben sollten.

Wie klopfte uns das Herz in der Brust, als wir den ersten Spatenstich in diese Erde thaten, die schon so manchen „Tramp" zum Millionär gemacht, aber auch die Hoffnung manches redlichen Arbeiters nicht erfüllt hatte!

Unsre Löhnung war bescheiden genug, freie Kost und fünf Prozent von den gemachten Funden oder deren Wert, aber unser Prinzipal, der für dieses passend große Kohlland von zehn Meter Länge und fünf Meter Breite ein Pfund



Diamantgrube bei Kimberley.

per Woche an die steinreiche Gesellschaft Debeers bezahlte, die den Grund besaß, konnte uns nicht mehr bewilligen.

Er handhabte selbst fleißig den Spaten und ruhte dann und wann nur ein paar Minuten, um seine Pfeife anzuzünden. Es war eine mit Steinen gemischte, schwarzglänzende Erde, die wir bearbeiteten, voller Rollsteine, trocken und hart, und jeder Spaten voll mußte gewendet, zerbröckelt, zerstreut und auf den Seiten ausgebreitet werden, so daß drei Mann nur sehr langsam in die Tiefe kamen. Während der ganzen ersten Woche gruben wir uns nur einen Meter tief abwärts,

und wir mußten wenigstens 15 Meter tief hinabbringen. Länger als zwei Stunden nacheinander hielt keiner diese Arbeit aus, die im gleichen Kostüm verrichtet wurde, wie dasjenige, das unsre ersten Eltern im Paradiese trugen, wenn man sich dabei das Feigenblatt weg- und einen breitrandigen Hut auf dem Kopfe dazu denkt.

Die Hitze war nämlich, besonders an den Vormittagen, unerträglich, und der Schweiß rann dermaßen von unsern Leibern, daß z. B. der Prinz aussah, als wenn er mit Schweinefett eingeschmiert worden wäre.

Nach jeder Tour von zwei Stunden warf man sich der Länge nach auf die ausgeworfene kühle Erde und steckte meist auch das Gesicht in dieselbe, um sich abzukühlen.

Die Speisen erhielten wir fertig bereitet und von ganz guter Beschaffenheit in Näpfen aus der nächsten Wirtschaft oder vom Schlächter, die guten Zuspruch hatten.

Auch für Getränke war gesorgt, wie teuer das schlechte Sodawasser und Kaffernbier auch war, die überall feil geboten wurden.

Mitten am Tage wurde, sofern die Sonne schien, dreistündige Rast bewilligt, die Morpheus gewidmet wurde, mochte der Lärm ringsum auch noch so stark sein.

Die Meisten in diesem bunten Menschengewimmel entbehrten bei Nacht des Obdaches, denn statt sich für das sauer verdiente Arbeitsgeld ein Zelt oder Logis zu verschaffen, verbrachten sie ihre Nächte unter Saus und Braus in den stets offenen Schänken und Variétés*) oder in den

*) In einem solchen Variété wurde der Pianist in einer Pause durch Zufall mit einem Revolver totgeschossen, als Hazard gespielt wurde und ein armer „Gräber" ein ganzes Vermögen verlor. Der Thäter entkam.

Bordellen, diesen Pesthöhlen, die auf keinem südafrikanischen Grubenfelde fehlen.

Hatte jemand im Lauf des Tages einen guten Fund gemacht, dann feierte er mit seinen Claimsgenossen das Ereignis so gründlich als möglich, der Stein wurde auf dem Bureau der Gesellschaft oder der Bank verkauft, und die Summe war manchmal bereits verschwendet, ehe der nächste Tag anbrach.

Aber es gab auch Ausnahmen, und manche hatten gutes Glück, ohne es mit besonderen Libationen zu feiern.

Die Gesellschaft nahm immer ein Drittel von dem Wert eines jeden gefundenen Steines, und ein Prozent wurde für wohlthätige Zwecke in Abzug gebracht — alles durch die Gesellschaft und die Fürsorge ihrer wachsamen Beamten.

Es blieb deshalb kein riesiger Gewinn übrig für den glücklichen Finder, auch wenn er, wie es zu meiner Zeit geschah, einen Diamanten von 55 Karat in der Größe einer Bohne fand, der mit 1000 Pfund bezahlt wurde.

Es war ein junger kränklicher Engländer, beinahe noch ein Kind, der mit einigen Pfunden in der Tasche den weiten Weg über das Meer gereist war und sich nun im Übermut in den Wirbel der Spekulation warf, wo er binnen kurzer Zeit seinen letzten Schilling verlor.

Ein andrer Nachbar unsres Claims fand einen Stein von zehn Karat und verkaufte sogleich das Pachtrecht des Claims um 10000 Pfunde, indem er so auf Grund von Zukunftshoffnungen ein ziemlich gutes Geschäft machte. Doch die Hoffnungen erfüllten sich nicht.

Der Käufer dieses Claims konnte nämlich keine Spur von Diamanten finden, obschon er 20 bis 25 Meter tief grub.

Ein dritter fand eines Tages ein Stück Stein, das alle Zeichen eines Diamanten hatte, aber rot war, wie ein

Stück Eisenerz. Er fragte meinen Meister, was das für eine Gesteinsart sei, erhielt aber eine ausweichende Antwort, weshalb er ihn für wertlos hielt und den Brocken um eine Bagatelle an Mr. P. verkaufte.

Dieser schloß sich einen ganzen Nachmittag in seiner Baracke ein, um den Fund zu untersuchen, reiste dann nach Kimberley und kam freudestrahlend zurück. Der Stein hatte sich als ein Rosenstein (roter Diamant) von 15 Karate erwiesen, für den auf der Börse nicht weniger als 500 Pfund Sterling bezahlt wurden.

Dies war gewiß keine ungeheure Summe, aber sie veränderte doch wie auf einen Schlag unsre Lage. Der genarrte Verkäufer erhielt gutwillig fernere acht Pfund, und wir, die wir seit mehreren Monaten keinen Schilling mehr in Händen gehabt hatten, empfingen ein jeder zehn Pfund, ein ganzes Vermögen, wie es uns vorkam.

Perkins' eigener Claim, der nun aufgegeben wurde, war bis auf sieben Meter Tiefe durchsucht worden, doch ohne Nutzen, und wir waren recht froh, dieses Arbeitsfeld vertauschen zu können.

Der Prinz und ich waren gerade beschäftigt, Toilette zu machen, um nach diesem Glücksfall einmal die nahe gelegene Stadt zu besuchen, als er plötzlich durch das Fenster blickte, sich auf die Knie schlug und ausrief:

„Ich will verdammt sein, wenn nicht dort unsre verunglückten Griqualandspolicen Tom und Charles Hudson vorüber gehen!"

Ich folgte seinem Fingerzeig und mußte die Thatsache konstatieren.

Die alten Jungens sahen ganz niedergeschlagen aus, fanden aber sogleich ihre gute Laune wieder, als sie den langbeinigen Negerprinzen entdeckten.

Daß das Wiedersehen ein freudiges war, brauche ich wohl kaum zu versichern. Wir machten die Reise zusammen im Omnibus, nachdem das Quartett vorher in jeder Weise aufs beste ausgerüstet und verpflegt worden war, wobei es aber diesmal nicht zu feinen Hemden und Pincenez für unsern noblen schwarzglänzenden Negerprinzen reichte.

Die Gebrüder Hudson, die ich hiermit dem Leser vorstelle, erzählten uns bei einem Glas guten Kapweins, daß sie seit der Trennung von uns viel Schweres zu ertragen gehabt hätten. Dem Bushmansfall im Oranjefluß näher gekommen, wurden sie von einem Wirbel an das andre, leichter zugängliche Ufer des Flusses geworfen und dort von der Kavalleriepatrouille aufgefangen, die vom Regiment abgesandt worden war.

Auch auf der andern Seite des Flusses fahndete eine Reiterschar nach uns, die aber infolge des Dunkels und unübersteiglicher Berge nicht vorwärts kommen konnte und uns verloren gab.

Es wurde eine gerichtliche Untersuchung in dieser Sache angeordnet, die bereits den Tod des Korporals veranlaßt hatte und die besonders deshalb verdächtig erschien, weil die Hinterleine des Pontons über Bord geworfen worden war, aber unsre Freunde beteuerten ihre Unschuld und bezeichneten den Neger als den mutmaßlichen Urheber der That.

Das Ende war, daß der Zuluprinz als ein ungewöhnlich frecher Schurke bezeichnet wurde; seine Zeltkameraden konnten bis zum Schluß des Krieges im Dienst bleiben, wir beide aber wurden als tot aus den Listen gestrichen.

Im Treffen bei Thlotsi ging der dritte Zeltkamerad verloren, da er und sein Pferd von den Assagaien der Basutos durchbohrt wurden.

Nach Beendigung des Krieges begaben sich die Brüder nach den Diamantenfeldern, wobei sie die Reise unter noch

viel schlimmeren Umständen machten, als wir, indem sie in zwei Monaten 700 Meilen zurücklegten, bestohlen, verfolgt und am Ende von allem entblößt wurden.

Nachdem wir dieses vernommen und sie nochmals willkommen geheißen hatten, suchten wir ihnen in bester Weise zu nützen, kauften ihnen ein Zelt und bewogen den besser gelaunten Apotheker, ihnen den mit so vielem Eifer bearbeiteten Claim zu überlassen.

Seine Pachtzeit war in wenigen Tagen zu Ende, und sie wandten diese so gut an, daß sie vor uns ein paar Steine fanden, die, obwohl von unbedeutendem Werte, doch auf dem Grubenkontor der Gesellschaft angenommen und so bezahlt wurden, daß sie auf eigne Faust die Bohrung fortsetzen und den Pachtzins des Claims bezahlen konnten.

Dieser Claim, der auf zehn Meter Tiefe einen geschlossenen Felsboden zeigte, wurde später mittelst Bohrungen und Sprengungen zu einer förmlichen Grube erweitert, die 1884 um mehrere tausend Pfund an ein neugebildetes Konsortium verkauft wurde. Aber damals waren wir vier schon abgereist, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Schätze die beiden Brüder zurückgelassen hatten.

Mr. Perkins hatte einen neuen Claim von $1^1/_2$ Losen erworben und zwar näher der Stadt, und wir zogen nach der Rückkehr der Kameraden dorthin.

Dieser Claim war weniger hart zu bearbeiten, lieferte aber mehrere Monate lang keine Diamantenfunde.

Die Arbeitskräfte hatte P. auf fünf Mann gebracht, von denen der „Prinz“ und ein andrer Schwarzer für vier Mann arbeiteten, wenn der Atem ausreichte.

Das Diamantenfieber hatte bei uns allen ein wenig abgenommen, als die Regenperiode anbrach, und täglich verließen mehrere hundert Claimgenossen das Feld.

Wahrscheinlich hätten wir es ebenso gemacht, wenn nicht die Brüder Hudson, die einige Funde gemacht hatten, uns zum Bleiben bewogen hätten.

Perkins selbst machte jetzt bei andern Claims Geschäfte ohne Verdienst, konnte aber selber nichts pachten. Schließlich nahm er die Stelle eines Chemikers in der Faktorei der Gesellschaft an, und damit hörte mein Dienst bei ihm auf. Der „Prinz“ hatte sich schon vorher zu den Gebrüdern Hudson in den Hudsonminen begeben, wie ihr Claim bereits genannt wurde.

Ich verließ Mr. Perkins ungern, der ein ungewöhnlich braver und liebenswürdiger Mann war, der einen dauernden Eindruck hinterließ, dessen man sich gern während des ganzen Lebens erinnerte.

Wir vier blieben nun in den Hudsonminen und bohrten und sprengten ganze Tage lang mit dem größten Eifer.

Häufig wurden reiche Erzbrocken nach dem Kontor der Grubengesellschaft transportiert, und wir kamen immer tiefer in den Felsen hinein. Als aber die Ader Tendenz zur Verminderung zeigte und deshalb nur als eine sogenannte Druse erschien, die sich überdies in einen bereits verkauften Claim hinüber zog, so glaubten wir, es wäre das beste, die Arbeit aufzugeben, die bereits drei Vierteljahre gedauert hatte.

Hierzu trug auch der Umstand bei, daß die Ingenieure der Gesellschaft von weiteren Sprengungen abrieten, da auch die Grube, weil unrichtig angelegt, das Hinabsteigen gefährlich machte.

Als die Regenperiode anbrach, zogen wir alle vier nach der Stadt, und die Gebrüder Hudson, die noch ein vierteljähriges Nutzungsrecht an der Grube zu gute hatten, boten dieselbe zum Verkaufe an. Sie hatten nun für ca. 1000 Pfund Erze gesprengt und uns beide redlich für unsre Mithilfe bei der Arbeit bezahlt.

Spekulanten meldeten sich in Menge, aber man konnte über die Bedingungen nicht einig werden. Schließlich wurde das Nutzungsrecht von meinem alten Meister, dem Chemiker Perkins, übernommen, der dafür die unbedeutende Summe von 300 Pfund erlegte, aber nach der Bildung eines Konsortiums ein Vermögen daran verdiente.

Die Transaktionen mit den Hudsonminen führten uns u. a. mit einem Manne zusammen, der nicht allein ein ungeheures Vermögen auf den „Kimberley fields" verdiente, sondern auch seinen Namen weltbekannt und hier in Südafrika besonders respektiert machte, nämlich dem Gründer der großen, steinreichen Diamantengesellschaft Debeers, Cecil Rhodes.

Dieser merkwürdige Mann ist der Sohn eines armen Dorfpfarrers und kam vor etwa 13 Jahren als kraftloser und kränklicher Jüngling nach Afrika, um Genesung von einer stark entwickelten Lungenkrankheit zu suchen.

Er fand Heilung und wuchs hier unten als Kolonistenkind mit der Büchse am Rücken und der Axt in der Hand auf. Er und sein älterer Bruder besaßen eine Farm in der Nähe von Kimberley, die sie mit großer Mühe bebauten. Da kam das Gerücht, daß man Diamanten in der Erde gefunden habe, und ein wildes Fieber nach Reichtum ergriff den Geist des jungen Mannes.

Er verließ die Farm seines Bruders mit wenigen Pfunden in der Tasche und warf sich leidenschaftlich in den Wirbel der Spekulation, den das Gerücht erzeugt hatte. Je mehr das Gerücht sich bestätigte, um so höher wurde um die Lose in Kimberleyland gespielt. Der Pfarrerssohn wagte ebenfalls seine Pfunde auf der Börse in Kimberley und — gewann.

Er machte neue Einsätze und gewann, gewann fortwährend. In der kurzen Zeit von vier Jahren kam Cecil

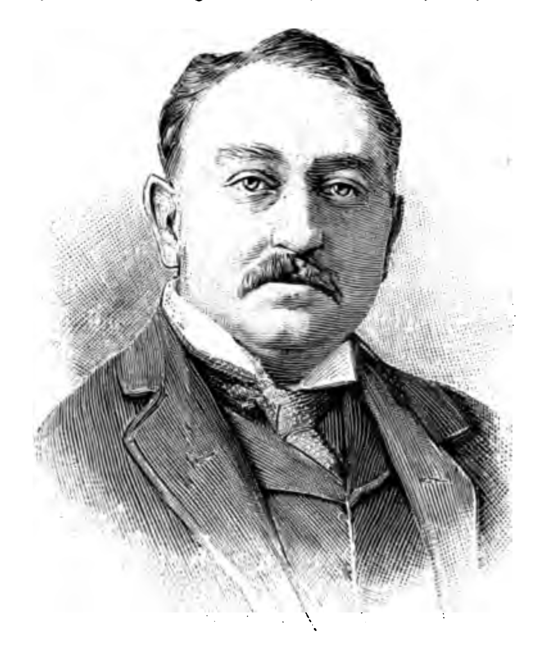




Zebrajagd.

Rhodes in den Besitz eines kolossalen Vermögens, wie man sagt eine Million Pfund, die er in das Diamantenfeld steckte.

Er brachte System in den Diamantenumsatz und errichtete ordentliche Hütten und Faktoreien für die Verarbeitung der Erze. Als die Gesellschaft das Land in Besitz nahm, bekam Rhodes freiere Hände, reiste als mehrfacher Millionär



Cecil Rhodes.

nach der Heimat zurück, wo er seine vernachlässigten Studien vollenden und zugleich ein vollständiger englischer Gentleman werden wollte.

Er ging nach Oxford und studierte ein paar Jahre fleißig, bis er einen hübschen akademischen Grad erlangt hatte, wobei die Hand, die früher den Pflug geführt und nach

Diamanten gegraben, sich nun mit algebraischen Formeln und physischen Problemen beschäftigte.

Das Gerücht von seinen Erfolgen auf der akademischen Laufbahn war ihm voraus nach Südafrika gedrungen, wohin das Heimweh ihn nach einigen Jahren zurückführte. Als Kommissär der Regierung erlangte er großen Einfluß auf die politischen Verbindungen zwischen den Stämmen und Provinzen, und sein kolossales Vermögen that das übrige. Genug, er wurde der bedeutendste Mann im ganzen Lande und erweiterte wie ein Souverän seine und der englischen Krone Besitzungen auf Kosten der Schwarzen. Schließlich erhielt er durch Parlamentsbeschluß die Stelle eines Präsidenten der „Kolonialgesellschaft“ und wurde dadurch nicht bloß Premierminister über alle Kolonien, sondern auch souveräner selbständiger Herr über ein Reich von größerem Umfang als Deutschland und Österreich zusammen.

Der schönste und fruchtbarste Teil des afrikanischen Bodens liegt in Rhodes' und der Gesellschaft Händen, und er scheint die Absicht zu haben, den englischen Einfluß bis zum Nil und der Ostküste Afrikas auszudehnen.

* * *

Nachdem die Hudsonangelegenheit in Anwesenheit dieses mächtigen Mannes abgeschlossen worden war, ließen wir uns einige Zeit als Privatpersonen in Kimberley nieder.

Der Negerprinz, der ebenfalls eine gehörige Summe von den Brüdern erhalten hatte, kleidete sich nun fashionabel und war Held auf allen Bällen und Festen, wo ein Farbiger Zutritt fand.

Ich scherzte mit ihm und sagte, daß er sich nun nach der Sitte seines Landes eine Frau oder zwei kaufen müsse, solange er Geld habe, aber er zeigte seine schönen weißen Zähne und brach über meine Zumutung in ein so herzliches Gelächter aus, wie es nur ein Zulu zustandebringen kann.

In Kimberley erkrankte ich heftig am Fieber, das mich einen ganzen Monat im Krankenhause zurückhielt, jener wohlthätigen Anstalt, die aus dem Geld glücklicher Diamantgräber gebaut wurde. Die Gebrüder Hudson siedelten in dieser Zeit nach Colesberg drunten in der Kapkolonie über und schrieben von dort an uns, daß wir nachkommen sollten.

Aber der „Prinz“, der mit seiner ganzen Ergebenheit zu mir hielt, pflegte mich, als wäre ich sein jüngerer Bruder und saß fast ganze Tage an meinem Krankenlager. Endlich behauptete meine Jugend ihre Rechte, die Kräfte kehrten zurück und ich konnte wieder aufstehen.

Nachdem wir noch ein paar Wochen in Kimberley verweilt hatten, stiegen wir zu Pferd und begaben uns in gutem Befinden und wohl ausgerüstet in kurzen Tagesmärschen auf den Weg nach Süden.

Unser Bestimmungsort, Colesberg, genoß den Ruf, die reichsten Goldfelder in ganz Südafrika zu besitzen, und dort wollten wir jetzt Nutzen aus dem ziehen, was wir in Kimberley gelernt hatten.

---

27. Die Zebrajagd.

Eines schönen Frühlingsabends im September 1884 langte ich mit meinem schwarzen Begleiter in Jakobsdal, einer Boerenfarm, nicht weit von einer Stadt gleichen Namens an. Wir hatten im Laufe des Tages den Moderriver passiert und mehrere Parteien Diamantgräber eingeholt, die auf dem Weg nach den Kapstaaten waren und unter denen sich auch viele Farbige befanden. Ein Paar derselben waren mit Zebrahäuten beladen, leicht kenntlich an den eigentümlichen Streifen, welche dieses Tier vor andern aus dem Geschlecht Equus auszeichnen.

Der „Prinz" ließ sich in ein Gespräch ein mit seinen Stammesgenossen und erfuhr, daß die Gegend besonders reich an Wildbret sei und die Waldhügel von Zebras und Antilopen wimmelten.

Bei der Ankunft auf dem Landhof der Boeren, wo wir Nachtherberge suchen wollten, fanden wir wieder einen Mann mit Zebrahäuten, und ich entschloß mich, den folgenden Tag auf die Jagd zu gehen, ein Vergnügen, das bisher sehr vernachlässigt worden war.

Ich beriet mich mit einem Boeren über die Sache und erhielt den Bescheid, daß er gewiß eine Herde Zebras in seinem Walde gesehen habe, aber er sei der Meinung, daß es schwer halten werde, den schnellfüßigen, scheuen Tieren nahe zu kommen, die beim geringsten Versuch einer Annäherung die Flucht ergriffen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, an dem die Boeren das Jagen als eine Sünde betrachteten, weshalb wir unseren Pferden Ruhe gönnten und beschlossen, mit Hilfe der schwarzen Diener der Boeren die Jagd früh am Montag zu beginnen.

Ein großer Wald, Koffy bush genannt, lag in der Entfernung weniger Kilometer auf dem Gebiet der Farm, und dort droben auf den hohen Hügeln desselben hatten die Schwarzen Zebraherden gesehen.

Mein vortrefflicher Bambo machte den Vorschlag, daß wir nach Zulumanier uns an die Tränkstelle der Herde heranschleichen sollten, um uns dort im Busch zu verbergen und die Tiere mit Wurfspeeren und Pfeilen zu überfallen. Das schien mir aber allzusehr nach Negerart zu schmecken und ich ordnete statt dessen die Jagd in der Weise an, daß die Schwarzen die Zebras auf uns zu treiben sollten, damit wir sie mit dem Gewehr im Sprunge fällen konnten.

Ich selbst hatte mein gefundenes Gewehr gut ausgerüstet bei mir, und Bambo erhielt vom „Onkel“ eine alte Muskete geliehen.

Schon bei Tagesgrauen brachen wir auf und kamen zu guter Zeit nach Koffy bush, während noch der Tau auf dem Grase lag. Wenn die Schwarzen auf dem Jagdzuge sind, so entwickeln sie alle Eigenschaften einer Wildkatze: sie treten in die Fußstapfen des Vordermannes und vermögen aus den Spuren im Tau ihren Raub schon in weiter Entfernung zu entdecken. So machten sie es auch jetzt, mußten aber lange vergeblich suchen.

Endlich fanden sie hoch auf dem Plateau des Berges die Spur der Tiere, und die Jagd begann, wobei ich und der „Prinz“ uns auf jeder Seite eines Defilés aufstellten, durch welches die Tiere von den andern getrieben werden sollten. Bambos Jagdeifer war dermaßen entflammt, daß er förmlich schnaubte wie ein brünstiges Pferd und die Hähne an seiner Muskete spannte.

Als das „I—o—a“ der Schwarzen durch den Wald schallte, rannten die Zebras im Galopp von dannen, daß es prasselte, und vier Tiere nahmen ihren Weg gerade auf den „Prinzen“ zu, als er unter einem Busch verborgen lag. Sein Schuß ging los, hatte aber keine andre Folge, als seine eigenen Jammerrufe, denn die Büchse hatte einen sehr starken Rückschlag und hatte ihm beinahe die Schulter ausgerenkt. Eins der Tiere kam indessen durch den Engpaß herein und wurde von Bambo lebendig gefangen, der aber diesmal doch etwas zu derb verfahren sein mochte, denn das Zebra stürzte wie tot zu Boden und erhob sich nicht mehr. Ein anderes Tier schoß ich beim nächsten Anlauf. Nun aber war die Herde zerstreut und nicht ein einziges ließ sich mehr sehen.

Die Zebras waren klein gewachsen wie Ponys, aber rund und knochig mit kleinen netten Köpfen. Die Haut ist

das einzige, was von diesen Tieren brauchbar ist, die man vergeblich zu zähmen und abzurichten versucht.

Als ich die Schwarzen wieder gesammelt hatte, nahm ich eine Skizze von dem Schlachtfeld, aber Bambo wollte nicht mit auf derselben sein, er schien sich geniert zu fühlen.

Seine Landsleute berichteten, daß die Tiere beim ersten Schuß hoch empor gesprungen und ganz verwirrt gewesen seien. Dabei sei das gefangene Zebra gerade auf Bambo losgekommen und habe ihn nachdrücklich getreten, ehe er sich von dem ersten Schreck erholt hatte. Als er aber nach dem Purzelbaum aufgestanden war, sei er dem Tier nachgerannt, das, sich eingeschlossen sehend, noch einmal auf ihn losgegangen sei. Nun geschah es, daß eine wahre Berserkerwut über den „Prinzen" kam und er mit einem Schlag seiner Muskete den Rücken des armen Tieres brach.

28. Colesbergminen.

Onkel Maase nahm mit den Zebrahäuten vorlieb und wünschte uns vielmal „Gottes Segen", wie er sich ausdrückte, als wir am folgenden Tage ihm und seiner liebenswürdigen Familie Lebewohl sagten.

Gold- und Diamantgräber genießen in Südafrika sonst nicht das beste Ansehen bei der seßhaften Bevölkerung und haben im allgemeinen die gottesfürchtigen Ermahnungen auch sehr nötig, womit sie von derselben regaliert werden.

Unser Weg führte nun über den Riet-river durch einen Bezirk, der noch wenig angebaut war, und wir schätzten uns glücklich, bei Einbruch der Nacht ein Obdach erhalten zu können, und zwar bei einem deutschen Missionar, der aber doch nicht von der gastfreundschaftlichsten Art war.

Er sollte die umwohnenden Griquakaffern bekehren, die er sich unterthan gemacht hatte, während er selbst als großer

Magnat von den Geldern lebte, die von dem „großen Vaterlande“ eingingen. Der Geist der Demut, der die gottesfürchtigen Boeren, oder wenigstens die Mehrzahl derselben beseelt, fand sich hier nicht, sondern eher der geistliche Hochmut und die Rechthaberei, die ein vorherrschender Zug an den hierarchischen Prälaten in den christlichen Ländern ist.

Bambo, selbst Christ und Glied der Episkopalkirche am Kap, hatte in Ebronstal ein strenges Examen auszustehen und wurde am Ende nicht wenig zornig über die vielen Fragen. Auch hatte er die meisten der „göttlichen Wahrheiten“ vergessen und seine Kenntnisse des Christentums waren unbedeutend.

Nach einer im Straußenstall verbrachten Nacht beeilten wir uns, diesen Ort zu verlassen, dem auch die Kaffernkinder entliefen, sobald sie über die Einhegung hinausgelassen wurden. Der „Prinz“ war von den erhaltenen Ermahnungen so erbaut, daß er von diesem Tage an weite Umwege machte, wenn er an einer Missionsstation vorüber kam.

Auf dem Weg nach den Colesbergfeldern stießen wir am Oranjefluß, der hier die Grenze gegen Kapstadt bildet, auf eine neue Schar Diamantgräber und wir folgten ihnen ohne weitere Abenteuer bis an den Bestimmungsort.

Die Gebrüder Hudson hatten zu dieser Zeit dort einen Claim eröffnet und bereits mehrere Meter tiefe Bohrungen vorgenommen. Der Platz war seiner Zeit als das beste Diamantenfeld in Südafrika berühmt gewesen und er zeichnete sich besonders dadurch aus, daß das Erz in gleichförmigen Lagen verteilt war, so daß man selten ganz und gar vergebens zu arbeiten brauchte.

Die beiden Engländer hießen uns willkommen und waren nicht wenig stolz über die Aussicht, nun wenigstens für 25 Pfund Erz in der Woche brechen zu können.

Das Lager war hier ebenso groß wie in Kimberley, aber die Gegend gebirgiger und der Reichtum weiter zerstreut.

Alles war teuer bis zur Blutsaugerei, und auch der Preis eines Claims stellte sich so hoch, daß es mir unmöglich war, anders denn als Arbeiter bei meinen Freunden zu beginnen.

Aber sie bezahlten meine Arbeit reichlich, und der „Prinz“ besorgte die Haushaltung, so daß alles ging, wie ein Tanz. An den Sonntagen fuhren wir in die Stadt und genossen alle Vergnügungen eines zivilisierten Menschen, da uns dünkte, als hätten wir nun endlich im Weltteil der Schwarzen festen Fuß gefaßt.

Die Stadt, oder eigentlich die große Eisenbahnstation, war, als die Gruben entdeckt wurden, in größter Eile entstanden und höchst provisorisch gebaut worden. Die Ingenieure der englischen Gesellschaft führten das Szepter mit eiserner Hand und waren Hahn im Korbe. Sie stellten „Licenzen“ aus und ohne ihre Anweisung durfte nicht ein einziges Sprengloch gebohrt oder ein Schuß abgefeuert werden. Die Inhaber der Claims waren ihnen gegenüber verantwortlich für die Aufführung der Arbeiter und sie besorgten während der Nacht selbst der Reihe nach die nötige polizeiliche Aufsicht.

Dies gemahnte uns an Kriegsdienst und Knechtschaft und verdroß manchen, aber Ruhe und Ordnung wurden besser aufrecht erhalten als in Kimberley.

Während unseres dortigen Aufenthalts in Colesberg hörten wir von keinem größeren Fund, dagegen waren die meisten zufrieden, wenn sie einen Wochenlohn von fünf bis zwölf Pfund pro Mann verdienen konnten, obwohl die Gesellschaft, die das Erz erhielt und verarbeitete, sicherlich brillante Geschäfte machte.

Je tiefer wir in den Berg hinabdrangen, desto schwerer war die Arbeit, und als die Regenperiode eintrat, da mußten wir für einige Zeit ganz aufhören. Dies verursachte große Unterbrechungen, noch mehr aber das Wasser, das von da an jeden Tag mit großer Mühe herausgepumpt werden mußte. Trotzdem hielten wir hier fast zwei Jahre aus, in denen ich ein gesetzteres Alter erlangte und meine Selbstständigkeit begründete, deren ich mich seither erfreut habe, und dies war noch mehr der Fall mit den beiden Engländern, die so bedeutende Summen nach Hause senden konnten, daß sie nach schwedischen Verhältnissen bereits als wohlhabend bezeichnet werden mußten.

Gegen Ende des Jahres 1885 veranlaßten uns jedoch drei Umstände, Colesberg zu verlassen. Diese waren erstens der dürftiger werdende Gehalt der Grube, zweitens das Gerücht von den Goldfeldern in Transvaal, und drittens die Heirat des „Prinzen", die übrigens ein besonderes Kapitel verdient. Auch ein Unglücksfall trug das seinige dazu bei, indem nämlich der ältere Hudson von einem Sprengschuß derart verletzt wurde, daß die linke Hand amputiert werden mußte.

29. Bambo auf Freiersfüßen.

Unser Freund und treue Gehilfe, Bambo Iktaayo, genannt der „Zuluprinz", hatte stets eine große Schwäche für das schöne Geschlecht, insofern sich überhaupt ein solches Exemplar der kaukasischen oder weißen Rasse in diese Gegend verirrte. Ob dies eine feine Berechnung von ihm war, um nicht eine Frau „kaufen" zu müssen, oder wahre Liebe für die Bleichgesichter, ist schwer zu entscheiden, besonders wenn

man, wie ich, sich seiner oft wiederholten Worte erinnert: „Ich wünschte, diese weißen T..... wären gar nicht in Afrika!“ ohne denselben indessen eine große Bedeutung beizumessen.

Ich schließe dieses aus dem Umstand, daß Bambo meist seine freien Augenblicke unter uns Weißen verbrachte, sich der rohen Manieren seiner Stammesgenossen zu schämen schien und oft halb unbewußt den überraschenden Ausdruck hören ließ: „Dummer Teufel!“ wenn er sich mit ihnen in einem mehr oder weniger lebhaften Wortwechsel befand.

So warf er sofort nach Ankunft auf den Diamantfeldern von Colesberg seine liebessehnsüchtigen Blicke auf eine junge Marketenderin, die ein besonders freundliches und gemütliches Benehmen gegen ihre Kunden zeigte, von denen auch viele ihre mehr oder weniger offenen Bewunderer waren.

Das Mädchen sah recht gut aus, stammte vom Kap und verdiente tüchtig Geld im Lager.

Bambo irrte sich in der kollektiven Freundlichkeit, die sie jedem Kunden und auch ihm erwies, indem er einen unwiderstehlichen Eindruck auf sie gemacht zu haben glaubte und wähnte, daß sie bis über die Ohren in ihn verliebt wäre.

Was seine hohe Geburt anbetrifft, so verhielt es sich wirklich so, wie er angab, obschon sein Vater, der Zuluhäuptling Iktaayo, gewiß kein so berühmter Mann war, wie z. B. später ein Cetewayo, Sandilly u. a.

Aber was die Gefühle der Angebeteten betrifft, da täuschte er sich leider ganz und gar. Ich hörte lange mit einiger Verwunderung seine Prahlereien vor der schönen Betty an, die er mir selber erzählte, und sah die wirklich grandiosen Geschenke, die sie von dem verliebten „Prinzen“ erhalten hatte, der sozusagen in einem fortwährenden Liebesrausch lebte, dann aber bedauerte ich doch, daß seine

heiligsten Gefühle so lange getäuscht werden sollten und eines Tages ging ich zu der Schönen, um Gewißheit in dieser Sache zu erlangen.

Sie antwortete frank und frei auf meine höfliche Anfrage:

„Der Prinz gefällt mir ganz gut, er ist der wackerste und beste Wollkopf, den ich je gesehen, aber ihn heiraten, davon kann, wie Sie begreifen werden, keine Rede sein. Ich habe seine unermüdliche Aufmerksamkeit natürlich nur als Großthuerei betrachtet!"

Nach diesem Bescheid, den ich just erwartet hatte, versuchte ich so schonend als möglich, den Unglücklichen rechtzeitig zu warnen, aber er glaubte nichts, bis er aus ihrem eigenen Mund die Bestätigung meiner Aussage erhielt.

Doch vermochte er seinen wilden Schmerz diesmal zu bekämpfen, und nur eine große Thräne zeugte von der Qual, die ihm die nackte Wahrheit bereitete.

In dieser Nacht hielt er sich von uns fern, und nur die Freundschaft mit mir vermochte ihn, wie ich glaube, zur Rückkehr zu bewegen.

Das war sein erster Korb, aber nicht der letzte.

Einige Zeit nachher hatte sein treues Herz wieder Feuer gefaßt, diesmal für eine weiße Dienerin auf der Station. Auch sie schien seine Neigung zu erwidern und empfing ohne Scheu seine Geschenke, aber sie war ebenso falsch.

Er entdeckte selbst den Verrat während eines Festes in der Stadt, tobte wie ein Wilder und vergriff sich an denjenigen, die ihm in den Weg traten. Die Folge war Arrest und schwere Buße, die wir ihm bezahlen helfen mußten.

Noch einmal ließen sich die drohenden Worte hören: „Die weißen T..... müssen alle fort!" Aber nochmals blieb er im Netz einer Weißen hängen.

Dasselbe wurde von einer Aufseherswitwe mit mehreren Kindern gehalten und schien bis zum runden Sessel zu reichen.

Aber die Witwe, die etwas leichter Art war, konnte sich mit dem treuen Anbeter nicht begnügen, sondern ließ sich verschiedene Seitensprünge und Treulosigkeiten zu schulden kommen, und der Prinz befreite sich selbst aus diesen Fesseln, doch nicht eher, als bis sie mit den Kindern alle seine Ersparnisse aufgezehrt hatte.

Jetzt endlich verlor er den Geschmack für die weißen Frauenzimmer und sah sich unter seinen Stammesgenossinnen um.

Doch war es keine leichte Sache, einem solchen Feinschmecker wie Bambo gerecht zu werden und diesmal dauerte es lange, bis er seine Wahl traf.

Ein ganzes Jahr war seit dem Mißgeschick mit der Witwe verstrichen, als er uns überraschte, indem er lange eine Photographie anstarrte, die auf irgend eine Weise in seine Hände geraten war. Nur mir vertraute er sein neues zartes Verhältnis an, und diesmal gratulierte ich ihm zu seiner klugen Wahl.

Das Mädchen, dessen Bild ich erlangen konnte, nachdem er selbst Beschlag auf das Original gelegt hatte, hieß Yhymka und war nach Negerbegriffen eine strahlende Schönheit. Ihre Hautfarbe war ungewöhnlich hell, ihre Formen mehr als üppig, der Gang elastisch und angenehm und dazu war sie vor allem, gleich dem Prinzen selber, ein Muster von Reinlichkeit, etwas Ungewöhnliches unter diesen Kindern der Natur.

Sie gehörte dem Gaikastamme an, und ihre Brüder, die auf unserem Diamantfeld arbeiteten, hatten sie seiner Zeit mit aus dem Kraal an der Grenze gebracht, wo sie aufgewachsen war.

Im häufigen Verkehr mit Boers in ihrer Heimat hatte sie sich einen Anstrich von Zivilisation erworben und war

von einem Missionar getauft worden, der auf dem Gebiet des Gaikastammes wirkte.

Ihr Vater war unter Sandillys Banner gefallen, und nun waren die Brüder ihre Ehestifter. Bambo hatte mit ihnen verhandelt, daß ein jeder zehn Pfund für seine Schwester erhalten sollte, denn eine solche Schönheit wie Yhymka umsonst zu verschenken, das paßte nicht in ihr Christentum. Die Kaufsumme hatte sich der Bräutigam selbst unter uns erarbeitet, und die Fahrhabe bestand aus einem alten englischen Zelt, das er sich zu gutem Preis im Lager gekauft hatte.

Die Nachricht von Bambos Verheiratung verbreitete sich bald im Lager, und da er dort bei den meisten Weißen bekannt und beliebt war, so beschloß man auf öffentlicher Grubenversammlung (Minenmeeting), den Tag durch ein Fest zu feiern, das mit Einwilligung der Gesellschaft im Börsensaal abgehalten werden sollte. Im ganzen Lager wurde eine Taxe von einem Schilling pro Kopf erhoben, die Anzahl betrug ca. dreitausend Mann, während die Gesellschaft Pferde, Ochsen, Service und Extraverpflegung bewilligte, weil die Ingenieure großes Vergnügen an der Festlichkeit empfanden.

Es ist kaum möglich, daß ein regierender Prinz in Afrika eine solch flotte Hochzeit feiern kann wie Bambo; dabei erwies man ihm so große Aufmerksamkeit, daß die Gesellschaftsherren bereits vor Beginn der Feier zu seinen Ehren ein „Frühstück“ gaben, ohne daß es ihnen gelang, ihn betrunken zu machen, was das beste von allem war.

Während der Hochzeit aber vermochten meine Ermahnungen nicht mehr eine so kräftige Wirkung auszuüben.

Am Festtag wurde die Braut in einem gedeckten Wagen abgeholt, der von achtzehn Ochsen gezogen und etwa fünfzig Reitern in bürgerlicher Tracht umgeben war.

Es waren die Gesellschaftsherren und reiche Engländer, die sich entweder in Colesberg aufhielten oder bei diesem Anlaß vom Kap her sich eingefunden hatten. In Honnispruit, eine englische Meile vom Lager entfernt, erschien der Bräutigam zu Pferd, gefolgt von Stadtmusikanten in roten Röcken und Mützen. Sie bliesen auf dem ganzen Wege bis zum Börsengebäude, das gedrängt voller Leute war.

Auf der Treppe stand der Stationspastor, der das Paar nach dem episkopalen Ritual traute.

Bambo selbst trug Frack und weiße Handschuhe, ein Geschenk der Gebrüder Hudson, blankgeplättetes Hemd, über das die feinen Schnüre des Pincenez herabhingen, das er jedoch an diesem Tage auf mein Zureden gegen eine Taschenuhr vertauscht hatte, die ein Geschenk von mir war. Glanzlederstiefel und ein hoher „Chapeau claque“ vollendeten die Ausstattung, die seinem herkulischen Körper besonders gut stand. In der Hand trug er einen riesigen Blumenstrauß in den schreiendsten Farben und traf so ausstaffiert mit der Braut zusammen, die scheu ihre Augen vor einem so überlegenen Wesen niederschlug.

Ihre eigene Tracht war afrikanisch; auch besaß sie natürliche Anmut genug, ohne sich auf eine Weise aufzuputzen, wie sie nur einer Dame von Stand ansteht; ihr Wesen war angenehm und bescheiden, doch war sie nicht wenig verlegen über all diese Pracht, von der sie sicher nie geträumt hatte.

Das Paar trat ein unter den Tönen der Hornmusik, und die Zeremonie nahm ihren Anfang. Der „Prinz“ hatte mich als nächsten Begleiter gewünscht, doch wurde ich im letzten Augenblick durch den Stationskommandanten Sir Francis Bert ersetzt, der sich herabließ, den Akt mit seiner Gegenwart zu beehren und im Namen der englischen Regierung den früheren Häuptlingssohn an seinem Ehrentag zu beglückwünschen, alles in der Absicht — wie er sich aus-

drückte — die Freundschaft zu befestigen, die stets zwischen der englischen Regierung und ihren Vasallen in Südafrika bestehen sollte und jetzt auch wirklich bestand.

Die Ringe wurden gewechselt, und die Zeremonie schloß mit einer Rede in höherem Stil von seiten des Pastors, worauf das Gratulieren begann, während die Musik zwischen jedem Glas und jeder Rede eine Fanfare blies.

Alle diese großartigen Ovationen für das Brautpaar mußten der zahlreich anwesenden schwarzen Bevölkerung der verschiedenen Stämme imponiert haben, was auch ihre Absicht gewesen war.

Man wollte sich besonders die Zulus verpflichten, denn dieser Stamm war der tapferste und streitbarste in Südafrika, zahlreich in den Kolonien verbreitet und besonders lebenskräftig.

Aber wie so viele Weiße, so vertrugen auch sie kein Glück. Diese Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten machten den Prinzen übermütig, er vergaß meine Ermahnungen, glaubte sich wieder im Kraal seines Vaters zu befinden, umgeben von seinem tapferen Stamm, wo er mit all seinen Wirten trinken mußte, weißen wie schwarzen, besonders stolz war er auf seine Eleganz, und noch ehe der Tanz begonnen hatte, war er ziemlich lärmend und bedeutend angeheitert geworden.

Indessen war dies in seiner Lage eine verzeihliche Sache, besonders weil er dazu genötigt war, aber auch die anderen Schwarzen machten es auf gleiche Weise, und es begann in diesem Hochzeitssaal etwas schwül zu werden, der kaum die Hälfte von all denjenigen aufnehmen konnte, die das Brautpaar zu sehen und zu sprechen wünschten.

Als der Tanz eine Weile gedauert hatte, wurde das Gedränge unerträglich, und der jüngere Hudson und ich

begaben uns aus dem Saal, der nun von den unmelodischen Siegesliedern der Schwarzen wiederhallte, eine notwendige Beigabe zu ihren Nationaltänzen. Auch war alles ruhig, und der Kommandant that alles, um Mißhelligkeiten vorzubeugen. Die Schwarzen waren im Hochzeitssaal vorherrschend, wer eben nicht tanzte, begab sich nach dem „Variété exceptionel“, wo ein Ringkampf begonnen haben sollte. Auch wir gingen der Seltenheit wegen nach dieser Halle, wo das Hazardspiel und allerhand Orgien florierten und der Revolver dann und wann seine Rolle spielte, wie es in Amerika der Fall sein soll.

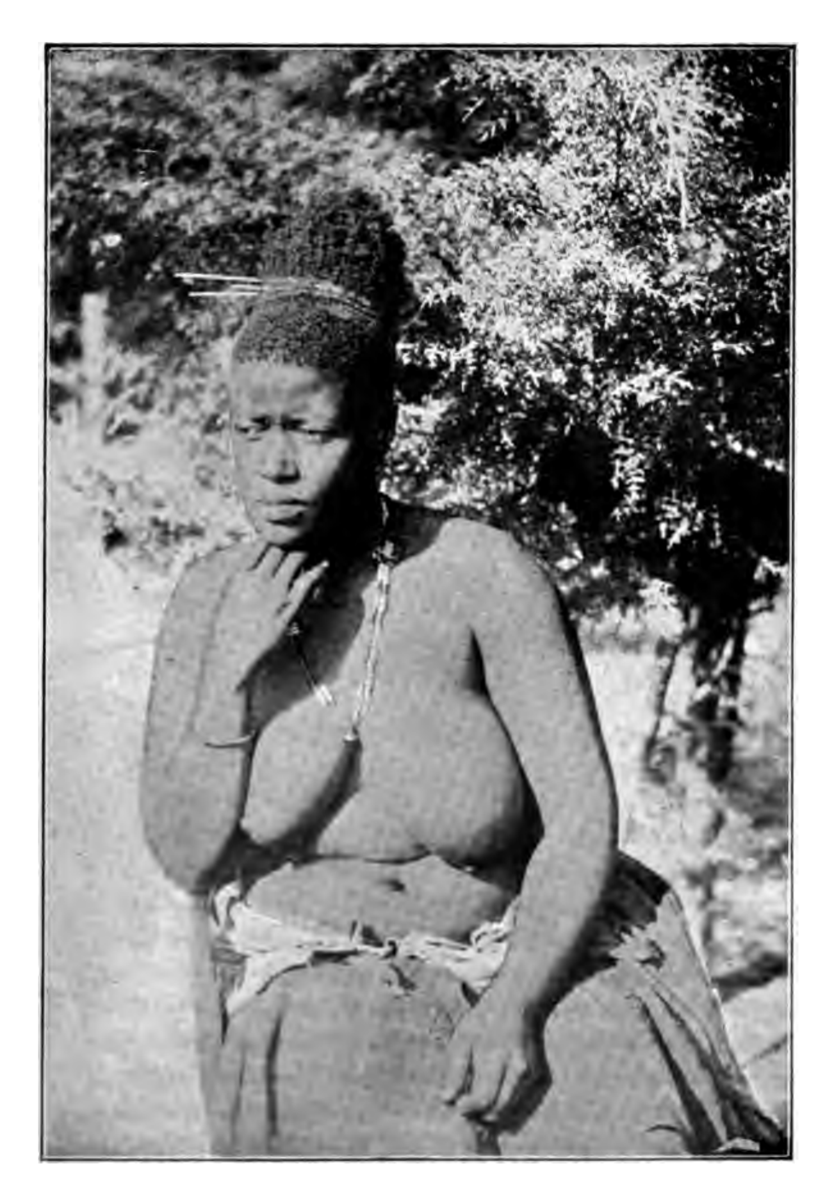
Das Lokal war bereits mit jungen Männern angefüllt, die sich am Brautstaat und der Braut satt gesehen hatten und nun das Vergnügen im Variété mit einem Glas beschließen wollten.

Auf der Bühne erschienen dekolletierte Damen von gewöhnlichem Variétékaliber, aber die Hauptnummer des Abends bildete der Ringkampf, an welchem ein englischer Boxer, der den Ruf des stärksten Mannes der Kapstaaten genoß, demjenigen Schwarzen oder Weißen 100 Pfund bezahlen sollte, der ihn zu besiegen vermöchte.

Er war schon vorher im Lager gewesen, aber stets siegreich aus den Kämpfen hervorgegangen, die seine Herausforderungen und Unbesiegbarkeit herbeigeführt hatten.

Auch an diesem Abend hatten sich einige Weiße zum Ringkampf mit Mr. Collins angemeldet.

Diese Vorstellungen übten besonders große Anziehungskraft auf die schwarze Bevölkerung aus und, nicht ohne Unruhe dachte ich an den jetzt so glücklichen Prinzen, ob er sich an seinem Ehrentage von diesem Nachspiel werde fernhalten können, das bis spät in die Nacht hinein dauerte und in den Zwischenakten nur mit Karten- und Würfelspiel abwechselte.



Eine schwarze Schönheit.

Droben im Hochzeitssaal sollte ein besseres Souper für die Brautverwandten und einige wenige Auserwählte stattfinden, und man war just damit beschäftigt, als die Töne der Variététrompeten durch die offenen Fenster hereindrangen.

Mehrere der Schwarzen verließen den Tisch, indem sie den Genuß als Zuschauer beim Ringkampf demjenigen der Tafel vorzogen.

Auch der „Prinz" fühlte sich davon versucht, hatte aber Takt genug, das Souper nicht eher zu verlassen, als bis die vornehmen englischen Herren sich entfernt hatten.

Aber nun kam er, begleitet von der ganzen Schar der Schwarzen, alle mehr oder weniger berauscht.

Nnu entstand ein Lärm und Getümmel, als ob das ganze Variété belagert wäre, und ich hörte ganz das gleiche Geschrei, das die Eingeborenen in Zululand während des Krieges von sich gaben.

Die Gefahr war drohend, denn es war schon geschehen, daß infolge der Unzuverlässigkeit der Schwarzen bei gewissen festlichen Anlässen Krawalle entstanden waren.

Es war dunkel geworden, und nur einige schlechte Petroleumlampen erhellten die Lokale, als der Prinz mit seiner Schar anlangte und sofort als Ehrengast seinen Platz vor der Estrade erhielt. Die Musik spielte und der starke Collins zeigte sich in seinen Trikots. Seine Brust war von gewaltigem Umfang, Arme, Hände und Beine unnatürlich dick und die Miene diejenige des Herrschers, der weiß, „daß ihr alle zusammen gegen mich nur kleine Jungens seid!"

Nun hielt der Athlet seine gewöhnliche Herausforderungsrede, und mehrere von den zuletzt angekommenen Schwarzen traten hervor und erklärten sich zum Kampf bereit mit ihm. Nun durfte einer nach dem andern die Tribüne betreten; sie warfen die wenigen Lumpen fort, die ihren ebenholzschwarzen Körper bedeckten, und gingen auf Collins los, der doch in

der Reihenfolge einen nach dem andern niederlegte, darunter auch einen prahlerischen Irländer, der sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte.

Nun rief jemand „Bambo“ in den Salon hinein, und gleich einem elektrischen Funken durchlief die Zuschauerschar das Gerücht, daß er trotz der Hochzeit, der Gegenwart der Braut und der Niederlage der Schwarzen, den Ringkampf mit dem unüberwindlichen Athleten aufnehmen wollte. Kaum hatte ich dies vernommen, als ich mich schnell von meinem Platz entfernte, um zu versuchen, den „Prinzen“ von seinem Wagstück abzuhalten, das jetzt um so gefährlicher werden konnte, als die Gemüter erhitzt waren und der Kapwein in Strömen floß.

Aber ich kam zu spät.

Bambo, der sonst so ruhige junge Mann, der schon oft im Augenblick der Gefahr mir selber weit überlegen gewesen war und sich in solchem Grad zu beherrschen gewußt hatte, daß ich ihn mit Stolz meinen Bruder nannte, er konnte diesmal der Versuchung nicht widerstehen, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen.

Der Athlet, der sich auf einige Minuten von der Estrade entfernt hatte, trat nun ein und betrachtete nicht ohne Neugier den Schwarzen, der gewiß einen Kopf höher war als er selbst, in Bezug auf die übrigen Körperformen ihm aber nicht ganz gleich kam.

Sie begrüßten einander als Gentlemen. Eine Totenstille unterbrach nun den frühern Lärm im Salon. Auch die Musik hatte aufgehört.

Von dem Altane ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Gentlemen and Ladies!“ begann er, „wir haben heute einer kirchlichen Zeremonie von freudiger Natur beigewohnt, und alles hat bis jetzt einen fröhlichen Verlauf genommen. Ich ermahne deshalb das geehrte Publikum, sich nicht in

seiner guten Laune stören zu lassen durch den „Wettkampf", der nun stattfinden wird!"

Es war der Polizeikommissar, der gesprochen hatte, und die Freunde Bambos freuten sich über den guten Verlauf, den seine Sache nehmen sollte, auch wenn, wie man als sicher betrachtete, seine Niederlage zum voraus entschieden war.

Aber mochte nun der Stationsaufseher seinen Finger mit im Spiele haben oder der Prinz seinem Gegner wirklich an Körperkraft überlegen sein, genug — schon beim ersten Gang blieb der Held des Tages Sieger und wurde mit solch frenetischem Applaus und Negergeheul begrüßt, daß man gezwungen war, sich die Ohren zuzuhalten. Die Musik blies einen Marsch, den die Schwarzen stehend anhörten, und die Braut wurde im Triumph in einem bequemen Lehnstuhl an die Estrade herangetragen, wo sie von dem besiegten Athleten den versprochenen Siegespreis, hundert Pfund in Gold, in Empfang nahm.

So schloß die Negerhochzeit in Colesberg, ein Ereignis, das nachher noch lange das stehende Gesprächsthema der Diamantengräber bildete.

Aber die Popularität des „Prinzen" war im Steigen, als wir dieses Diamantfeld verließen, und besonders betrachteten ihn die Schwarzen als ihr natürliches Oberhaupt. Indessen sollte er uns später in Transvaal willkommen sein, wenn er Lust hätte, dorthin zu reisen.

— — —

30. Die Touristen.

Als jenes unglückliche Ereignis, über das wir im 28. Kapitel berichteten, Mr. Tom Hudson traf, hörte die Arbeit in unserer Grube von selber auf; sie füllte sich nach und nach mit Wasser, und die Licenz wurde, obwohl ohne

Erfolg, zum Verkaufe angeboten. Der Verwundete wurde nach dem Krankenhause geführt, wo auch sein anderer Bruder die meiste Zeit verbrachte, denn die beiden Brüder standen zu einander in jenem Verhältnis, von dem es heißt, „sie sind ein Herz und eine Seele.“

Nun kam die Nachricht von der Hochzeit des „Prinzen“ und den reichen Goldfunden in Transvaal, worauf das Quartett gesprengt wurde und jeder auf eigne Faust für sein Fortkommen sorgen mußte. Wohl machten mir die beiden Brüder das Anerbieten, den Claim nebst dem von ihnen daneben erbauten Hause zu übernehmen, allein ich reflektierte nicht auf dieses höchst vorteilhafte Anerbieten, denn ich wollte mit nach Transvaal, diesem gelobten Lande, das ich schon früher durchstreift hatte, freilich ohne von seinen verborgenen Reichtümern eine Ahnung zu haben.

Unser Weg führte durch den Oranjefreistaat, und mir, der ich während Toms Genesung nichts zu thun hatte, wurde die Zeit etwas lang, und ich begab mich voraus nach Bloemfontein, wo ich die beiden Brüder erwarten sollte.

Der Abschied von dem Negerprinzen und seiner Frau war besonders rührend, aber ich ließ ihn in guten Händen, und er selber kam sich als ein gemachter Mann vor, seit er das Haus der Hudsons bewohnte und ihre Diamantgruben gepachtet hatte.

Eine innere Ahnung sagte mir jedoch, daß wir uns wiedersehen würden, und er selbst hielt es nicht für unmöglich. Indessen hatte ich mich so an seine tägliche Gesellschaft gewöhnt, daß es mir ganz unmöglich vorkam, die lange Reise ohne Gesellschaft machen zu sollen.

Ich engagierte deshalb einen Negerjungen mit Namen Tonny als Gesellschaft, kaufte auf dem Markte zu Colesberg ein Pferd und einen Maulesel und trat wie ein gewöhnlicher englischer Tourist die Reise nordwärts nach Bloemfontein

an. Ich beabsichtigte überdies, unterwegs teils nach Erzstufen zu suchen, teils im Vorbeifahren die gute Boerenwitwe zu besuchen, die in Ritterstrom wohnte und mit der ich ein paarmal Briefe gewechselt hatte. Meine Lage war nun eine ganz andere als damals, als ich als „Tramp“ auf ihre Farm gekommen war, und ich hatte gute Gründe zu der Annahme, daß ich dort willkommen wäre.

Jene Menschen, die dem Fremdling Interesse und Teilnahme erweisen, sind hier in Südafrika, dem Lande der Abenteurer und voller Gesindel aus allen Gegenden der Welt, bald gezählt; aber um so besser erinnert man sich auch einer erwiesenen Teilnahme, einer empfangenen Wohlthat.

Ein englischer Verfasser hat von Australien gesagt, es sei ein Land

mit Blumen ohne Duft,
Bäumen ohne Schatten
Und Frauen ohne Tugend,

aber wahrscheinlich gelten diese Sentenzen bis zu einem gewissen Grad auch von Südafrika, besonders was die letzteren betrifft. Die beiden anderen sind übertrieben.

Sicher ist, daß ein tugendhaftes Weib in jenem Stande, auf den der Goldgräber in den afrikanischen Kolonien angewiesen ist, als eine große Seltenheit betrachtet werden muß, mag sie auch eine Haut haben weiß wie Schnee oder schwarz wie Ebenholz.

Unter solchen Reflexionen über die Frauenfrage, ebenso sehr veranlaßt durch die Verheiratung des „Prinzen“ wie durch die Sehnsucht nach einem eigenen Herd, einer Sehnsucht, die in meinem damaligen Alter wohl in der Brust der meisten jungen Männer wach wird, trat ich meine Reise an, vollständig als Tourist ausgerüstet und bereit, im Notfall unter eigenem Dache zu schlafen und mir die Mahlzeit selbst zu kochen.

Zu diesem Zwecke führte ein jeder von uns hinten im Sattel die Hälfte eines Goldgräberzeltes nebst dem nötigen Proviant und Geschirr für eine Woche mit sich.

Der Negerjunge war ein Genosse des Gallekastammes und hatte bereits früher einen englischen Ingenieur auf dessen Forschungsreisen im Kapdistrikt begleitet.

Es war ein munterer lebhafter Bursche, der mich viele Strophen und Lieder hören ließ, die im Kraal seines Vaters komponiert worden waren, aber auch „Die schwarze Sara“ und ähnliche Gesänge geistlicher Art, die er in der Missionsschule gelernt hatte, wo er unterrichtet worden war.

Ich trug ihm die wenigen Lieder vor, deren ich mich aus meiner Heimat erinnerte, er lernte ein paar derselben, und so legten wir, singend zu gegenseitigem Vergnügen, weite Strecken zurück.

Die erste Tagereise führte uns zu einer Farm, Clifford, einem alten Engländer gleichen Namens gehörig, und dort schlugen wir zum erstenmal mitten auf seinem Hofplatze unser Zelt auf. Clifford war jetzt ein alter gichtbrüchiger Greis, der in seinem Leben vieles erfahren hatte. Er erzählte uns, daß er als junger Mann in der Eigenschaft eines Koches nach Afrika gekommen sei, und zwar auf einem Ostindienfahrer. In Kapstadt lief er davon und nahm Dienste als Freiwilliger in einem der ersten Kriege gegen die Boeren. Der Krieg dauerte mehrere Jahre und endete wie alle englischen Unternehmungen solcher Art, mit der Verdrängung der Boeren und der Okkupierung des Landes. Die Freiwilligen erhielten von der Regierung jeder sein Stück Land, und sein Anteil betrug nicht weniger als 3000 Morgen (6400 Acres).

Er baute sich ein Haus, nahm sich eine Frau und begann diese gewaltige Strecke zu bebauen, welche die Größe einer ganzen englischen Grafschaft hatte. Dann aber kamen

die Boeren wieder, verwüsteten die Farm und behielten das Gebiet einige Zeit in ihrer Gewalt, in welcher er mit Weib und Kind obdachlos in den Kolonien umherwanderte mit dem Bettelsack auf dem Rücken.

Eine neue Zeit kam. Die englische Regierung setzte ihn wieder in seine Rechte ein und er baute aufs neue, nachdem ihm von der englischen Regierung 60 Pfund für das ganze Grundstück geboten worden. Das geschah 1855.

Jetzt war diese Farm in mehr als hundert ungleiche Höfe zerstückelt, von denen jeder wenigstens 600 Pfund wert war, aber die Kinder hatten den ganzen Verdienst verbraucht, und der alte Mann lebte so gut als allein in dem Hause, das er vor mehr als vierzig Jahren mit eigenen Händen erbaut hatte — bloß den Rest seines einst so bedeutenden Vermögens genießend.

Denn die Kinder, die sich nach allen Seiten zerstreut, hatten auch das Geld verschwendet und den alten Ehrenmann allein gelassen.

Es that uns leid um den alten Pionier, der unter anderen Umständen eine Stütze und eine Zierde seines Landes gewesen wäre und sicher ein besseres Schicksal verdient hatte. Aber Undank ist der Welt Lohn.

* * *

Nachdem wir unsere Turistenausrüstung erprobt hatten, setzten wir am nächsten Tage unsere Reise über die große Doblysebene fort, wo uns eine Batterie der Kolonialarmee begegnete. Diese Soldaten hatten am Griquakriege teilgenommen und sahen ermüdet und erschöpft aus, was mit den Pferden in noch höherem Grade der Fall war.

Wie pries ich nun meinen glücklichen Stern, der mich nicht allein unbeschädigt aus den zahlreichen Treffen und harten Strapazen hatte hervorgehen lassen, sondern auch aus

dem Elend des Krieges heraus und einem friedlichen Berufe entgegen geführt hatte. Sicher ist, daß ich mein jetziges Schicksal nicht hätte vertauschen mögen, selbst wenn mir eine Kompagnie zur Führung angeboten worden wäre, so sehr verabscheute ich das blutige Spiel.

Wir erreichten nun jene Berggegenden, die die Grenze zwischen den Kapstaaten und Oranje bezeichnen, und die Reise ging nun in ein neues Stadium über: in dasjenige des Erzsuchens.



Bains kloof (Kapland).

Mit Eifer warf ich mich auf diese neue Beschäftigung, in welcher die Gebrüder Hudson einigen Unterricht erteilt hatten. Tausende von Felsen, Steinen und Schuttfeldern wurden untersucht, und wir kamen aus diesem Grunde von dem rechten Wege ab, sobald nur die Möglichkeit eines edleren Fundes durch eine Quarzader im Felsen angedeutet wurde.

Auf den gebahnten Weg zurückgekommen, der hier besonders steil und teilweise in den Felsen gesprengt ist, entdeckten wir vor uns die viel erwähnte

Bains kloof,

d. h. einen Paß auf dem höchsten Punkte des Middelberges. Dieser Paß zeichnet sich durch seine wilde Bergnatur und seine schroffen Felsen aus, von denen sich manche über den Kopf des Reisenden hinauswölben und den Weg in seiner ganzen Breite bedecken, während die andere Seite desselben an einen schwindelnden Abgrund grenzt, nur durch einige an den Rand gewälzte Rollsteine den Wanderer von dem Absturz trennend.

Auf der Höhe des Passes und mitten unter einem solchen überhängenden Felsen bemerkten wir einen eleganten vierspännigen Reisewagen und daneben einige Touristen, die von demselben abgestiegen waren und gerade das diesem Orte eigentümliche Echo weckten. Dasselbe wiederholte sich nicht nur ein, sondern mehrere Male und ein abgegebener Schuß weckte das Echo vierfach.

Auch ich versuchte das merkwürdige Echo, und Tonny ließ zur großen Verwunderung der reisenden Engländer seine unmelodischen Kaffernlieder ertönen.

Die Herren schienen nur des Echos wegen hergereist zu sein und bombardierten den Abgrund mit ihren Revolverkugeln, noch lange nachdem wir die Stelle passiert hatten.

Von den gesuchten Diamanten fand ich auf dieser Reise keine Spur, setzte aber dessenungeachtet dieselbe unverdrossen fort. Viele andere Gestein- und Erzarten Südafrikas sah ich auf dieser Fahrt zum erstenmal und nahm Proben davon in meiner Satteltasche mit, darunter eine klarglänzende Steinart, welche die Kaffern „Turry“ nennen, die aber später richtig als Molybdenglanz bezeichnet wurde, ein ziemlich wertloses Metall übrigens.

Ungefähr eine Woche nach der Abreise langten wir in Springfontein an, einem größeren Städtchen auf dem Gebiet

der Boeren. Hier hielten wir einen Tag Rast, um uns zu verproviantieren, setzten aber am folgenden Tage unseren Weg fort, der von wogenden Maisfeldern und gelbangestrichenen Farmerhäusern begrenzt war.

— — —

31. Eine Ehe mit Hindernissen.

Der größere Teil des Oranjefreistaates ist gut kultiviert, flach und mit guten Wegen. Die Boeren und Ausländer, welche hier die vorherrschende Bevölkerung bilden, pflügen und besäen ihr Land dreimal jährlich und erzielen gute Ernten in Mais, Weizen und Kaffernkorn. Nichtsdestoweniger bildet die Viehzucht den Haupterwerb, denn die Arbeitskräfte fehlen, und die Trockenheit auf diesen Hochebenen legt dem Aufblühen des Ackerbaues Hindernisse in den Weg. In gewissen Jahren kann die Trockenheit jedes Wachstum zerstören, dafür regnet es aber anhaltend während den drei übrigen Monaten.

Auf den Bergen und in den Flußthälern weiden Tausende von Schafen, Ochsen und Pferden, die das ganze Jahr hindurch im Freien reichlich Futter finden, und die Straußenherden sind wie bei uns die Gänse mit der Kost zufrieden, welche die abgeernteten Äcker oder die sonnenverbrannten Haiden bieten.

Der größte Teil der Farmer stammt von Bauern ab, die aus den Kapstaaten eingewandert sind, wo sie zuerst ihren Aufenthalt genommen hatten, dann aber, weil mit der englischen Regierung unzufrieden, nach „den heulenden Wildnissen" auswanderten, wie das Land von den Engländern genannt wurde.

So ungebildet, abergläubisch und geistig vernachlässigt ihre Nachkommen infolge des Pietismus auch geworden sind,

so bilden sie doch eine starke Gesellschaft und sind als das gastfreundlichste und wohlwollendste Volk Südafrikas bekannt. Kein Hilfsbedürftiger wird von ihnen abgewiesen. Reich und arm wird immer freundlich von ihnen aufgenommen, die reichen Engländer aber scheuen sie und weichen ihnen aus, wenn es möglich ist.

Es ist ein von den Vätern ererbter Instinkt, der von den Predigern genährt wird, welch letztere einen großen Einfluß auf die Massen ausüben.

* * *

Wir langten eines späten Abends ohne weitere Abenteuer in Ritterstrom an, wo ich seit mehreren Wochen erwartet worden war und mit Tonny den besten Empfang fand.

Die Jahre, die seit unserem letzten Beisammensein vergangen waren, hatten das Aussehen der dreißigjährigen Witwe nur unbedeutend verändert, nur etwas fetter schien sie mir geworden zu sein, während ich selbst sicher eine große Veränderung erlitten hatte. Die fest gebaute Wohnung mit Lehmwänden und Rasendach war noch im gleichen Zustand, hatte ein einziges Glasfenster im größten Raum, in den anderen aber nur kleine Luken, die während des Tages geöffnet, bei Nacht aber geschlossen wurden. Die im Inneren weißgetünchten Wände, der aus hart gestampftem Lehm bestehende Boden, die einfachen Hausgeräte, ein Tisch, eine eigentümlich gebaute Ruhebank neben der Wand und Stühle mit Sitzen aus geflochtenen Lederriemen — alles war mir wohlbekannt und wirkte heimisch auf mich, ja war mir völlig lieb geworden.

Ich brachte einige Geschenke von passender Beschaffenheit mit mir, wie sie sich für eine Wohnung wie diese eigneten, und ich hatte allen Grund, mit der Einrichtung und den Verhältnissen zufrieden zu sein, als wir unser Zelt auf dem

Hofplatz aufschlugen und Onkel Jan, dem einzigen weißen Diener und natürlichen Vetter der Witwe, unsere Pferde übergaben. Ferner befanden sich 5—6 Schwarze zur Besorgung des Viehes auf den weitausgedehnten Weiden auf Ritterbush, einer Waldhöhe über der Farm, welche das ganze Thal beherrschte.

Die Freude des Wiedersehens war gegenseitig, und Tonny, der mit einer feinen Spürnase begabt war, fragte bereits scherzend, ob es nicht an der Zeit wäre, daß er wieder zu seinen Galleкabrüdern zurückkehren könnte, denn die Touristenreise scheine bereits ihr Ende erreicht zu haben und damit auch sein Engagement, als Onkel Jan eines Tages plötzlich von der Farm verschwunden war.

Dieser Mann mit seinem einen Auge hatte sich in den ersten Tagen freundlich gegen die Fremdlinge gezeigt und mit Vergnügen meine kleinen Geschenke angenommen, weshalb seine Flucht mir und meiner Verlobten mehr als sonderbar erschien.

Aber das Rätsel wurde uns bald gelöst.

Kaum acht Tage nach meiner Ankunft, während denen mir die Zeit gleichsam verflogen war, trat einer der schwarzen Diener der Witwe mit der Nachricht ein, daß eine ganze Reihe von Wagen draußen auf dem Wege erscheine, und ich begriff sogleich, daß nun die Onkels zurückkehrten, die gleichen Verwandten, die sich das vorige Mal einzig um meinetwillen auf der Farm versammelt hatten.

Meine Verlobte teilte meine Ansicht, bat mich aber guten Mutes zu sein, denn diesmal sollten sie nichts ausrichten können.

Wir empfingen die Angekommenen mit aller Artigkeit, die so nahe Verwandte fordern konnten, und Onkel Jan, der diesen neuen „Boerenreichstag“ vorbereitet hatte, wich allen Vorwürfen aus. Die Verwandtschaft schien sehr groß zu

sein, denn wenigstens zwanzig Personen, darunter auch ein „Mann des Geistes“ in Kniehosen, hielten ihren feierlichen Einzug auf den Hof und sahen verblüfft, bekümmert und langnäsig aus. Mein Neger grinste, so daß seine weißen Zähne schimmerten, als er ihre Leichenbittermienen sah, und ich selbst hatte Mühe, ernst zu bleiben.

Als endlich alle feierlich in den „grandroom“ getreten und auf der großen Sitzbank Platz genommen hatten, las der Prediger einen Psalm in gewöhnlichem salbungsvollem Tone vor und sprach dann von der Schlechtigkeit der Zeit, der Überschwemmung des Landes durch Fremde, über die schlechten Sitten und die Gottlosigkeit derselben, von den schweren Versuchungen der Kinder Gottes und wie dieselben überwunden werden sollten, von der Liebe zu den Brüdern, von der Erhaltung der heiligen Gesellschaft u. s. w., alles begleitet von den lauten Seufzern, Beschwörungen und Zustimmungen des Auditoriums.

Schließlich kam der Haupttrumpf, nämlich daß sie von dem wankenden Glauben und dem drohenden Abfall ihrer Verwandten vernommen hätten und nun gekommen seien, um in ihr den Glauben zu stützen und zu befestigen, der sie alle so glücklich gemacht habe, und alle bösen Anschläge zu verhindern, so daß ihre Seele nicht der ewigen Pein verfalle u. s. w.

Ich sah, wie meine Verlobte bei diesen Worten Thränen vergoß, und bat um Erlaubnis, einige Worte auf die direkten, gegen mich gerichteten Ausfälle erwidern zu dürfen, was aber nicht gestattet wurde, indem ich durch den neuen Gesang zum Schweigen gebracht wurde, den der Pfarrer anstimmte. Auf den Hof hinausgekommen, sah ich, wie sämtliche schwarze Dienstboten abgesondert für sich versammelt waren, wobei es aber munter zuging. Während noch der Gesang aus dem Hause ertönte, lachten sie aus vollem Halse und trieben

offenbar Scherz mit den Frommen, deren gottesfürchtige Mienen besonders Tonny vortrefflich nachahmte.

Ein alter Neger, den ich abseits führte, wußte zu berichten, daß die Neigung der Witwe für mich lange vor meiner Ankunft bekannt geworden sei und daß ihre Verwandten sich allen Freiern gegenüber ablehnend verhalten hätten, die bereits in Ritterstrom erschienen wären, und daß ich als Engländer am besten daran thäte, mir den ganzen Heiratsplan aus dem Kopf zu schlagen, es sei denn, daß ich meine Verlobte aus diesem Orte fortnehmen könnte, was er aber als unmöglich betrachte.

Unterdessen wurde im „grandroom“ das Abendmahl eingenommen, und meine Verlobte kam nicht heraus, trotzdem ich mehrmals nach ihr sandte. Mir erschien die Lage im höchsten Grade peinlich, und ich war schon entschlossen, meine Reise sogleich fortzusetzen, als einer der Onkels herauskam und mich um eine Unterredung bat.

Sie hätten von unserer Verlobung vernommen, erklärte er, und könnten als die nächsten Verwandten aus Rücksicht auf den eigenen Seelenfrieden und denjenigen der Witwe ihre Zustimmung zu der Heirat nicht geben. Wollte ich aber in ihre Gesellschaft eintreten, als Schafhirte am Orte bleiben und zeigen, daß ich ein gottesfürchtiger Mann wäre, der täglich im Gebet den Herrn um Vergebung der Sünden, ein ewiges Leben u. s. w. anrief, so gedenke man auf einer künftigen Versammlung die Sache in Erwägung zu ziehen, obwohl es ein ganz vereinzelter Ausnahmefall wäre, daß sie einen Engländer in ihren Familienkreis aufnähmen.

Ich wollte nun die Ansicht der Witwe hören, erhielt aber zur Antwort, daß Frauen in ihrer Versammlung keine Stimme hätten bei solchen Angelegenheiten, denn sie verständen es nicht, zwischen gut und böse zu unterscheiden, sondern dies liege immer „den Ältesten“ ob.

Damit waren die Verhandlungen für diesen Tag zu Ende. Am folgenden sah ich die Wirtin wieder, weinend und mit aufgelösten Haaren, die Boeren aber waren freundlicher und fragten mich nach meinen Eltern und wie ich mich in diesem fremden Lande durchgeschlagen habe. Schweden war ihnen auch dem Namen nach unbekannt; daß ich im Sinne hatte, Goldgräber zu werden, nahmen sie sehr übel auf und begannen von „dem verlorenen Sohne“ zu sprechen.

Trotz ihrer steigenden Teilnahme und den Bitten der „Braut“ konnte ich mich nicht entschließen, als Hirte in R. zu bleiben, und da meine Zukünftige ebensowenig sich entschließen konnte, alles liegen zu lassen und mir nach Transvaal zu folgen, so blieb nichts anderes übrig, als die Verbindung abzubrechen und die Reise fortzusetzen, was auch am dritten Tage nach Ankunft der Onkels geschah.

Der Abschied zeugte diesmal von gegenseitiger Freundschaft und Hochachtung, und die Witwe zerfloß in Thränen und hieß mich für später willkommen, und mehrere der Boeren gaben ihre Zustimmung.

Meine Eigenschaft als „Nichtengländer“ hatte wahrscheinlich einige von ihnen zu meinen Gunsten umgestimmt.

— · —

32. Das Riet-river-Gebiet.

Derjenige Teil des Oranjestaates, der von dem Nebenfluß Riet-river nebst dessen Zuflüssen durchströmt wird, dürfte einer der fruchtbarsten in Afrika und hinreichend durch zahlreiche Quellen und Wasserzüge getränkt sein. Das Klima ist gesund, infolge der 2—3000 Meter über dem Meere erhabenen Lage der Hochebene.

Der Winter ist verhältnismäßig trocken mit kalten Nächten, während des Tages aber scheint die Sonne, wie

bei uns daheim im August. Am kürzesten Tage dauert das Tageslicht zehn Stunden, am längsten vierzehn. Mehrere Arten von Früchten können das Jahr hindurch erhalten werden, denn sie reifen ungleich und die Blätter fallen im Herbst nicht von den Bäumen wie bei uns.

Tabak, Mais und Kaffernkorn sah ich überall, das letztere gleicht unseren Buchweizen, wird aber dreimal so hoch. Baumwolle, Hanf, Flachs und Reis wachsen wild, ebenso die meisten Küchenkräuter, der Kaffeebusch und die Rebe. Der „Dagga" der Schwarzen, eine Art wilder Hanf, wächst an den Flußufern und wird mit Behagen von allen Kaffernstämmen geraucht und wirkt betäubend wie Opium.

Wir folgten dem Wege, der sich am rechten Ufer des Flusses hinzieht, zwei Tage lang, und kamen dann in die Berggegenden, wo ein Wasserfall den andern ablöst und kleine Seen und Teiche von außerordentlicher Schönheit bildet.

Bei Elands spruit schlugen wir zum dritten Male auf dieser Reise das Zelt auf, als einige Basutokaffern uns mit drohenden Mienen und Gebärden umringten. Ich nahm meine Waffe zur Hand und ersuchte Tonny, ihnen zu erklären, daß wir friedliche Reisende wären, die ihnen nicht schaden wollten. Aber der Junge verstand nicht ein Wort von ihrer Sprache und ich selbst hatte das Meiste von dem vergessen, was ich in Gesellschaft des Prinzen gelernt hatte.

Indessen redete ich sie ganz gemütlich an und machte die üblichen Friedenszeichen, kreuzte die Hände über der Brust, was sie sogleich beantworteten und näher traten.

Aus ihren mit englischen Worten gemischten Reden glaubte ich entnehmen zu können, daß eine Expedition von Weißen sich in die Schluchten bei Elands spruit vertieft hatte und ein Mitglied derselben auf dem Marsche nach ihnen ge-

schossen hatte, obschon jetzt laut Vertrag Frieden und Eintracht zwischen Weißen und Basutokaffern herrschen sollte. Ich war neugierig danach, zu wissen, wer diese Friedensstörer wären, und sandte deshalb einen Basuto mit einigen Worten



Elands spruit.

als Rapport über das Verhältnis nach der nächsten Farm, die in der Entfernung einer Meile von unserem Lagerplatz sichtbar war.

Unterdessen halfen die Kaffern bei der Aufrichtung des Zeltes und dem Anpflöcken der Pferde und zeigten sich überhaupt freundschaftlich und entgegenkommend. Doch man denke

sich meine Überraschung, als der Bote zurückkam, begleitet von einem Trupp englischer Infanterie, die mir sofort ihre Absicht erklärte und befahl, mit zurück zum Kommandanten zu folgen, der sein Quartier in der Nähe hatte. Sowohl ich als die Kaffern protestierten gegen diese Rechtsverletzung und Tonny weinte zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft.

Indessen wußte ich wohl, daß die Soldaten nur den Befehl ihres Vorgesetzten ausführten und daß es nicht der Mühe wert war, sich in einem solchen Falle zu widersetzen.

Ich begleitete deshalb gutwillig die Patrouille, mein Zelt der Obhut der Kaffern überlassend. Nach der Ankunft mußte ich warten, bevor man mich vorließ, während der Chef sein Souper einnahm, so sind diese Herren, sei es im Krieg oder Frieden!

Als ich endlich gnädigst Zutritt erhielt, erklärte er, daß er einer Bande von Dieben und Straßenräubern auf der Spur sei, die teils dem Gefängnis, teils dem Kriegsdienst entlaufen seien, und daß er aus diesem Grund alle „verdächtigen" Personen auf seinem Wege anhalte. Er ersuchte mich um Aufklärung darüber, wer ich wäre und weshalb ich mich in dieser Gegend aufhielt, wo in den letzten Tagen mehrere Diebstähle, Morde und Gewaltthaten begangen worden waren und die Schwarzen sich beklagten, daß man im tiefsten Frieden nach ihnen schieße.

Während er sprach, zog ich die Papiere hervor, die ich bei mir hatte, nämlich:

1 Skizzenbuch.
1 schwedisches Pfarrzeugnis.
1 dito Psalmenbuch.
1 Abschiedszeugnis von „Schermbrukers horse" und
1 „Licenz" zum Suchen nach Erzstoff in den Kapstaaten.

Keines dieser Dinge befriedigte seine Wißbegierde und was das Pfarrzeugnis anbetrifft, so hielt er es für einen

dänischen Gefangenenpaß, so erfahren war er in meiner Muttersprache.

Endlich brachte ich noch einen Bankschein über 300 Pfund Sterling, die ich in der British Colonialbank deponiert hatte, zum Vorschein, und nun hellte sich sein Gesicht einigermaßen auf. Nun konnte ich Näheres über mich angeben, ein Rapport wurde über die Sache aufgesetzt und ich entlassen, doch mit dem Befehl, nicht mehr nach Erzen im Freistaat zu suchen, als bis ich mir die Bewilligung der Royal Chartered Company verschafft und mich in der Hauptstadt eingefunden habe, wo ich alle meine Papiere wieder erhalten sollte.

Die letztere Bedingung erschien mir besonders hart, wurde aber dadurch etwas gemildert, daß ich eine Quittung erhielt, die ich vorweisen sollte, falls mich fernerhin auf der Reise jemand anhalten wollte. Also dennoch als ein grober Verbrecher betrachtet. Ein gewöhnlicher Tourist würde Zeter und Mordio über eine solche Behandlungsweise geschrieen haben, wobei ja die Behörden selbst die Rolle der Diebe und Übelthäter spielten, aber ich kannte meine „Pappenheimer“ und wußte, daß viel verdächtiges Volk in dieser Zeit das Land durchstreifte, oft mit Gewalt nehmend, was sie nicht mit Güte bekommen konnten, ich fand für gut, „meine Pfeifen einzustecken,“ mein Zelt zusammenzupacken und mich auf dem kürzesten Wege nach Bloemfontein zu begeben, wo meine Freunde, die Hudsons, nun angelangt sein mußten.

Aber bei „Elands spruit“ wurden in der gleichen Nacht von der Kompagnie sechs Abenteurer schlimmster Sorte eingefangen, welche in einer Grotte in der Nähe des Wasserfalles ein Depot eingerichtet hatten, wo sie auf nächtliche Expeditionen auszogen, sei es gegen die friedlichen Boeren oder die Kraale der Schwarzen in den Bergen.

Als diese Schurken am folgenden Tage von einer starken Patrouille nach dem Gefängnis geführt wurden, saßen ich

und Tonny bei einem Boer in der Stadt Haar und nahmen unser Frühstück ein, das, nachdem wir unseren Vorrat an die klarsehenden Kaffernfreunde abgegeben hatten, aus gestampftem Mais, gesalzenem Ochsenfleisch und Pampunen, einer Art eßbaren Kürbisse, bestand, was alles neben Kornkaffee die gewöhnliche und beinahe einzige Nahrung der Bauernbevölkerung ausmachte.

Die Stadt, in der wir an diesem Vormittag rasteten, war in regelmäßig schließenden Vierteln gebaut, deren Anzahl sechs betrug und die durch breite rechtwinkelige Straßen getrennt waren, die alle einen Graben mit fließendem Wasser in der Mitte hatten. Diese eigentümliche Bauart nebst den bei jedem Hof befindlichen gutgepflegten Baumgärten sind allen Städten in Oranje und Transvaal eigentümlich und haben wahrscheinlich ihre Urbilder aus Holland, der ursprünglichen Heimat dieses Volksstammes.

Unser Wirt berichtete, daß dreizehn Jahre nach Ankunft ihrer Väter in diesem Lande, sich neben den 300 Männern nur wenige Frauenzimmer befunden hätten. Sie hätten sich dann an die ostindische Kompagnie gewendet mit dem Begehren um Beistand, um diesem Mangel abzuhelfen, denn andernfalls würden die meisten nach ihrer Heimat zurückgekehrt sein. Die Direktoren der Kompagnie sandten nun Zirkulare an alle Kinderhäuser in den Niederlanden und anderen Ländern mit dem Begehren, den erwachsenen Mädchen, soweit sie es wünschten, ein eigenes Heim in Afrika anzubieten. Mehrere tausend Findelkinder und Waisen bissen an, machten die Reise frei auf Kosten ihrer künftigen Ehemänner, wurden eifrig bewillkommt und schnell verheiratet. Von da an hatte man im Riet-river-Thale keinen Mangel an Frauenzimmern mehr, eher das Gegenteil.

Aber die fehlende Anhänglichkeit an das Stammland (Holland), die sonst bei allen „Uitlanders“ so stark ist,

schreiben sie dem Umstande zu, daß ihre Mütter ihnen wenig oder nichts Gutes von ihrer eigenen Kindheit zu berichten gehabt haben, und so schlossen sie sich hier draußen an einander und betrachteten Afrika als ihr rechtes Vaterland.

* * *

Von Haar steuerten wir direkt nach Bloemfontein, wo der englische Protektor seine Residenz hatte. Ich suchte am folgenden Tage sowohl ihn als den Präsidenten des Freistaates auf, einen ruhigen wohlwollenden Boer in all seiner Einfachheit, wobei meine Angelegenheit aufs beste geordnet wurde; meine Papiere wurden mir mit einer artigen Entschuldigung zurückgeliefert und ich erhielt einen Paß, der mich berechtigte, frei und ungehindert den ganzen Freistaat zu durchreisen, mich niederzulassen, wo es mir beliebte und nach einer gewissen Reihe von Jahren (15), gleich der ansässigen Bevölkerung freies Stimmrecht zu genießen. Diesen Paß habe ich von da an als eine angenehme Erinnerung an den Boerenpräsidenten, diesen Bauernkönig, aufbewahrt, der in seinem Äußeren an die Patriarchen der alten guten Zeit gemahnte, so wie die Bibel und die Geschichte sie uns schildert.

33. Das Goldfeld am Kap.

Gold! — Dieses Wort von so berauschendem Klange — das so manches Herz stärker pochen gemacht und so manchen „Tramp“ zum Millionär gestempelt hat; auch mich lockte dieses Wort und brachte mir die gleiche fieberhafte Aufregung, die der Arme gewöhnlich empfindet, wenn er entdeckt, daß auch für ihn eine Möglichkeit, reich zu werden, vorhanden ist.

Zu allen Zeiten hat dieses gelbe Metall eine mächtige Anziehungskraft auf den Menschen ausgeübt.

Transvaal, das Goldland unserer Zeit, für uns das Kalifornien der Alten, seit 1884 in

Südafrikanische Republik

umgetauft, ist ein Hochland im Innern Südafrikas, von der gleichen Größe wie Swea- und Götaland zusammen oder 5379 Quadratmeilen Flächeninhalt, aber kaum halb so vielen Einwohnern (1 Mill.).

Alles, was über den Oranjestaat gesagt worden ist, trifft auch ziemlich für Transvaal zu, dieses aber ist wenigstens viermal so groß und dazu ein wirkliches Goldland, insoweit man eine Provinz so bezeichnen kann, die bis zum vierten Teil ihres ganzen Flächeninhaltes aus Goldfeldern besteht.

Der erste, der in Transvaal Gold entdeckte, war der deutsche Reisende Karl Mauch, der zu Anfang des Jahres 1880 im Norden des Landes eine unbedeutende Ader in dem harten Quarzgestein fand.

Es war das Gerücht von diesem Fund, das mich schon damals mit einer Schar Goldgräber anlockte, ehe der Basutokrieg ausbrach. Unterdessen verbreitete sich die Nachricht nach allen Gegenden der Welt und veranlaßte manchen, die Goldfelder Australiens zu verlassen und hierher auszuwandern.

Aber die damals gemachten Funde hielten nicht, was sie versprachen; die Erwartungen der armen Leute wurden erbärmlich getäuscht, und die meisten derselben mußten sich ihren Unterhalt auf andere Weise verdienen.

Wieder vergingen Jahre, in denen die Suche nach Gold mit geringem Erfolg fortgesetzt wurde, bis im Jahre 1887 das reichste Feld, Witwatersrand, der Kürze halber Rand genannt, entdeckt ward und ein neues Goldfieber die Aufmerksamkeit nach diesem Lande zog.

Der Anfang war gering, indem zuerst einige Goldsucher aus Australien in einem Bache Sand fanden, der Goldkörner enthielt. Dann traten in dem weißen Quarz Adern zu Tage und die Spekulationslust nahm ihren Gang. Eine Gesellschaft nach der andern wurde gebildet, verlor ihre Opfer und stürzte. Betrug und Schwindel waren mit im Spiel, weil man aus den Adern gewisse Klumpen mit reicherem Goldgehalt hervorsuchte und dieselben als Zeugnis des wirklichen Wertes der Gruben hinstellte. Ein Krach entstand und Millionen wurden von den Opfern desselben verloren, welche die Gewinnsucht in solche Schwindelgesellschaften getrieben hatte.

Nun sandte man gewissenhafte Ingenieure aus, um die Funde in „Rand" zu kontrollieren, und ihr Urteil stillte das Fieber einigermaßen. Nun wurden nach und nach neue Felder entdeckt, und im folgenden Jahre stieg die Goldproduktion nur in „Rand" auf das nette Quantum von 7173 Kilogramm und beträgt jetzt sicher das Doppelte.

In Afrika wird das Gold im allgemeinen nicht wie in Kalifornien und Australien aus dem Flußsand herausgewaschen, sondern kommt als Erz vor, das aus Gruben gegraben und bearbeitet, d. h. zu Pulver zerstampft wird, das durch Waschen sich des edleren, schwereren Metalles entledigt.

Die großen Gesellschaften haben auch zu diesem Zweck die Wissenschaft zu Hilfe genommen, bohren das Gestein mit Diamantbohrern und entziehen auf chemischem Wege dem Quarz das reine Gold. So kann man jetzt z. B. durch Plattners Chlorinationsmethode und Siemens' Cyamid-Verfahren das Gold so vollständig ausziehen, daß nur ein geringes Prozent davon im Quarz zurückbleibt; der einzelne Goldgräber ist jedoch fortwährend auf den Waschungsprozeß angewiesen, wodurch fünf, ja zehn Prozent des Goldes bei der Bearbeitung verloren gehen.

Eine Tonne Erz liefert auf den besten Feldern gewöhnlich Gold im Werte von zwei Pfund, während die Arbeitskosten sich auf ungefähr $1^1/_4$ Pfund belaufen, d. h. der reine Verdienst beträgt $^3/_4$ Pfund pro Tonne Erz.

Das ist das Gewöhnliche.

Zuweilen aber wird die Ader reiner und es kommen einzelne Klumpen (nuff) von reinem Golde vor, welche dann die Sache bedeutend fördern.

Der einzelne Goldgräber setzte seine ganze Hoffnung auf einen solchen Fund, und es giebt wohl wenige in Transvaal, die nicht eine Erinnerung dieser Art aufzuweisen haben, wenn man sie nach dem Wert ihres „Claims" fragt. Durch Waschen gewinnt er sein tägliches Brot in genügender Menge, aber durch einen „nuff" kann er Kapitalist werden weniger infolge des Geldwertes des Klumpens als der Steigerung desjenigen der Grube, der in die Millionen gehen kann.

* * *

Meine Kameraden hatten sich nicht zur festgesetzten Zeit im Hotel Viktoria in Bloemfontein eingefunden, wo ich mit meinem Bedienten wohnte, und ich war in Zweifel darüber, was infolgedessen gethan werden sollte, als endlich ein Brief von ihnen anlangte, der den Poststempel Capetown trug.

Die Gebrüder Hudson erklärten mir darin, daß sie der bessern ärztlichen Pflege wegen für den verwundeten Tom sich genötigt gesehen hätten, hinab nach Kapstadt zu reisen, von wo aus sie sich nach Durban in Natal zu begeben gedächten, wo ich in einem gewissen Hotel mit ihnen zusammentreffen sollte, wenn ich Lust hätte, auch fernerhin mit ihnen zusammen zu arbeiten.

Es war eine Entfernung von mehr als dreihundert Meilen, die mich von den Hafenstädten Natals trennte, dafür aber konnte ich auch Maritzburg und mehrere andere Orte

wiedersehen, die mir während meiner „Söldnerzeit“ lieb geworden waren, dazu manchen Kriegskameraden treffen und zugleich unterwegs nach Erzen suchen — das beste von allem.

Da der Maulesel verkauft worden war, so ließ ich Tonny mit dem Gepäck auf der Postdiligence nach Lady-Grand folgen, stieg selbst zu Pferd und legte den Weg über eine große einförmige Ebene in zwei Tagereisen zurück. Manch bekanntes Gesicht von den Diamantenfeldern sah ich auf dieser Reise, das mir bewies, daß nicht nur ich von dem Goldfieber ergriffen worden war. Sie steuerten in kleinen oder großen Karawanen gegen Norden, und ihrer Ausrüstung war leicht anzusehen, wie viel Glück sie auf den Diamantenfeldern, dem Ausgangspunkt ihrer Expeditionen, gemacht hatten.

Bei Caledon-river gelangten wir in neue Gebirgsgebiete an der Basutogrenze, und ich ließ deshalb Tonny den Omnibus verlassen, wo er sich wie „ein Wurm in einem Ameisenhaufen“ vorkam, kaufte ihm ein eigenes Pferd und schlug dann den Weg nach Thlotsi ein, wo im letzten Krieg die Basutokaffern gefangen genommen wurden.

Die Gegend war trotz des Friedens noch immer unsicher, weshalb wir der Post eine Tagereise weit über Sources bush folgten, der dicht mit Kraalen besetzt war. Die Eingeborenen schnaubten, als sie die Vorreiter der königlichen Post bemerkten, zwei Rotröcke mit gezogenen Säbeln, die im Sonnenschein funkelten, aber sie wagten keine Gewaltthat, denn sie hatten erst kürzlich gesehen, wie man ihre besten Männer in Gefangenschaft schleppte zur Strafe für Angriffe, die sie sich gegen Telegraphenbeamte in ihrem Gebiet hatten zu schulden kommen lassen.

Eine Telegraphenlinie der neuangelegten Straße nach Pietermaritzburg entlang war bereits fertig und die Kaffern sahen in diesem Verbindungsglied ein neues Verfolgungsmittel gegen sie.

Mißtrauisch von Natur, glaubten sie in dem Schnurren des Telegraphendrahtes die Stimme eines bösen Geistes zu vernehmen und wollten das herannahende Unglück durch Anrufung ihrer Götter beschwören. Als das Summen fortdauerte, kletterten sie an den gefürchteten Stangen in die Höhe und hieben den Draht durch mit ihren Assagaien und beschimpften die weißen Männer, die sich einfanden, um den Schaden zu reparieren.



Umgenifall.

Bei Tugala castle kamen wir auf Natalgebiet, verließen die Post und ihre Eskorte und lagerten uns an einem mächtigen Wasserfall, den der Tugala-river zu Beginn seines Laufes bildet.

Die herrliche Naturszenerie hatte mehrere Touristenscharen von der Ostküste hergelockt, und unter ihnen erkannte ich einen meiner Offiziere aus dem Zulukriege wieder, der jetzt Ingenieur an den neuen Eisenbahnbauten war.

Er war von seiner Frau begleitet und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, sobald er meinen höflichen Gruß

bemerkte. Der brutale Herrscherton, der die englischen Offiziere im Dienst meist auszeichnet, war nun völlig verschwunden, und wir unterhielten uns ganz kordial wie gute Freunde und Kameraden. Ich mußte ihm zugleich zeigen, wie ich es in meinem Reisezelt hatte und wie das Diamanterz in Colesberg aussah, während seine Frau sich besonders über die schönen Straußenfedern verwunderte, die ich auf meiner Reise durch Basutoland von den Kaffern eingetauscht hatte.

Kapitän M. selbst erzählte viele Episoden aus dem Zulukriege, dem blutigsten, den er erlebt hatte, und berichtete u. a., daß er als Premierlieutenant im Kaffrariankorps vierzig Pfund Monatslohn nebst freier Kost und zwei Dienstpferden erhalten habe, was beweist, wie günstig die Lage der Offiziere gegen diejenige der gemeinen Freiwilligen war. Nun war das ganze Korps entwaffnet und nur die Artilleristen dienten noch zur Unterdrückung der kleinen Aufstände unter den Zulus, die gewöhnlich jeden Herbst wieder ausbrachen, aber mit ein oder zwei Batterien (zwanzig bis fünfzig Mann) leicht niedergeschlagen werden konnten.

* * *

Wir setzten gemeinschaftlich die Reise bis Colenso fort, einer terrassenförmig am zweiten Katarakt des Tugalaflusses gelegenen Stadt, trennten uns aber dort, da Kapitän M. zu seinen Eisenbahnbauten zurückkehren mußte, ich aber nun im Ernst nach Erzen im Gebirge suchen wollte.

Doch konnte nichts Wertvolles gefunden werden und da die Zeit des Zusammentreffens mit meinen Kameraden heranrückte, so wurde die Reise beschleunigt, so daß wir schon nach drei Tagen nach P. Maritzburg gelangten. So hatten wir in vierzehn Tagen ein Gebiet von beinahe dreihundert englischen Meilen durchstreift.

Alle meine Bekannten in der Residenzstadt waren mehr oder weniger vom Goldfieber angesteckt und mehrere der

alten Kriegskameraden sollten bereits in Transvaal oder auf dem Wege dorthin sein. Dies beschleunigte meine Vorbereitungen, was aus folgenden zwei Telegrammen hervorgehen dürfte.

Gebrüder Hudson, Viktoria, Durban!

Laut Ordre angekommen, Hotel Pieter.

N. N.

Worauf die beiden Brüder, die eben erst am Ort des Stelldicheins angekommen waren, sich im gleichen Stil zu antworten beeilten:

N. N., Pieter, Maritzburg!

Stehen laut Ordre in Pieter!

Hudson.

Wie froh war ich, bald meine guten Freunde wiedersehen zu können und zu hören, wie es dem „Prinzen“ mit seiner „Prinzessin“ ergangen war!

Schon am Abend des folgenden Tages erlebte ich die frohe Überraschung, und mich dünkte, als hätte ich wieder meine gute Laune erlangt, die ich seit den Ereignissen in Ritterstrom vermißt hatte.

Der „Prinz“ hatte allen Grund, mit seinem Los zufrieden zu sein, wie die Brüder meinten; da er aber mit so vielen Fehlern seines Stammes behaftet war, von denen Launenhaftigkeit und Abenteuerlust nicht die geringsten waren, so glaubten sie, daß er sich auch eine Rolle am Kap vorbehalten habe, das sie ihm als Ziel ihrer Reise genannt hatten.

* * *

Am 14. Januar 1886 überschritten wir die Grenze von Transvaal, nachdem wir auf Natalgebiet umsonst nach Erzstufen gesucht hatten. Wir ritten alle vier über die Felder bei Buffa drift, wo 1888 von dem Engländer George eine reiche Goldader entdeckt wurde.

Unsere letzte Erinnerung an Natal bildet der Übergang über den Umlatosi-river, wo wir auf der Fährstation mehreren Goldgräbern begegneten, die vergebens ihr Glück in Transvaal versucht hatten und nun auf dem Heimweg waren, um ein jeder nach seiner Weise, den Ertrag in Sicherheit zu bringen.

Einer von ihnen kannte uns aus dem Zulukriege und berichtete, daß die Goldgräberei purer Humbug sei, daß die Gerüchte von den reichen Funden, die dort gemacht worden sein sollten, völlig übertrieben wären, und daß wir am besten daran thäten, zurückzukehren und uns wie er auf Ackerbau und Straußenzucht zu verlegen. Er sei nach dem Friedensschluß nach Richmond zurückgekehrt und habe dort für seine Ersparnisse Land gekauft, dessen Ertrag ihm eine ziemlich sorgenfreie Existenz gewähre.

Meine Begleiter wollten diesem Rat keineswegs folgen, sondern behaupteten, daß sie lieber nach „Diamond fields“ zurückkehren möchten, wo sie ihre ersten Sporen verdient hatten, und wenn sie absolut im Boden „stochern“ müßten, so könnten sie ja lieber in Wales bleiben, wo sie geboren und erzogen worden waren, als in diesem Lande, wo die Heuschrecken ein paarmal im Jahre die Ernte vernichteten.

Unsere erste Nachtstation im Goldlande wurde in Utrecht aufgeschlagen, wo wir einen neuen Bekannten aus dem Kriege trafen. Auch dieser war, vom Goldfieber angesteckt, draußen in den Wildnissen gewesen und hatte „gefahndet“, wie er sich ausdrückte, aber nichts gefunden. Auch andere Bekannte in U., wo wir während des Krieges kampiert hatten, hegten die gleiche Ansicht, und dies alles wirkte bedeutend abkühlend auf mich.

Die langen Reisen hatten ein tiefes Loch in meine Kasse gemacht, und ich grübelte stark darüber nach, ob ich nicht neue Unterhandlungen mit den guten Boeren in Ritter-

stroom anknüpfen sollte. Aber der jüngere Hudson hielt unsern Mut aufrecht, und dank seinem muntern, entschlossenen Wesen wurde die Reise am folgenden Tage mit neuem Mute und neuer Hoffnung fortgesetzt.

In Wakkerstroom, damals einem großen Boerenstädtchen mit Kanälen in jeder Straße, tönten die Nachrichten schon etwas günstiger. Ein englischer Grubeningenieur hatte das Gebiet durchsucht, bei unserem Wirte in der Stadt gewohnt und versichert, daß mehrere reiche Goldadern im Lande vorhanden seien und viele Flüsse Goldsand enthielten.

In beschleunigtem Marsche erreichten wir am folgenden Tage den Vaalfluß, der dem Lande den Namen gegeben hat und von uns in einer Fähre passiert wurde, da der Fluß hier bereits sehr tief ist. Das Land erhob sich von da an ziemlich bedeutend und zeigte einen schroffen Berggipfel nach dem andern.

Wir begannen dem Wege entlang Erzstufen zu suchen, obschon wir nur schwache Begriffe von diesem Verfahren hatten und das Resultat auch danach war.

Endlich kam das Kap in Sicht, eine Anhöhe mit waldlosen Bergrücken von mehreren Meilen Ausdehnung und mit Ortschaften und zuletzt der Stadt Barberton an einem Abhang. Die Gegend erschien öde und unfruchtbar und ohne Goldgräberlager, von denen man uns berichtet hatte.

Wir zogen in das Wirtshaus des Städtchens und suchten uns die erforderlichen Aufklärungen zu verschaffen.

Es war wirklich Gold gefunden worden in Flüssen und Felsen, aber weder auf der einen noch der andern Stelle in solcher Menge, daß es die Mühe der Arbeit lohnte.

So lautete diese Hiobspost, die uns gleichsam mit einem Schlag das Blut in den Adern erstarren machte.

Die Wäschereigesellschaft Sheha, die beim ersten Goldfund hier gegründet wurde und welche die Gerüchte über den Erzreichtum des Berges verbreitete, besaß nun den Boden und hatte alle Mühe, die Goldsucher zu behalten, die gekommen waren und sich noch dort aufhielten.

Die Gesellschaft machte nämlich bei diesen Abenteurern den meisten Verdienst, da dieselben das Recht, im Berge



Übergang über den Vaal.

Gold suchen zu dürfen, zum voraus bezahlen mußten, oder auch, wenn sie das nicht konnten, als Tagelöhner bei der Wäscherei für den Lohn arbeiten mußten, den man ihnen gnädigst bewilligte.

Dazu verdiente die Gesellschaft durch ihren Handel und Nebenerwerb, was daraus hervorgeht, daß die Preise für Lebensmittel folgende waren:

4 Kilogramm Brot, Schiffszwieback	5	Schillinge
4 Stück Eier	1	"
1 Büschel Weintrauben	1	"
1 Hahn	6	"
1 Kohlkopf	3	"

und so weiter.

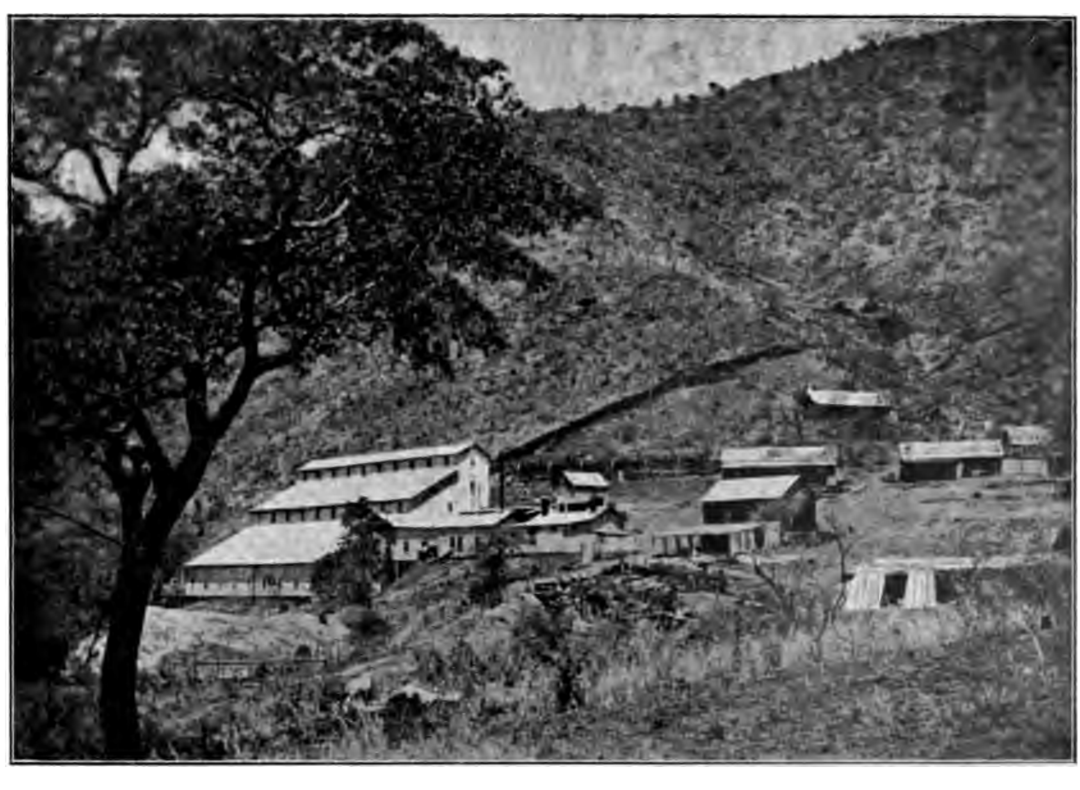
Für das Recht, auf dem ganzen Gebiet der Gesellschaft Erzstufen suchen zu dürfen, mußte monatlich vorschußweise 1 Pfund bezahlt werden, mochte man Adern finden oder nicht.

Wurden aber solche entdeckt, dann erhielt man einen „Claim", der abgestempelt und bezeichnet wurde und dessen Nutzungsrecht mittels einer „Licenz" festgesetzt ward, wofür man per 10 Tage 1 Pfund außer Vorschuß zu bezahlen hatte. Die Menge des gewaschenen Goldes wurde von der Bank kontrolliert, die es mit 3 Pfund per Unze einlöste, wovon ein Drittel als Steuer für die Grundbesitzer oder die Gesellschaft abgezogen wurde.

34. Goldgräberleben.

Wie aus diesen Schilderungen hervorgeht, waren es keine glänzenden Hoffnungen, mit denen wir am Kap beginnen konnten. Der Berg war schon an den meisten Stellen untersucht worden, aber mit geringem Erfolge.

Aber die eigene Wäscherei der Gesellschaft wurde aus den ersten Gruben unterhalten. Es wurde Erz gebrochen, meist durch Schwarze gegen einen Taglohn von 6—10 Schillingen, und die Weißen hatten das Recht, ihr Erz für ca. 2 Pfund per Tonne an dieselbe zu verkaufen, wenn sie nicht selber waschen konnten, oder auch als Aufseher, Bohrer und Mineure in den Gruben zu arbeiten gegen 10—15 Schillinge Taglohn.



Faktorei der Ssehagesellschaft.

Die einzige Art, hier ein Resultat zu erzielen, schien darin zu bestehen, daß ein jeder selber grub und wusch, was auch beschlossen wurde, nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte.



Ordevalle falls.

Wir verließen das Wirtshaus, wo ein schlechter Raum per Nacht mit 5 Schillingen bezahlt werden mußte, und schlugen unser Zelt in Ordevalle falls auf dem Gebiet von Barberton auf.

Das ganze Flußsystem des Komati-river berührt auf die eine und andere Weise dieses Goldfeld, und mehrere von seinen Zuflüssen entspringen im Gebirge und bilden Wasserfälle, von welchen dieser der bedeutendste sein dürfte. Das Brausen des Wasserfalles ist mehrere Kilometer weit hörbar und übertäubt in der Nähe jeden andern Laut.

Unser nächster Nachbar in der Zeltstadt war ein gesprächiger wohlwollender Franzose mit Namen Griffé, und er machte uns mit der Arbeit vertraut, die einem Goldgräber immer bevorsteht. Die näheren Details dieser Beschäftigung waren uns bisher nur vom Hörensagen bekannt gewesen, jetzt aber wurden wir ziemlich in die Kunst eingeweiht.

Das südafrikanische Gold kommt teils als Alluvialgold, d. h. durch Wasser angeschwemmt, teils in Körnern oder Adern mit dem weißen oder schwarzen Quarz vermischt vor. Diese Körner und Adern enthalten Schlamm, Moos, Gras, Erde und tierische Überreste, „denn der Berggeist hütet seine Schätze," treten aber klar und glänzend erst nach Auswaschung, oder wenn ein Sturzregen das nackte Äußere des Quarzes trifft, hervor.

Doch sind solche Flächen selten, denn der Fels ist wie bei uns bedeckt, und man muß sich, oft sehr tief, auf denselben hinabgraben.

Die Kunst besteht darin, schon aus der äußeren Beschaffenheit der Erdoberfläche erkennen zu können, wie tief der Fels liegt und ob er Goldquarz enthält oder nicht, was unzählige Zeichen mehr oder weniger wahrscheinlich andeuten, wo aber Arbeit und Glück in Wirklichkeit die Hauptrolle spielen.

Ehe wir beginnen konnten, unser Glück zu versuchen, mußten wir uns erst vollständige Ausrüstung anschaffen und dazu einen Blockschein, d. h. ein Monatsbillet, das uns berechtigte, innerhalb eines gewissen Gebietes nach Erz zu suchen.

Zur Ausrüstung eines Goldgräbers gehören folgende notwendige Artikel, nämlich:

1 Maulesel zum Tragen des Gepäckes.
1 Neger als Gehilfe.
1 kleines Zelt.
1 Flasche Salpetersäure.
1 Mörser aus Holz mit eisernem Boden.
2 Spaten.
1 Meißel.
1 Bohrer mit zugehörigem Schlägel.
1 Wasserschale aus Metall.
1 Revolver.

Die Goldsucher der Gegenwart versehen sich auch gern, wenn sie es vermögen, mit einem Diamantbohrer und Cyankaliumapparat von Mc. Arthur Forrets Erfindung, durch welchen eine Erzstufe schnell auf ihren Prozentgehalt untersucht werden kann. Zu meiner Zeit aber war dieser Ausweg unbekannt und der Diamantbohrer zu teuer (50 Pfund).

Wir entschieden uns für die alte Methode, und damit das Glück um so schneller gefangen werden könnte, sollte ein jeder, mit Neger, Esel und allem Zubehör ausgerüstet, auf eigene Faust suchen.

Es dauerte einige Zeit, bis wir unsere Pferde verkaufen konnten, was die Negerjungen auch zustande brachten, aber die Zeit wurde gut angewendet, und wir waren mit der Grabung ziemlich vertraut, als endlich an einem regnerischen Herbsttag im März der Abmarsch geschah. Ein jeder führte einen Brotsack für sich und den Neger mit, und wir beschlossen, längstens in drei Tagen wieder im Lager einzutreffen.

Das Goldfeld „the Kap“ umfaßt eine Fläche von mehreren englischen Quadratmeilen und die Länge von Ordevalle falls bis Forrest drift übersteigt 50 Meilen. Bäche und kleinere Wasserläufe durchziehen die Abhänge in allen

Richtungen, und auf der Höhe liegt ein Plateau, waldlos, gleich dem ganzen Goldfeld, aber sumpfig und unzugänglich während der nassen Jahreszeit, in welcher gewöhnlich nur die eifrigsten Goldgräber thätig sind.

Mit allen zu unserem Berufe nötigen „Mobilien“ versehen und von Tonny begleitet, der sich lebhaft für die neue Unternehmung interessierte, sagte ich meinen Kameraden Lebewohl und begab mich, genau Griffés Anweisungen folgend, auf die Suche nach dem Goldfeld, das zu dieser Zeit einsam und leer im Regenwetter dalag.

Ein ordentlicher Weg war nirgends zu sehen, nur Fuß- und Reitpfade, auf beiden Seiten von Erdhügeln begrenzt, welche die Versuchsstellen bezeichneten, die sich frühere „Sucher“ ausgewählt hatten. Erst als sich diese Spuren mißlungener Grabungen zu vermindern begannen, stieß ich den Spaten in transvaalische Erde, damit diesen eigentümlichen Beruf einweihend, der mir später fast zehn Jahre lang Beschäftigung gab.

Ich betrachtete es als ein gutes Zeichen, daß die Sonne, die sich den ganzen Vormittag hinter dunklen Wolken verborgen gehalten hatte, in diesem Augenblick in vollem Glanze erschien und der Regen aufhörte.

Von dem Platze aus, auf dem wir den ersten Spatenstich unternahmen, hatten wir eine weite Aussicht auf eine etwas wüstenartige Sandfläche unterhalb des Berges, von demselben nur durch einige Büsche und Johannisbrotbäume getrennt. Der Esel, die lange Anbindleine hinter sich herschleifend, entfernte sich immer mehr hinab nach diesem Gebüsch, während unsere Spaten die Versuchsstellen immer mehr vertieften. Wir, d. h. Tonny und ich, gruben eifrig, und nach ein paar Stunden waren wir auf dem Felsgrunde, der jenen gesprenkelten Farbenton zeigte, der dem Kapgebirge eigentümlich ist.

Mit dem Meißel wurden Probestücke ausgehauen, was aber in Anbetracht der Tiefe der Grube doch nicht recht von statten ging, weshalb Bohrer und Schlägel zur Hand genommen wurden. Die Quarzstücke, die nun zu Tage kamen, wurden gesammelt und in den Mörser gethan, worauf Tonny das Ganze zu Pulver stoßen mußte, während ich mich niedersetzte und meine Pfeife anzündete.



Goldsucher.

Die grobe Arbeit war damit gethan, nur die feinere war noch übrig, nämlich das Waschen, das mir offenbaren sollte, ob die Probe Gehalt hatte oder nicht. Zu diesem Zwecke wurde das mitgebrachte Becken am nächsten Bache mit Wasser gefüllt, das Pulver hineingeschüttet und alles gründlich mit den Händen gewaschen, worauf das Wasser weggeschüttet wurde.

Mit pochendem Herzen und zitternder Hand ergriff ich das Becken und betrachtete den erdartigen Schlamm, in welchem, falls das Glück günstig war, die glänzenden Goldkörner sich nun zeigen sollten, was aber nicht der Fall war. Nichts als glänzende Glimmerkörner ließen sich entdecken, und mit dem Gefühl betrogener Hoffnung leerte ich den „Brei“ ins Gras, da sich also die Arbeit eines halben Tages als fruchtlos erwiesen hatte.

Wir nahmen unsere Mahlzeit im Busche ein, wo der Maulesel unterdessen sich gütlich gethan hatte wie „die Perle in Gold,“ und ruhten eine Stunde, während die Sonne glühend heiß brannte, obwohl die nasse Jahreszeit da war.

Ich nahm auf Tonnys Aufmunterung eine Skizze von unserem ersten Versuchsplatz und hatte sie gerade beendet, als lautes Straußengegacker die Stille, die sonst um den Platz herrschte, unterbrach.

„Yawla, yawla!“ ertönte es abwechselnd mit einem „Murrton,“ wie ihn die Ente bei uns hören läßt.

„Ein Straußenhuhn, das Eier gelegt hat!“ flüsterte Tonny, und wirklich erschien nun auch ein Strauß, der springend sich von der vorhin erwähnten Sandfläche entfernte, wo er sich wahrscheinlich verborgen gehalten hatte.

Wie ein Pfeil flog der Junge hinab nach der Ebene, ich folgte nach samt dem Maulesel, den wir, von seinem Gepäck befreit, unter richtigem Eselsgeschrei hinter uns her galoppieren sahen. Er war jedenfalls über unser sonderbares Benehmen erschrocken und wollte nicht allein in der Einöde zurückbleiben.

So kam die ganze Expedition eines Straußenhuhnes wegen im Galopp daher und gewährte sicher vom Berge aus einen recht komischen Anblick, wenn jemand uns gesehen hätte.

Bald waren wir in einer „Gruppe“ um den Sandhügel versammelt, wo Tonny das Straußennest nebst zwei Eiern

fand, braun von Farbe und von der Größe eines Kindskopfes. Das Nest war höchst einfach und bildete nur eine Erhöhung im Flugsande, in welchem das Tier mit seinen langen Beinen tiefe Höhlungen gescharrt hatte.

Ich legte Beschlag auf diesen Fund, der aus Mangel an Gold zwar unser Gepäck vermehrte, aber auch unsere Nahrungssorgen wenigstens für zwei Mahlzeiten verminderte. Denn frischgelegte Straußeneier werden mit Recht als ein köstlicher, wenn auch teurer und seltener Leckerbissen betrachtet.

Unsere ferneren Grabungen an diesem und dem folgenden Tage führten zu keinem Resultat, und am dritten wurden wir nach unserem Lager zurückgetrieben von einem heftigen Regen, der langwierig und verderbenbringend zu werden drohte. Die Nächte nach einem solchen Tagesregen wurden nämlich am Kap ein paarmal so kalt, daß das Wasser gefror und das kleine Zelt sich als unbewohnbar erwies.

* *
*

Nach ein paar Tagen kehrten auch die Gebrüder Hudson ins Lager zurück mit gleich langen Gesichtern wie ich selber.

Auch sie hatten nichts von Wert in dem Boden der Gesellschaft gefunden und waren unzufrieden mit dem ganzen Unternehmen, umsomehr als sie während der kalten Nächte ihre Füße erkältet hatten.

Der Franzose Griffé, der bei der Rückkehr anwesend war, lachte tüchtig über unsere Niedergeschlagenheit und behauptete, daß die erste Tugend eines Goldgräbers die Geduld sei und man ohne dieselbe am Kap nichts erreiche.

Er selbst hatte Monate lang vergeblich nach Erz gesucht, sein Geld eingebüßt und dann bei den Boeren durch andere Arbeit neues verdienen müssen, das er dann wieder auf den Goldfeldern verlor u. s. w. Schließlich fand er doch den Claim, auf dem er jetzt arbeitete und der seine Mühe reichlich

lohnte. Das Erz verkaufte er an die Gesellschaft, und einer der Ingenieure hatte ihm 1000 Pfund für den Gehalt seines Claims geboten, falls er seine Thätigkeit aufgeben und sein Recht an die Gesellschaft abtreten wolle.

Dieser Mann flößte uns neuen Mut ein und riet uns, besseres Wetter abzuwarten und unterdessen das Goldgräberlager in näheren Augenschein zu nehmen. Nach einigen weiteren mißlungenen Expeditionen fanden wir uns veranlaßt, diesem klugen Rat zu folgen, ruhten einige Tage aus und machten dann einen Besuch bei unserem liebenswürdigen Nachbar, der uns den Claim Belfast zeigte nebst allem, was damit zusammenhing. Der Fund war in einer senkrechten Felswand gemacht worden und hatte sich von Anfang an als ein unbedeutender, nach einem Sturzregen hervortretender gelber Fleck in dem weißen Quarz erwiesen, der dem bloßen Auge nur in der Nähe sichtbar wurde.

Griffé, der bereits vergeblich dreimal auf dieser Seite gesucht hatte, rastete an diesem Orte und suchte unter der Felswand einen zufälligen Schutz gegen den strömenden Regen, der ihn mehrere Stunden lang in Unthätigkeit erhielt.

Unterdessen wollte er das Quarzlager genau untersuchen, während es durch das Wasser reingespült und von Moos, Erde und Schlamm gereinigt worden war, die sonst gewöhnlich das Äußere des Felsens bedeckten.

Der gelbe Fleck hatte Verdacht in ihm erregt, weshalb er seinen Meißel und Bohrer benutzte und der Stelle eine Probe entnahm, dieselbe zerstieß und wusch und so Belfast adid fand, wie der unterirdische Fund später genannt wurde.

Gleich nach der Entdeckung begab er sich, nachdem er die Stelle gut verborgen und das Loch mit Moos und Erde wieder zugemauert hatte, trotz dem Unwetter auf den Weg nach dem Kontor der Gesellschaft, meldete den Fund an und löste die „Licenz“ auf den ganzen „Block.“

Als wir den unterirdischen Gang betraten, der nach diesem Fundort führte, fanden wir, daß mehrere hundert Tonnen von der Felswand herausgesprengt worden waren, und daß die Ader, eine sogenannte Drusenader von der Dicke



Belfast adid.

eines Kürbisses, in schräger Richtung sich in die Tiefe zog. Vier Neger bohrten dort Tag und Nacht und zwei andere transportierten das Adererz nach der Wäscherei der Gesellschaft, wo es per Tonne mit 2 Pfunden und 2 Schillingen

bezahlt wurde, während der Eigentümer das Ganze überwachte und die Bohrlöcher lud.

Der Claim hatte damals bereits über 200 Tonnen hochprozentiges Golderz in die Wäscherei geliefert, und noch ließ sich keine Abnahme der Ader bemerken, die Ingenieure aber, welche die Grube untersucht und ein Angebot darauf gemacht hatten, versicherten alle wie aus einem Mund, daß „die Druse" jeden Tag erschöpft sein könnte und daß dann der ganze „Block" wertlos sein würde.

Welcher Wert einer solchen Aussage zugemessen wurde, ist schwer zu sagen, aber Griffé selber glaubte, daß sie ein „Geschäft" aus dieser Sache machen wollten, um, wenn selbst in den Besitz des Claims gekommen, denselben um die zehnfache Summe an englische Kapitalisten und Börsenschwindler zu verkaufen.

Wie es sich nun verhalten mochte oder nicht, jedenfalls that Griffé dumm daran, nicht zu verkaufen, während ihm 1000 Kronen geboten wurden, denn ein paar Jahre später hatte die „Druse" ein Ende und „Belfast adid," der erste Block, war so gut wie nichts mehr wert.

* *
*

Von der Grube begleiteten wir einander nach „Barberton society," einem Vergnügungsort der Goldgräber in „the Kap". Das Wirtshaus enthielt außer den gewöhnlichen Restaurations- und Schenklokalen auch einen „Varietésalon," Billards und „Goldminenklubs," wo Hazard- und andere Spiele Tag und Nacht betrieben wurden.

Hier verbrachten die meisten Goldgräber ihre Abende unter Orgien, die wahrscheinlich denjenigen, die seiner Zeit in Kalifornien stattfanden, in nichts nachgaben, wenigstens nach den Schilderungen zu schließen, welche amerikanische Zeitungen davon lieferten. Doch spielte in den Kapstaaten

der Revolver keine so große Rolle wie in jenem Lande, denn die englische Regierung sowohl als die Polizeibeamten der Republik thun alles, um Gewaltthätigkeiten zu verhindern und Verbrechen zu bestrafen, die in ihrem Gerichtskreise sich ereignen.

Aber viele solcher finden innerhalb der vier Wände statt, werden vertuscht und verhehlt, so daß sie nie zur allgemeinen Kenntnis kommen. Andere werden als rein unglückliche Zufälle bezeichnet, herbeigeführt von dem Verunglückten selbst, und da er selten oder nie Erben oder andere Verwandte hinterläßt, welche die Sache näher untersuchen würden, so gerät ein solches Ereignis in Vergessenheit oder findet sich höchstens nur in einem Polizeiprotokoll verzeichnet.

Auch schlechte Weiber halten sich im Lager in Barberton auf, aber während unserer ersten Anwesenheit dort wurde auf Befehl von Onkel Paul (Präsident Krüger) gründlich unter ihnen aufgeräumt, so daß sie nach und nach ihrer Wege zogen, meistens nach andern „Feldern,“ die reicher Goldfunde halber berühmt waren, wie Lydenburg, Witwatersrand u. s. w.

Denn wo Gold vorhanden war, da wollten sie auch sein.

Unser erster Abend in „Barberton society“ zeichnete sich durch jene Ruhe aus, wie getäuschte Hoffnungen sie zu erzeugen pflegen.

Keiner von den anwesenden Goldgräbern hatte in der letzten Zeit Funde gemacht, sie warteten das Ende der Regenperiode ab, und viele, deren Kasse erschöpft war, traten als Taglöhner in den Dienst der Shehagesellschaft. Andere hatten eine Anstellung als Baumeister und Handwerker in der Stadt erhalten, die infolge der zunehmenden Bevölkerung der Goldfelder rasch anwuchs. Diese Leute konnten 6—10 Schillinge per Tag verdienen und hatten weniger strenge Arbeit, als diejenigen, welche im Dienst der Gesellschaft standen.

Die Unterhaltung in dem großen Kellerlokal drehte sich meist um die politischen Verhältnisse in Transvaal in dieser kritischen Zeit, um „Onkel Paul“ und die Engländer nebst den zukünftigen Aussichten der Goldgräberei in diesem Lande. Wir waren fast alle einverstanden mit der Unterwerfung des Landes unter die englische Krone, was keineswegs zum Verwundern ist, da die meisten Besucher der „Society“ englische Unterthanen waren.

Darauf hörten wir im Theater ein paar Nummern an, und ich erinnere mich besonders einiger als Neger verkleideter Artisten, welche auf die tollste Weise diese armen Schwarzen karikierten, von denen mehrere als Zuschauer anwesend waren. Auch mein Tonny war mit dabei und erzürnte sich nicht wenig über den Spektakel, denn er glaubte zu verstehen, daß man seine wollhaarigen Landsleute lächerlich machte, obwohl er weder die Intrigue noch die Maskierung begriff.

Die Kaffern, die sich in den „Sheba-Goldminen“ aufhielten, waren Angehörige des seit langem berüchtigten Swazistammes, ihrer Trägheit und Dummheit, zugleich aber auch ihres frommen Temperamentes wegen bekannt. Uns Weißen an Zahl bedeutend überlegen, würden sie andernfalls am Kap bald reinen Tisch gemacht haben, da man weder Garnison noch Truppen zur Verteidigung hatte.

Statt dessen ließen sie sich vielfach kujonieren und mißhandeln und sogar öffentlich verhöhnen, wenn auch unter schwachen Protesten.

„Das sind keine richtigen Nigger!“ hörte ich während der Vorstellung einen schwarzen Zuschauer sagen, während er aufstand. Seine Begleiter blickten fragend bald ihn, bald die Auftretenden an, der Redner setzte sich und dann lachte die ganze Gesellschaft gleich uns über den tollen Aufzug auf der Variétébühne.

Ein andermal sah ich einen englischen Ingenieur, der in den Gruben einen dieser „Swazi-Männer“ auf die roheste Art durch Schläge, Fußtritte, ja sogar Steinwürfe mißhandelte. Während der ganzen Mißhandlung, die der Neger schweigend ertrug, wurde er überdies als „verd...... schwarzer Hund, Dummkopf, Dieb“ u. s. w. gescholten, ohne andern Erfolg, als daß der Schwarze seine Arbeit in der Grube verließ und seiner Wege ging. Als er mir begegnete, während ich herbeigeeilt war, um einen vermeintlichen Mord zu verhindern, zischte der arme Neger bloß die Worte: „Bass no good!“ *) worauf er sich entfernte. Ich, der ich die Gesinnung der Neger aus dem Zulukriege kannte, erwartete große Unannehmlichkeiten von diesem Vorfall für uns Weiße, oder wenigstens eine allgemeine Arbeitseinstellung in der Grube.

Um so mehr verwunderte ich mich deshalb, als der Mißhandelte am folgenden Tage seine Arbeit von selbst wieder aufnahm, als wenn nichts vorgefallen wäre.

— — —

35. Auch ein Goldgräber.

Unter der großen Masse von Leuten aus allen Gegenden der Erde, die in diesem Jahre infolge der Nachricht von den „ungeheuren“ Goldfunden nach dem Kap strömten, befand sich auch manchmal ein herabgekommener armer Teufel, dem es einzig durch die allgemeine Barmherzigkeit möglich wurde, zu existieren, da er für regelmäßige Arbeit ganz untauglich oder häufig auch zu träge war. Während der Regenzeit kamen verschiedene solcher Goldgräber nach Barberton, wo sie im Lager umherstreiften, bettelten oder, wie sie sich aus-

*) Der Meister ist böse.

drückten, „einen Schilling liehen“, bis es ihnen gelang, ihre Claims zu verkaufen, denn einen solchen hatten sie alle, obwohl die „Licenz“ bedauerlicherweise schon verpfändet war.

In Wirklichkeit mochte es sowohl mit dem einen als mit dem andern ziemlich schlecht bestellt sein, wenigstens hatten wir ein Beispiel, daß der Claim eines solchen Abenteurers nur in der Einbildung desselben existierte.

Es war dies unser früherer Zeltkamerad während des Krieges, der seiner Schweineexpedition wegen be—rühmt gewordene Mac Gregor, der diese Entdeckung herbeiführte.

Wir erneuerten die Bekanntschaft mit ihm in „Barberton society“, wo er eines Abends, mehr einem Lumpen als einem zivilisierten Goldgräber gleichend, auftrat.

Indessen konnten wir es uns nicht versagen, ihm ein wenig Hilfe zu leisten, und er seinerseits versprach, uns besuchen und nach jener Stelle des Felsens führen zu wollen, wo er seinen Claim besaß und mit Sicherheit glaubte, daß auch wir unser Glück dort machen würden.

„Und die Licenz?“ fragte ich, der ich Macs Angaben bereits in Zweifel zu ziehen begann.

„Ja, die deponierte ich bei Devill cliff — der verd..... Durst — versteht Ihr!“ antwortete Mac und nickte verständnisinnig.

Meine vortrefflichen Freunde, die Hudsons, ließen sich gleichwohl von Mac betrügen und gaben ihm einige Pfund als Darlehen, das er zurückbezahlen sollte, sobald der goldführende Claim verkauft wäre, zumal sie selber Spekulanten waren.

Mac nahm das Geld und sollte uns am folgenden Tage an Ort und Stelle führen, vor allem aber zuerst die Licenz auslösen, so daß ein richtiger Handel abgeschlossen werden könnte. Er prahlte ungeheuer mit dem Reichtum der Grube, deren Prozente Goldgehalt sich mit jedem Glas Whisky ver-

mehrten, das er zu sich nahm, und Gott weiß, ob nicht am Ende alles pures Gold war, als wir uns in der Nacht trennten, der Verkäufer voller Spirituosen, die Käufer voll glänzender Zukunftshoffnungen.

Am folgenden Tage warteten wir lange auf Mac, und schließlich wurde ich nach der Stadt gesandt, um Erkundigungen über den Grund seines Ausbleibens einzuziehen.

Ich fragte lange vergebens nach dem Gesuchten, sowohl in der „Society“ als in andern Wirtshäusern, bis mich schließlich ein anderer Lump nach einem berüchtigten Lokal vor der Stadt wies, wo „Dirnen“ ein Boardinghouse für Goldgräber hielten.

Obwohl ungern, begab ich mich auch dorthin, und — richtig — fand ich Mac sinnlos betrunken in einem Raum liegen, den er mit einer andern Person gleichen Kalibers teilte. Nur mit der letztern ließ sich ein Gespräch führen, und ich erfuhr nun, daß Mac das meiste Geld bereits vertrunken habe; das übrige hätten, wie er glaube, die Wirtinnen aus dem einen oder andern Grund mit Beschlag belegt.

Meine Versuche, Mac zu wecken, blieben fruchtlos, und es blieb mir nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache zurückzukehren.

Im Lager angekommen, beschlossen wir nun, Mac wenigstens aus der Löwengrube zu retten, in die er geraten war, und wir gingen gegen Abend, als Mac wahrscheinlich seinen Rausch größtenteils ausgeschlafen hatte, sechs Mann hoch nach dem Boardinghouse zurück.

Mac war bereits erwacht und wieder eifrig mit Trinken beschäftigt, wobei bald durch die Luft fliegende, bald in den auf dem Tisch verschütteten Gottesgaben schwimmende Kartenfetzen ihre Sprache redeten. Nicht ohne Mühe brachten wir auch unsere schwarzen Diener in diese Spielhölle, wo unser früherer Kamerad die Rolle des Opfers gespielt hatte oder

noch spielte. Alle Anwesenden mit Ausnahme Macs standen bei unserer Ankunft auf, und das Spiel wurde unterbrochen, aber er ließ sich nicht stören, sondern grüßte uns kurz und rief dann:

„Zum Teufel, fahrt zu! Es sind ja nur Bekannte!“

Um allem unnötigen Geschwätz und allfälligen Thätlichkeiten auszuweichen, ersuchten wir beide ihn um eine Unterredung unter vier Augen, was nach einigem Weigern bewilligt wurde, worauf die Spielergesellschaft sich entfernte.

„Nun wollen wir hinaus und deinen Claim ansehen, Mac!“ begann ich. „Du hast gewiß vergessen, was wir gestern beschlossen haben.“

„Ja, die Goldgrube, ja,“ antwortete er, „das sind Bagatellen, das! Aber nun bin ich beschäftigt, wie ihr seht. Morgen gehen wir miteinander dorthin. Prosit bis dahin!“

So sprechend, setzte er das Whiskyglas an den Mund, wurde aber von Hudson aufgehalten, der ihn auf die Seite zog und nach der Licenz fragte, die nun ausgelöst sein sollte.

„Die Geschichte habe ich ganz vergessen,“ antwortete Mac, „aber das können wir morgen in Ordnung bringen, ehe wir gehen. Die Meerkatzen hier haben all mein Geld und meine Papiere genommen.“

Als unsere Vorstellungen und Ermahnungen, diesen Ort zu verlassen, bei Mac nicht anschlugen, so versuchten wir es damit, daß wir ihm einen Whisky versprachen, wenn er mit uns heimgehe, und auf diesen Köder biß er schließlich an.

Die „Schönen“ aber behaupteten, weder Geld noch Papiere von ihm erhalten zu haben, im Gegenteil sollte er nach ihrer Meinung ihnen große Summen für Kost, Logis u. s. w. schuldig sein, was Mac alles mit „solche Meerkatzen!“ beantwortete, worauf wir uns auf den Weg machten.

Bei „Devil cliff“ hatte Mac wirklich ein Papier verpfändet, das von uns ausgelöst wurde, sich aber statt der



Wasserfall bei „The Kaap“.

Schenken zu machen, wo er ein bekannter Stammgast im ganzen Distrikt war.

Sein Bericht lautete natürlich nicht wörtlich so, wie ich ihn wiedergegeben habe, sondern suchte den Glauben zu erregen, daß er eine Art Märtyrer schlechter Menschen geworden war, aber ich „extrahiere“ aus dem Bericht einzig nur das, was mir notwendig erscheint, um ein Bild davon zu liefern, wie es wirklich zugegangen war, daß der arme Mac auf jene schiefe Ebene geriet, von welcher wir ihn nun zu retten vermochten.

Sein Äußeres hatte sich in den letzten Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Der dreißigjährige Mann, der während des Krieges einer unserer strammsten Soldaten gewesen, war nun ein dicker aufgedunsener Kerl, cynisch unsauber, mit verwildertem Haar und Bart, schwankendem Gang und zerlumpten Kleidern.

Wir glaubten indessen, daß noch eine seiner besseren Eigenschaften in der Tiefe seiner Seele schlummerte, und hofften den gutmütigen Kerl retten zu können, der eigentlich nur einen einzigen großen Fehler hatte, seine Trunksucht.

An der Expedition, die nun infolge der vorhin erwähnten Analyse unternommen wurde, nahmen außer Mac selber der jüngere Hudson, ich und drei von unsern Schwarzen teil, alle vollständig für die Goldgräberei ausgerüstet und mit Proviant für vier Tage versehen. Unser Führer hatte nämlich erklärt, daß der Claim an einem der westlichen Abhänge des Berges gelegen sei, dessen Erreichung eine ganze Tagreise beanspruchte. Er selbst war nicht an Ort und Stelle gewesen, seit die Regenzeit begonnen hatte, und seine Beschreibung von der Entdeckung, welche die drei Kumpane gemacht hatten, lauteten geheimnisvoll und unbestimmt. Nur so viel erinnerte er sich, daß sie Erz gefunden, gebohrt und ein paar Schüsse abgefeuert und dann den Fund behufs Analyse des Erzes

auf dem Kontor der Gesellschaft abgeliefert hatten. Auf dieses Papier und die reichen Hoffnungen, die es in Aussicht stellte, hatten sie später Geld geliehen und flott gelebt, bis der wegen der Regenperiode aufgegebene Plan realisiert und die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. Von den beiden andern lag der eine im Krankenhause und hatte sich ein Drittel vorbehalten, der andere hatte, wenigstens nach Macs Aussage, sein Drittel für verschiedene „Waren“ an ihn verkauft und deshalb nichts weiter mit diesem Fund zu schaffen, der allem Anschein nach weder durch Licenz noch Versuchsbrief gesetzlich geschützt war.

Wenigstens wußte Mac nichts von andern legalen Papieren außer dem Analysezeugnis, das nach seiner Ansicht alles Nötige enthielt und dessen Original sich in den Händen des kranken Kameraden befand, so viel er sich erinnern konnte.

Wie man sieht, war der Grund, auf welchem dieses Unternehmen begonnen werden sollte, ziemlich locker, aber noch schwieriger gestaltete sich die Sache, als wir entdeckten, daß Mac über die Lage des Platzes nichts Sicheres wußte. Sein umflorter Blick fuhr forschend über die Umgebung, er führte uns bald die Bergabhänge hinauf, bald hinab, ruhte oft lange tief in Gedanken versunken und konnte manchmal nicht einmal die Himmelsrichtung erkennen.

In der Nacht schlief er unruhig und hatte Träume und Frostschauer, was uns alle bekümmert machte, wie die mit so großen Hoffnungen unternommene Expedition enden würde.

Am zweiten Tage erreichten wir den westlichen Abhang „the Kaap“, aber Mac schien das Terrain nicht zu erkennen und führte uns weiter gegen Norden. Auch dort war er nicht gewesen und konnte nirgendswo den Wacholderstrauch wiederfinden, der nach seinen eigensinnigen Behauptungen auf dem Fundort stehen sollte.

Als auch der andere Tag unter solchem Suchen sich seinem Ende näherte, machte ich Hudson den Vorschlag, Mac einen der Schwarzen mitzugeben und die Suche fortsetzen zu lassen, während wir unser Lager aufschlugen, die Maulesel anpflöckten und auf eigene Faust die eine oder andere Versuchsgrube in diesem Gebiet in Angriff nahmen.

Der Vorschlag gefiel Mac nicht, wurde aber gleichwohl ausgeführt, worauf die beiden unsern Blicken entschwanden.

Wir hatten schon eine metertiefe Grube gegraben, als es dunkel wurde und wir die Spaten für diesen Tag ruhen ließen. Weder von Mac noch von dem Neger ließ sich etwas bemerken, obschon wir durch Rufe, Schläge mit der Schaufel und endlich mittelst Revolverschüssen ihre Schritte zu leiten suchten. Die ganze Nacht warteten wir auf sie, denn der Neger wenigstens mußte den Lagerplatz wohl wiederfinden können. Aber alles vergebens.

Am folgenden Tage vollendeten wir die Versuchsgrube, gelangten auf den Felsgrund und entnahmen Quarzproben, die hier eine dunklere Farbe mit dichten Glimmerkristallen zeigten. Es wurde die gewöhnliche Pulverisierung vorgenommen, und ich wollte gerade aus einer ziemlich entfernten Wasserrinne die erforderliche Menge Wasser holen, als ich auf dem Grund derselben etwas in der Morgensonne leuchten und glänzen sah. Indem ich mich dicht auf die Wasserfläche niederbeugte, beobachtete ich nun zum erstenmal kleine Goldkörner, die im Sand auf dem Grund des Bächleins funkelten, und ich zögerte nicht, von diesem Sand einen ganzen Vorrat herauszuholen, der auf der naheliegenden Felsplatte ausgebreitet wurde.

Die kleinen blanken Goldkörner erreichten kaum die Größe eines Stecknadelkopfes, waren teilweise sehr fein und kamen so spärlich vor, daß nur etwa ein Stieg aus dem ganzen Sandhaufen herausgelesen werden konnte.

Ich begriff die Bedeutung des gemachten Fundes, steckte die Körner gut getrocknet und von Schlamm befreit zu mir, füllte das Blechbecken mit Wasser und kehrte zu unserem Zeltplatze zurück, wo Hudson mir über mein langes Ausbleiben Vorwürfe machte, weil ich gewußt habe, daß wir es eilig hatten.

Sobald die Schwarzen das Pulver ausgewaschen hatten, in welchem keine Spur von Gold zu entdecken war, zog ich Hudson auf die Seite, zeigte ihm die Goldkörner und vertraute ihm an, wie ich sie gefunden hatte. Mit der Ruhe und dem Phlegma wirklicher Engländer verhandelten wir diese Sache, die eine so große Bedeutung hatte, und beschlossen endlich, daß der Fund, den er als echter Gentleman mir sofort allein überlassen wollte, schnell untersucht werden sollte, nachdem die Neger unter irgend einem Vorwande entfernt worden waren.

Die beiden Schwarzen erhielten nun Befehl, sofort nach Mac und seinem Begleiter zu suchen, und sie waren kaum außer Sehweite gekommen, als wir in unser Zelt krochen und die Goldkörner einer Salpeterkur unterwarfen, welche ergab, daß es bergfeines Gold oder Alluvialfund von wenigstens 90 Prozent war, das in der Bank mit 4 Pfund per Unze bezahlt wurde.

Es erwies sich als unangreifbar für Säuren, und damit war dessen Echtheit konstatiert.

Wir begaben uns nun nach dem kleinen Bache, der in großen Windungen und Sprüngen den Abhang herabschoß und dessen geringe Wassermenge verriet, daß er in der Sommerzeit ganz austrocknete. Er entsprang einem Sumpfe hoch droben am Berge und mündete in der Entfernung eines halben Kilometers in einen größern Bach, dessen oberer Lauf noch zu sehen war.

Wir untersuchten den Sand in mehreren kleinen Wasseransammlungen, fanden aber kein Gold mehr als gerade dort,

wo ich den Fund gemacht hatte. Mittels des Blechgeschirrs, in dessen Handhabung Mr. Hudson schon eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, sammelten wir noch einige Stiege Goldkörner, worauf die Stelle mit Reisig und anderem Material verborgen wurde, nachdem wir dieselbe gemessen und abgezeichnet hatten, worauf wir nach dem Zelte zurückkehrten, um unsere dürftige Mahlzeit einzunehmen.

Es wurde nun beschlossen, die Suche nach Mac und seinem Claim aufzugeben, und daß alle Teilnehmer außer mir zurückkehren sollten, während ich gut bewaffnet im Zelt bleiben und die Kameraden erwarten wollte, welche mit Dienern und allen unsern Habseligkeiten hierherziehen und ein Lager aufschlagen sollten.

Ich konnte zuletzt Hudson bewegen, einen Teil des Fundes als Beweis der Dankbarkeit anzunehmen für alles, was die Brüder während unserer fünfjährigen Bekanntschaft für mich gethan hatten und gewesen waren. Sobald unsere schwarzen Gehilfen, die vergebens den ganzen Vormittag nach Mac gesucht hatten, zurückgekommen waren, wurde das Vorhaben ausgeführt, und ich war bald ganz allein in dieser Wildnis, deren Öde durch den wieder herabströmenden Regen keineswegs vermindert wurde.

Aber Mac, der uns alle in dieses Wetter hinausgelockt hatte und mit Grund allerhand Unannehmlichkeiten für sein dummes, wenn nicht betrügerisches Benehmen erwarten konnte — er kehrte noch immer nicht zurück, ebensowenig unser schwarzer Diener.

Erst lange nachher sahen wir ihn in Barberton wieder, noch verwilderter als früher und ohne einen Gedanken an das Geschehene. Ich machte ihm Vorwürfe wegen seiner Handlungsweise, besonders gegenüber den Gebrüdern Hudson, die ihm so viel Gutes erwiesen hätten, und fragte ihn, wann er ihnen ihr Geld wieder zurückzubezahlen gedenke.

„Die Geschichte habe ich rein vergessen," sagte er, „sie mögen sich an die Grube halten, wie die andern!"

Daß er von uns fortgegangen und einen unserer Schwarzen mit sich genommen hatte, das erschien ihm wie ein Traum, die Goldgrube aber spukte noch immer in seiner Phantasie und war vorhanden, aber auch nur, solange er sich in „the Kaap" aufhielt.

Von dem Neger, der bereits die Sache durchschaut hatte, vernahmen wir, daß Mac nach der Trennung von uns direkt nach einem Wirtshaus in Lady Moore, wo jetzt die Eisenbahn vorüberführt, gegangen war, dort eine neue Geschichte von Gruben in der Umgegend zusammengebraut und den Wirt um Whisky, Rum und Geld beschwindelt hatte. Der schwarze Jüngling, der gar nicht glauben konnte, daß ein Weißer solche Fabeln und Lügen erdichten könnte, begleitete Mac noch einige Tage auf der Rückkehr nach Barberton und nahm an seinen Orgien teil; dabei gingen ihm aber die Augen auf, und er beeilte sich, uns in unserem neuen Lager aufzusuchen.

Solche Gruben, wie diejenige Macs, hat gewöhnlich jeder Lump in den Goldfeldern, aber selten dürfte ein derartiger „Fund" so viele Schwierigkeiten, aber schließlich auch ein solch befriedigendes Resultat gehabt haben, wie derjenige Macs, denn ohne ihn hätten wir wahrlich nicht so bald eine lohnende Thätigkeit in „the Kaap" gefunden, wie es nun der Fall war.

36. Unser erster Claim.

Die Ader, von welcher die im Hudson-Claimbache gefundenen Goldkörner herstammten, mußte jedenfalls in unmittelbarer Verbindung mit dem Wasser des Baches stehen, und deshalb war es am besten, das an den Wasserlauf gren-

zende Gebiet gesetzlich durch „Licenz“ zu schützen, möchte sie auch überhaupt einen ganzen Block oder 10 Claims umfassen. Ein solcher Block kostete zwar 10 Pfund per Monat, aber die Gesellschaft forderte keinen Vorschuß, sondern behielt bloß die Originallicenz als Sicherheit, und vor Schluß des ersten Monats wurden allerhand Ausgleichungen gestattet.



Erster Versuch.

Ich hatte deshalb Hudson ersucht, vor dem Lagerwechsel den Fund auf dem Kontor der Gesellschaft anzumelden, eine Licenz im Namen aller, d. h. den Hudsons und meinem eigenen ausfertigen zu lassen und im Konzessionsgesuch den Claim „Hudson-Claim“ nennen zu lassen.

Aber der ältere Bruder ging nur auf die letztere Bedingung ein, dagegen lautete die Licenz einzig auf meinen Namen, als ich sie zu sehen bekam — ein nach meiner Ansicht

zu weit getriebenes Zartgefühl, das mich nun zum Vorgesetzten der Brüder machte, nachdem es vorher umgekehrt gewesen war.

Inzwischen wurde der Fund in gewöhnlicher Weise durch Anschlag auf der großen Tafel der Gesellschaft bekannt gemacht, und zehn Tage später, nachdem der Umzug stattgefunden hatte, langten zwei Beamte der Gesellschaft in unserem Claim an, die ein Papier folgenden Inhaltes mitführten:

Licenz Nr. 161.
für

den schwedischen Unterthan N. N., um auf dem Gebiet der Goldwäscherei-Aktiengesellschaft Sheha, Block Nr. 1014, eine Strecke am Winter-falls-river von 500 m Länge und 10 m Breite von Punkt A[12] im Norden gegen Süden zu bearbeiten, welcher Fundort, der laut Angabe Golderz enthält und „Hudson-Claim" genannt wird, in 10 Claims eingeteilt werden soll, wofür der Eigentümer an Steuer den dritten Teil mit 9 Pfund Sterling 10 Schilling per Monat von dato an, an die Gesellschaft zu entrichten hat.

Barberton, den 12. April 1886.

Für die Sheha A.-G.
O. Boieve. C. Cruton.

Wer ein näheres Anrecht auf die Ausbeutung obengenannter Claims zu haben glaubt, möge sich innerhalb zehn Tagen von obigem Datum an bei dem Präsidenten der Gesellschaft anmelden, der mitteilt, was der Beschwerdeführer zu thun hat, im Fall der Unterlassung aber fällt jeder anderweitige Anspruch auf diese Licenz dahin.

Am 25. April 1886 wurde diese Licenz von der schwarzen Tafel entfernt und als einwandfrei und legal erklärt, was zum Zeugnis N. N. mitgeteilt werden soll.

Wie oben: O. B. & C. C.

Gebühr: 5 Schilling. Stempel.

Die Beamten maßen und verzeichneten das Gebiet, stellten Marksteine mit einem gelben Stock an den Grenzen desselben auf und beglückwünschten uns zu unserem Unternehmen, worauf sie abreisten.

Das Gerücht von diesem Fund hatte sich schon so weit verbreitet, daß mehrere Glückssucher in „the Kaap“ sich bei uns einfanden und mehrere Konzessionen auf umliegende Gebiete erworben wurden, in der Hoffnung, dort ebenfalls Gold zu finden. Unter den Besuchern waren auch Börsenschwindler und Grubenagenten, welche unter üblichen Bedingungen Funde an uns verkaufen wollten, manche garantierten einen Verdienst bis zu 10 000 Pfund Sterling, während wirkliche Spekulanten das Ganze auf höchstens 1000 Pfund Sterling schätzten.

Unterdessen dämmten wir das Wasser des Baches auf und sammelten das Baumaterial zu einem Waschapparat größeren Stils. Der goldführende Sand wurde herausgeschöpft und durch mehrere Wasser geseiht, bis die Goldkörner, weil schwerer, zurückblieben. Darauf wurden Versuchsarbeiten dem Grund des Baches entlang angestellt, und zwar auf verschiedenen Stellen, um die Ader zu finden, aus welcher der Goldsand herrührte. Wir hatten sechs erwachsene Kaffern in unseren Diensten, die jede schwerere Arbeit verrichten mußten, während wir selbst im Anfang, unterstützt von einem erfahrenen Goldgräber, der auf den Goldfeldern Australiens gewesen war, das Ganze leiteten.

Eine fieberhafte Unruhe herrschte in unserem kleinen Lager und die nächste Umgebung bevölkerte sich rasch mit Scharen von Goldgräbern, die da glaubten, daß in „Winterfalls-river“ der rechte Ort sei, um das Glück zu versuchen.

Der goldführende Sand war bald expediert und gab nur einige hundert Pfund reinen Verdienst, aber die Ader war noch immer nicht zu entdecken. Wir hatten schon mehrere Versuchsgruben gesprengt, und das Wasser des Baches verminderte

sich von Tag zu Tag. In der größten Spannung verbrachten wir nun beinahe einen Monat lang unter erfolglosen Versuchen, dem Gold auf die Spur zu kommen, mehrere Kilogramm Dynamit wurden täglich verbraucht, und die Schwarzen arbeiteten Tag und Nacht an neuen Bohrlöchern und Versuchsgruben, aber alles vergeblich.



Nach einwöchentlicher Arbeit.

Sollte schon alles zu Ende sein?

Und noch kam es uns vor, als hätten wir kaum angefangen.

Ich war beinahe zur Verzweiflung gebracht und machte meinen Kameraden den Vorschlag, das Ganze rasch zu den üblichen Bedingungen zu verkaufen, um wenigstens das ausgelegte Geld wieder einzubringen, als die Ader an einer

ganz anderen Stelle, als wir erwartet hatten, zu Tage gesprengt wurde.

Etwa 100 m weiter obenher im Bache, in welchem der goldführende Sand gefunden wurde, und mehrere Meter tief im Boden hatte sich das Wasser einen unterirdischen Kanal gegraben, und auf dem Grund desselben trat die Ader zu



Erzpochwerk.

Tage, dünn wie eine Bleistiftspitze, mit zerstreuten Körnern in dem dunklen Quarz.

Wir errichteten in größter Eile eine Schranke um die Grube, zerstießen und wuschen ein Stück des Erzes und fanden nach unserer ungefähren Berechnung einen Gehalt von wenigstens 45 Prozent.

Die ausgestandene Aufregung hatte meine Nerven in solchem Grade angegriffen, daß ich mich zu Bett legen

mußte und mehrere Tage zur Erholung bedurfte. Unterdessen wurde unverdrossen an dem neuen Fundort gearbeitet und nach Verlauf einer Woche waren wir schon so tief hinabgelangt, daß das Erz mit Winden heraufgeholt werden mußte.

Zuerst verkauften wir das Erz an die Wäscherei der Gesellschaft, als wir aber auf diese Art eine solche Summe gewonnen hatten, daß wir einen neuen Versuch wagen durften, so beschlossen wir, im „Hudson-Claim“ ein Pochwerk und eine Wäscherei, wenn auch von einfachster Konstruktion, einzurichten, denn der Bach lieferte nur etwa Dreivierteljahre genügend Wasser. In der übrigen Zeit war der „Winterfalls-river“ seiner ganzen Länge nach ausgetrocknet.

Unter solcher Beschäftigung verstrich ein ganzes Jahr, wobei sich unser Lager nach und nach in eine Zeltstadt verwandelte, während unternehmende Marketender und Lieferanten mehrere Baracken aus Holz und Zink gebaut hatten.

Das „Pochwerk“ wurde von einem Maulesel gezogen und beschäftigte allein fünf Mann, und überdies hatten Schwarze oder Farbige, vollauf Arbeit an der Grube.

An derselben führte nunmehr der jüngere Hudson die Aufsicht, während der ältere die Ablöhnungen und Kontorarbeiten besorgte, ich reiste zwischen der Stadt und dem Lager hin und her, um die Lieferungen und Einkäufe unserer Bedürfnisse auszuführen. Oft erkundigte man sich auf diesen Reisen bei mir über unser Unternehmen und einmal wurde mir auf der Bank direkt Hilfe angeboten, wenn wir uns entschließen sollten, unser ganzes Werk zu verkaufen.

Indem ich meinen Kameraden dieses Anerbieten mitteilte, betrachtete ich jedoch meinerseits diese Frage als eine verfrühte, aber wir beschlossen, die Sache zu bedenken, falls die Umstände auf den Goldfeldern dazu veranlassen sollten.

Keiner von unseren Nachbarn hatte noch zu Anfang des Jahres 1887 Golderz gefunden, weshalb die meisten derselben

in dieser Zeit nach dem nördlichen Teil von „the Kaap" zogen, woher das Gerücht von den ersten größeren Funden in Transvaal gedrungen war. So wurde z. B. berichtet, daß ein Goldgräber Erz bis zu 95 Prozent Gehalt, vermischt mit großen Stücken bergfeinen Goldes von mehreren hundert Pfund Wert gefunden habe.

Ich reiste dorthin und fand die Gerüchte zwar übertrieben, aber doch nicht ganz unbegründet, denn in drei neuen Claims war das Erz bedeutend gehaltvoller als bei uns, und es wurden Klumpen reines Gold in der Größe von Haselnüssen vorgewiesen.

Unsere eigene Unternehmung litt unter diesen Verhältnissen in „the Kaap" bedeutenden Abbruch, indem alle Schwarzen uns an einem Tag in der Erwartung größeren Verdienstes auf dem neuen Block im Stiche ließen. Diese Neger wurden halb verrückt, sobald sich größere Nachfrage auf ihrem Arbeitsmarkt verspüren ließ, denn der Tagelohn genügte ihnen nie und nach guter Behandlung fragten sie wenig, wenn sie nur einige Schillinge mehr Wochenlohn verdienen konnten.

Auch „Tonny", der unterdessen herangewachsen war und sich zu einem stattlichen Burschen entwickelt hatte, verließ mich jetzt, obschon niedergeschlagen, unter dem Vorwand, heimreisen und eine Frau kaufen zu wollen.

Ich versprach ihm, seinen Wochenlohn von einem Pfund, das Höchste, was bisher einem Schwarzen bezahlt worden war, auf zwei Pfund zu erhöhen, aber alles vergebens.

So blieb uns nichts anderes übrig, als bis auf weiteres die Arbeit auf dem „Hudson-Claim" niederzulegen und das Ende der Krise abzuwarten, denn wir allein konnten beim besten Willen nicht die Bohrungen in der Grube fortsetzen.

37. Der Negerprinz als Goldgräber.

Das Goldfieber, das uns der Arbeiter beraubt und unseren Claim schnell öde gemacht hatte, beinahe so wie zu Macs Zeit, hatte seine Wirkung nicht allein auf Transvaal, sondern weit über die Grenzen von ganz Südafrika ausgedehnt, und das Gerücht von den Schätzen, die in der jungfräulichen Erde der Republik verborgen sein sollten, vergrößerte sie um so mehr, je weiter die Entfernung vom Goldlande war.

Auch unser guter Bambo hatte die Geschichte von den Erfolgen der Goldgräber in „the Kaap“ in der letzten Zeit vernommen, und da er glaubte, daß wir, seine alten Freunde ebenfalls an der Ernte teilnähmen, so konnte er seine Ungeduld nicht zügeln, sondern begab sich mit seiner „Prinzessin“ und allem nach Transvaal, wo er während der Regenzeit anlangte.

Die Diamantenfelder wurden in dieser Zeit allgemein verlassen, da die Erzadern dieses Edelsteines immer mehr abnahmen, und die große Menschenmasse strömte nach Transvaal, wo ungefähr gleichzeitig an mehreren Stellen Goldfelder entdeckt wurden.

Mehrere tausend dieser Glücksritter nahmen ihren Weg nach „the Kaap,“ und Barberton, unser früher so unbedeutender Hauptort, schwang sich binnen einem Jahre zu einer Stadt dritten Ranges auf.

Während einer Werbungsreise, die ich infolge der Arbeitseinstellung nach dieser Stadt unternahm, traf ich mit Bambo zusammen, der kürzlich in Gesellschaft seiner ganzen Arbeiterabteilung von den Diamantenfeldern in Colesberg angelangt war.

Ich hieß ihn herzlich willkommen und lud ihn mit seiner Begleitung in unser Lager ein, wo wenigstens 50 Mann Platz fanden, wenn sie sich mit der hier üblichen Löhnung begnügen wollten.

Nach einer kurzen Beratung mit seinen Leuten, die ihm als ihrem Häuptling und Herrn zu huldigen schienen, beschloß er das Anerbieten für sich selbst, seine Frau und seine Schwäger anzunehmen, die übrigen Leute dagegen sollten sich nach den North gold mines of the Kaap begeben und dort die weiteren Entschlüsse ihres Chefs abwarten. Dieser, der bei Ausbruch des Goldfiebers in Colesberg seine Arbeit niederlegen mußte, schien die Absicht zu haben, selbst Goldgräber zu werden, wenn die Verhältnisse es erlaubten, andernfalls aber sich mit seiner ganzen Abteilung an uns anzuschließen und das Erzbrechen fortzusetzen.

Wir suchten Bambo und seinen Angehörigen den besten Empfang zu bereiten, den ein Goldgräberlager bieten kann, und wir sahen nicht ohne Freude, daß die natürliche Hoheit und Feinfühligkeit, die sich in dem ganzen Benehmen dieses Zulus ausprägten und ihn vor allen Schwarzen auszeichneten, mit denen wir in Berührung gekommen waren, nun zu ihrem Rechte kamen und ihn bei seiner ganzen Umgebung respektiert und geachtet machten.

Die Prinzessin selbst war von diesen angeborenen Eigenschaften ihres Mannes beeinflußt worden. Sie kam uns fast wie eine zivilisierte Dame vor, war auch wie eine solche gekleidet und ihre Reize bedeutend mehr verhüllt, als damals, als wir das Vergnügen ihrer Gesellschaft genossen. Die Ehe war kinderlos geblieben, aber jedenfalls so glücklich, wie man es von einer unter so eigentümlichen Umständen geknüpften Verbindung verlangen konnte.

Der „Prinz“ erzählte uns seine Erfahrungen auf den Diamantenfeldern, wo er der erste Farbige gewesen war, dem

auf eigene Rechnung in der Grube zu arbeiten gestattet worden war.

Seine Arbeit war nicht fruchtlos gewesen, aber die guten Schwäger, die ihm Mithilfe geleistet, hatten einen guten Teil des Verdienstes auf Vergnügungen verwendet, und er hatte seiner Frau und ihren Verwandten nicht abschlagen können, was sie begehrten. Schließlich hatte er sich von einem Grubenmakler den ganzen Claim um ein Spottgeld abschwatzen lassen und war nach dem Kap gereist, wo mehrere Impresarios ihm und seiner „Prinzessin" große Summen anboten, wenn sie sich auf eine Schaustellungstournee durch Europa mitnehmen lassen wollten.

Bambo war sich kaum über den Sinn dieses „Spaßes," wie er es nannte, klar geworden, als er den Agenten ein echtes „Negergelächter" als Antwort zukommen ließ und Hals über Kopf vom Kap abreiste.

Er ließ sich dann als Privatmann in Colesberg nieder, wo alle Schwarzen sich um ihn sammelten, und wo er seither „Hof gehalten" hatte, bis das Goldfieber ausbrach. Nun waren seine Einkünfte beinahe erschöpft und da er nicht wie europäische Fürsten von seinen Unterthanen eine Apanage erhalten konnte, so mußte er sich entschließen, wieder den Spaten zu ergreifen und das Haus samt Inhalt an den neuen Besitzer des Claims zu veräußern.

Aber seine elegante Ausstattung und die Andenken an die Hochzeit hatte er noch und trat in „the Kaap" als vollendeter Gentleman auf.

Sein hellgrauer Cylinder und die Glacehandschuhe unterschieden ihn von der Menge der Goldgräber und er trug nunmehr seine Tracht mit der gleichen stolzen Würde wie nur je ein Habitué im Hydepark Londons.

Allein diese Eleganz konnte an einem Orte wie „the Kaap" nicht von Dauer sein, der Regen fiel in Strömen und wir

hatten volle zehn englische Meilen bis zu den North mines zu reisen, wo er eine Zusammenkunft mit seinen Landsleuten verabredet hatte, und wohin wir ihn an einem der nächsten Tage begleiteten. Seine Gemahlin blieb in unserem Lager zurück, während die Männer auf einem Meeting beschließen wollten, was gethan werden sollte.

Ich war auf diesem Negermeeting anwesend und kann der Wahrheit gemäß bezeugen, daß die Opposition auf dem Reichstag der Schwarzen ebenso hitzig und rücksichtslos ist, wie bei uns, wenn nicht noch schlimmer.

Bambo als selbstbestallter Redner befürwortete unseren Vorschlag warm und überzeugend, aber die Führer der Kaffern verlangten, daß man auf eigene Faust Gold graben und sich nicht als Sklaven der verdammten Weißen hergeben sollte, die nur auf den eigenen Vorteil bedacht seien und den Schwarzen Kraft und Mark aussögen u. s. w.

Wie man sieht, wütete noch das Goldfieber unter diesen Schwarzen, und da die Sache der Freiheitsfreunde mit so großem Talent geführt wurde, wie hier, so konnte das Resultat nicht zweifelhaft sein.

Wir verließen dieses Meeting unter dem ärgsten Wortwechsel und vernahmen erst am folgenden Tage den Beschluß, der darauf ausging, daß der Kaffernchef mit seinen Leuten das Goldgraben auf eigene Faust betreiben wollte, und daß kein Weißer an den erwarteten Reichtümern Anteil haben sollte.

Ein „Kraal“ wurde in der größten Eile auf dem Berge errichtet und die Schwarzen fuhren überall umher, wie besessen, wo sie das gelbe Metall in der Erde vermuteten und wühlten mit ihren Assagaien, dem einzigen Werkzeug, das sie mitgenommen hatten, im Boden. Als aber das Resultat einer solchen Goldgräberei, wie zu erwarten war, nur in gegenseitiger Uneinigkeit und polizeilicher Verfolgung bestand,

denn sie hatten es unterlassen, die Behörden um eine Bewilligung zu ersuchen unter dem Vorwand, daß dies ihr eigener Berg sei, so bekam Bambo das ganze Unternehmen bald satt und er machte ihnen sein Ultimatum bekannt, nämlich, daß er zu seinen weißen Freunden zurückkehren wolle, wo er seine Familie habe, und daß nur eine kleine Anzahl Getreuer, die er selber auswählte, ihn begleiten dürfe.

Alle anderen verwünschte er zum „the devil," sie waren in Ungnade gefallen und mochten sich nun selber helfen, so gut sie konnten.

Er selbst fand sich kurz darauf in unserem Lager ein, aber in derangierter Toilette und miserabelster Laune. Er hatte am Ende die „schwarzen Teufel" handgreiflich zurechtweisen und praktisch das einzige Recht anwenden müssen, das unter ihnen Geltung hat, nämlich das Faustrecht.

Nur 13 Mann brachte er von allen seinen Unterthanen mit sich und sie wurden sofort als Bohrer, Sprenger und Wäscher im Lager unter seiner Aufsicht angestellt.

Da sie auf den Diamantenfeldern schon vorher an diese Arbeiten gewöhnt worden waren, so wurden sie als brauchbar befunden und die Goldgräberei konnte, nachdem sie einen Monat lang eingestellt worden war, wieder aufgenommen werden.

In den folgenden Tagen langten mehrere andere Neger aus dem Zulustamme an, so daß wir am Ende der Woche die volle Arbeiterzahl auf „Winterfalls Claim" hatten. Inzwischen aber waren die Erzpreise infolge der vermehrten Zufuhren gesunken, und wir mußten mehr als früher alle Waschungen und Extraktionsarbeiten selbst besorgen. Die Wäscherei wurde erweitert und ein neuer Kanal nach dem Sumpf gegraben, um während des ganzen Jahres gleichmäßigen Wasserzulauf zu haben.

— — — — —

38. Ein falsches Telegramm.

In der darauffolgenden Zeit strömte eine solche Menge von Fremdlingen nach unserem Distrikt, daß der Berg förmlich von Leuten wimmelte. Wohl wurden mehrere große Funde gemacht, aber die meisten Glücksucher kamen schließlich dahin, durch körperliche Arbeit für andere das Brot zu verdienen, das sie unter anderen Umständen für sich selbst in reichlichem Maße zu erwerben gehofft hatten. Auf solche Weise zerfiel bald die ganze zahlreiche Bevölkerung von selbst in zwei große Gruppen, die abwechselnd sich gegenseitig beobachteten, Claimbesitzer und eigentliche Arbeiter, die letzteren wieder in zwei Gruppen, weiße und farbige Arbeiter.

Sobald ein Weißer an Taglohn so viel verdient hatte, daß er eine Ausrüstung als selbständiger Erzsucher anzuschaffen vermochte, so verließ er seinen Herrn oder seine Gesellschaft (denn in dieser Zeit waren eine Menge neuer Gesellschaften entstanden) und begab sich auf Entdeckungsreisen, um gewöhnlich nach einigen Wochen oder Tagen zurückkehren und wieder für die Gesellschaft arbeiten zu müssen. Wenn der Proviant zu Ende war und sich kein Gold finden ließ, so verstand sich so etwas von selbst, verhinderte aber nicht, daß er im nächsten Monat mit oder ohne Beistand eines Farbigen den Versuch erneuerte.

Die Kaffern, weniger gewinnsüchtig, blieben dagegen in den meisten Fällen als Diener zurück, bis sie eine hinreichend große Summe verdient hatten, um imstande zu sein, nach dem heimischen Kraal zurückzukehren und dort einen eigenen Herd zu gründen.

Außer diesen drei Arten von Menschen, trat in „the Kaap“ bald noch eine vierte auf, nämlich Geschäftsleute, Börsen- und Grubenschwindler und die sog Gründer.

Sie verursachten die größte Unordnung und mehrere Fallissemente und gegen sie half kaum etwas anderes als der Revolver, diese Waffe, die ein Claimbesitzer gern zur Hand hat.

Gleich den Heuschrecken im Herbste überschwemmten sie unser Lager, indem sie großen Gewinn versprachen, wenn man ihnen den Auftrag erteilen wollte, mit der Grube „Geschäfte zu machen", sie zu verkaufen oder das ganze Werk auf Aktien zu setzen u. s. w.

Wie verführerisch alle diese Versprechungen auch tönten, so hatte doch niemand von uns denselben sein Ohr geliehen während der ersten Krise, als aber durch die Schachtarbeiten, die durch tieferes Eindringen in den Berg notwendig wurden, sowie durch Verschlechterung der Ader nach unten eine neue drohte, so beschlossen wir nach Beratung mit einem erfahrenen Grubeningenieur, lieber das Ganze zum Verkaufe auszubieten, als Gefahr zu laufen, den Tag zu erleben, an dem die Druse ein Ende nahm und das ganze Werk als wertlos aufgegeben werden mußte.

Ich teilte einem Beamten der Bank unseren Beschluß mit zugleich mit dem Wunsche, daß er, da wir vor den Herren Gründern gewarnt worden waren, die Sache vermitteln und uns einen Käufer mit Kapital verschaffen möchte, so daß wir auf einmal alle unsere Rechte am Claim veräußern könnten.

Er versprach sein Bestes zu thun und sagte, daß er mehrere Kapitalisten aus London mit schon in „the Kaap" engagiertem Kapital erwarte. Von diesem Tage an wurden die Besuche bei uns noch zahlreicher, und eine Menge unbekannter Personen betrachteten alle Augenblicke das Werk und holten sich Proben von dem Erz.

Mehrere Monate verstrichen auf diese Weise, ohne daß wir ein unseren Wünschen entsprechendes Angebot erhalten

konnten, als eines Tages ein vornehmer fashionabler Reiter im Lager anlangte, der zu Mr. Hudson geführt zu werden verlangte.

Der ältere Hudson, der sich bei dieser Gelegenheit allein in der Grube aufhielt, empfing ihn und erteilte die gewünschte Auskunft.

Der Mann, dessen Name Hooke war, gab sich für einen Bevollmächtigten einer großen Bankfirma in London aus, auf deren Börse unsere Unternehmungen in Transvaal bekannt geworden seien, und hatte den Auftrag, eine gewisse Summe für das ganze Werk nebst Gebäuden und allem zu bieten.

Das Angebot, bis jetzt das höchste, veranlaßte ein längeres Gespräch zwischen den beiden Herren, wobei Mr. Hooke seinen Kreditbrief und Bankanweisungen vorwies, und die Verhandlungen endeten schließlich damit, daß Hudson durch die angebliche Eile des feinen Herrn in unser aller Namen das Angebot annahm und per Bankanweisung 1000 Pfund als Handgeld erhielt.

Man denke sich unsere Überraschung, als der jüngere Hudson und ich bei der Rückkehr ins Lager Tom abwesend und auf seinem Tisch einen Zettel mit folgenden Worten fanden:

Grube verkauft, reite zur Bank!

Daneben lag ein kürzlich angelangtes unerbrochenes Telegramm folgenden Inhalts:

Hudson, Barberton!

Biete zwölf für Claim, telegraphische Antwort Wilson. Bank Johannesburg.

Wie lebendige Fragezeichen standen wir da und sahen einander an. Sollte die Grube, wie wir glaubten, um den uns gebotenen Preis von zehntausend Pfund verkauft worden und im gleichen Augenblick ein höheres Angebot angelangt sein, ohne daß Tom davon wußte?

Da es sich um eine so große Summe wie 2000 Pfund handelte, so war jede Minute kostbar, und wir eilten deshalb nach Barberton, dessen Bank die einzige war, die Tom in seinem Schreiben gemeint haben konnte. Dampfend und schweißtriefend nach dem heftigen Ritt langten wir am späten Abend dort an und trafen Tom, der gerade die Heimreise antreten wollte.

Er las das Telegramm und rief erstaunt:

„Zu spät, ich habe die Grube bereits für zehn verkauft!“ Wir wunderten uns alle drei und standen eine Weile ratlos. Aber dann erinnerten wir uns an unseren Bekannten in der Bank und suchten ihn trotz der späten Stunde auf.

Er empfing uns freundlich und gratulierte uns zu dem guten Handel, von dem er im Laufe des Abends vernommen hatte. Die Grube war auf seine Veranlassung auf der Börse in Barberton und in der Hauptstadt ausgeboten worden und er hatte zahlreiche Anfragen beantwortet. Was das neue höhere Angebot betraf, so glaubte er, daß es entweder ein ernstes Angebot wäre, das dem Bevollmächtigten „Mr. Hooke“ zu früh bekannt geworden war, der in diesem Falle einen guten Profit gemacht hatte, oder aber einer von jenen auf den Goldfeldern so häufig vorkommenden Possen, indem ein Agent den anderen narrte, in welchem Fall das Telegramm gefälscht oder wenigstens untergeschoben war.

Mochte es nun sein, wie es wollte, wir hatten uns nur an Mr. Hooke zu halten, der durch Kontrakt und Handgeld gesetzlich das Recht auf die Goldgrube erworben hatte, und erst, wenn die Liquidation von ihm versäumt wurde, konnte von neuen Unterhandlungen mit einem anderen Spekulanten die Rede sein.

Der Käufer war nirgends zu finden, obwohl wir ihn in allen Hotels suchten.

Er war nach der Unterzeichnung des Kontraktes in der Bank an der Telegraphenstation sichtbar gewesen, aber gleich darauf auf dem Wege nach Johannesburg abgereist.

Etwas beruhigt entfernten wir uns aus Barberton und hofften, daß die Sache ein gutes Ende nehmen werde. Der Vorfall war im Lager bereits bekannt geworden und Bambo, unser Aufseher, kam uns auf dem Weg entgegen, begleitet von seiner ganzen schwarzen Verwandtschaft.

Er bedauerte den Schritt, den wir so unvermutet unternommen hatten, und wollte nichts von neuen Herren hören. Lieber wollte er mit seiner Frau in die Kraale der Zulus zurückkehren und sich dort niederlassen — ein Ding, das seine Frau längst gewünscht hatte.

Wir suchten die treuen Seelen damit zu beruhigen, daß noch nicht alles abgemacht wäre, und daß wir selbst, weit davon entfernt, uns zur Ruhe setzen zu wollen, nun erst im Ernst das Goldsuchen beginnen und gern unseren „Prinzen" auch in Zukunft bei uns behalten wollten.

Inzwischen wurde die Arbeit auf dem Claim eingestellt und die Schwarzen erhielten einige nötige Ruhetage, während wir die Ankunft unseres Käufers abwarteten. Schon am folgenden Tage erreichte die Geschichte von dem Telegramm unser Lager, aber mit dem Zusatz, daß der Agent, der vergeblich versucht hatte, mit dem geheimnisvollen „Wilson" in Verbindung zu kommen und die Grube vorteilhaft an denselben zu verkaufen, schnell nach Johannesburg abgereist sei, um die Nachforschungen fortzusetzen. Man betrachtete es als sicher, daß er von Wilsons Telegramm Kenntnis erhalten hatte, noch ehe es in unsere Hände gekommen war, und deshalb bereits vorher Gelegenheit gehabt hatte, ein gutes Geschäft zu machen.

Das gleiche Gerücht meldete auch, wenn er seinen Plan nicht realisieren könnte, so würde er uns das Handgeld

schenken und den Kauf als null und nichtig betrachten, in welchem Falle wir die Gewinnenden sein würden.

In gespannter Erwartung verbrachten wir einige Tage in der Stille und entwarfen neue Pläne für die Zukunft. Wir beschlossen unter anderem, unter allen Umständen den Mann schadlos zu halten, der einen so großen Einfluß auf unser Schicksal in Afrika ausgeübt hatte und ohne dessen Dazwischenkunft wir vielleicht noch immer Söldner in der englischen Armee gewesen wären. Ich schlug vor, ihn an der Verteilung als Vierten teilnehmen zu lassen, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte, aber so weit wollten die Brüder ihr Wohlwollen gegen den „Prinzen“ nicht ausdehnen.

Sie waren der Ansicht, daß wir ihm damit einen schlechten Dienst erweisen würden, was nach anderen Beispielen zu urteilen, auf seine ganze Zukunft einen schädlichen Einfluß haben konnte.

* *
*

Indessen langte an dem festgesetzten Tage Mr. Hooke mit zwei anderen Herren, die wir schon früher auf dem Claim gesehen hatten, bei uns an. Sie erkundigten sich über alles, und der Agent zog uns auf die Seite und fragte, ob nicht einige Wochen Aufschub der Liquidation bewilligt werden könnten, in welchem Falle uns einige kleine Vorteile zu gute kommen sollten.

Er beabsichtigte nach dem Wunsche seines Vorgesetzten das ganze Unternehmen genossenschaftlich zu organisieren und bedurfte daher Zeit. Weil darauf vorbereitet, lehnten wir das Gesuch sofort ab, versprachen dagegen so viele Arbeiter als möglich neu anzustellen, um die Grabungen ins Werk zu setzen, was auch geschah.

Am gleichen Tage fand dann trotz des falschen Telegramms und unserer Ablehnung, Aktien der neuen Gesell-

schaft zu nehmen, vollständige Liquidation statt, und „froh wie Spielleute“ legte jeder von uns sein Drittel in die englische Bank.

---

39. Reisen und Abenteuer im Jahre 1890.

Die glückliche Wendung, die unsere Sache durch dieses Ereignis genommen hatte, würde mich in einem früheren Zeitpunkt wahrscheinlich übermütig gemacht haben, da ich nun, wenigstens nach schwedischen Verhältnissen betrachtet, wie auf einen Schlag von allen Sorgen um mein Auskommen befreit worden war. Ich hatte aber, wie mich dünkte, die erlangte Unabhängigkeit nur Zoll um Zoll und unter großen Gefahren und Schwierigkeiten erkämpft, und darum legte ich keine außergewöhnliche Munterkeit an den Tag, und kein Ausbruch der Freude kam von mir zum Vorschein, ich wurde von dem Phlegma meiner englischen Kameraden in hohem Grade angesteckt.

Die Natur der Neger zeigte sich dagegen nicht von dieser Art. Unsere schwarzen Diener arrangierten nämlich auf ihre Rechnung im Lager eine „Soirée dansante“ — ein kleines Extravergnügen, das wir ihnen gern gönnten. Bei dieser Gelegenheit legte Bambo vor den neuen Grubenbesitzern sein Talent als Arrangeur an den Tag. Ein Tanzboden wurde gemietet und eine Musikkapelle angestellt, die in vielem an unsere türkische in East London erinnerte, und alle Schwarzen wurden auf das freigebigste mit ihrem Geschmacke entsprechenden Erfrischungen bewirtet, die von dem Kellermeister in Barberton geliefert worden waren.

Und nun konnte man von diesen Schwarzen Freudenausbrüche hören, um die sie die wilden Tiere des Waldes beneidet hätten, und als die Belohnungen ausgeteilt wurden

— für jeden Mann ein Pfund, für den Aufseher fünfzig — da wurden die meisten von dem Zulugeiste ergriffen. Nationaltänze wurden ausgeführt, Kriegsgesänge ertönten und sogar ihre schleichenden Kriegsmanöver wurden, unter dem eignen hohen Befehl des „Prinzen", aufgeführt.

Der Gesang der Zulus ist höchst eintönig und gleicht der „russischen Messe", aber die Weichheit und Geschmeidig-



Barberton.

keit in ihren Kriegsspielen erinnert an die europäischen Equilibristen, die sie an Körperstärke sicherlich übertreffen.

Dank unserer guten Anordnungen und da eigentlich auch die Gelegenheit zu Streitigkeiten fehlte, verlief diese Festlichkeit, entgegen so vielen andern auf den Goldfeldern, ohne Gewaltthätigkeiten oder sonstige üble Folgen, und es war mir, als fiele ein Zentnergewicht von meiner Brust,

als wir für immer unsern ersten Claim verließen und beim Abschied einem jeden unserer farbigen Arbeiter die Hand drückten.

Die meisten von ihnen blieben unter der neuen Gesellschaft zurück, Bambo aber und seine „Prinzessin“ folgten uns nach Barberton, wo eine Woche später ein jeder von uns seine eigenen Wege ging.

Die beiden Engländer, deren arme Eltern noch am Leben waren, eilten nach England, um dieselben in Wales zu begrüßen. Bambo gab den eindringlichen Bitten seiner Frau nach und kehrte wieder zu dem Naturleben in das Zululand zurück, und ich selbst, der ich nach dem Tode der Eltern wenig oder keine Beziehungen mehr zu dem alten Schweden besaß, entschloß mich, im Goldlande die Rückkehr meiner Kameraden abzuwarten und auch auf den anderen Goldfeldern Südafrikas das Leben zu studieren.

Denn in einem Alter von dreißig Jahren sich vollständig zur Ruhe zu setzen, das konnte mir nicht einfallen, besonders in einem Zeitpunkt, als ein wenig „Wind in die Segel“ kam.

Unser Aufbruch von Barberton, wo wir, um die Bande, die bisher unser Schicksal in Afrika verbunden hatte, fester zu verknüpfen, auf gemeinsame Rechnung ein kleines Haus kauften, fand zu Anfang des Jahres 1890 statt.

Mein Weg führte mich zuerst nach Johannesburg, wo das bedeutendste Goldfeld der ganzen Republik gelegen war. Ich folgte mit dem Postwagen nach Middelburg, wo gerade die projektierte Eisenbahnlinie nach Pretoria abgesteckt wurde. Die Schwarzen sprangen splitternackt der Linie entlang, und eine fieberhafte Unruhe herrschte auf der Poststation, einem großen, von Reisenden und Bauern angefüllten Boerendorfe.

Ich empfand ein großes Behagen, als ich, in den Postwagen zurückgelehnt, dieses Gewimmel betrachtete, in dem ich mich selbst vor wenigen Jahren befunden hatte.

Das Gespräch im Wagen drehte sich meist um die politischen Verhältnisse in Transvaal, wo sich die Lage zwischen der Republik und ihren Protektoren, den Engländern, immer mehr zuspitzte.

Der Präsident in Transvaal, Paul Krüger oder, wie er meist von seinen Freunden genannt wurde, „Onkel Paul", hatte viele Anhänger, aber wir „Uitlanders" empfanden natürlich mehr Vorliebe für England und die Kolonialregierung, durch deren Fürsorge Frieden und Sicherheit an die Stelle der früheren Unordnung und des Kaffernkriegs getreten waren.

Da ich während meines Aufenthaltes in Johannesburg Gelegenheit hatte, den berühmten Boerenpräsidenten in der Nähe zu sehen, so dürften hier einige Personalnotizen über ihn am Platze sein.

Paul Krüger war zu dieser Zeit ein 65jähriger Mann von echtem Boerentypus, einfach gekleidet und von den übrigen Mitgliedern des Parlaments schwer zu unterscheiden. Er war von großer und kräftiger Gestalt und trug einen mächtigen wallenden Kinnbart. Seine Bewegungen waren geschmeidig, doch sein ganzes Wesen nichtsdestoweniger imponierend. Seine ganze Erscheinung zeugte von großer Besonnenheit, Ehrlichkeit und zäher Energie und flößte das vollste Vertrauen ein.

Die ihm nachgerühmte „Bauernschlauheit" äußerte sich weniger in List, als vielleicht in Verschlagenheit, da er gleich Moltke als ein „großer Schweiger" bezeichnet werden kann.

Krüger ist ein „selbstgemachter Mann", auf einer Boerenfarm aufgewachsen und ohne die gewöhnlichen Schulkennt-

nisse. Seine Regierungsschreiben zeichnen sich aber, trotz ihrer mangelhaften Orthographie, durch staatsmännische Klugheit, Herzensgüte und Wohlwollen aus, welch letzteres das Ganze wie ein roter Faden durchzieht.



Paul Krüger.

Ich sah ihn zum erstenmal in der Kirche, wo er am Altar und von der Kanzel zu seinen Leuten sprach und sie ermahnte, an ihrer uralten Gottesfurcht und ihren reinen Sitten festzuhalten. Er fungierte vollständig als Prediger nach dem englischen Ritual, und sein Äußeres erinnerte dabei an einen Patriarchen.

Es war während des Osterfestes, und von allen Seiten waren Leute nach der Stadt geströmt, so daß die Kirche gedrängt voll war. Das „Nachtmahl“ (Abendmahl), das dieser Predigt folgte, dauerte bis zum späten Abend, und die Andacht und Feierlichkeit erhielt sich ungeschwächt die ganze Zeit.

Als ich in Johannesburg alles Interessante besehen hatte, begab ich mich kurz nach Ostern nach „Witwaters-



Johannesburg.

rand“, dem großen Goldfeld, welches damals von Leuten aller Nationen wimmelte.

Das Goldfieber raste hier schlimmer als auf unserem Feld, aber es wurden auch größere Resultate erzielt.

Von der ganzen Goldproduktion in Transvaal sollen neun Zehntel von „Rand“ herstammen und nur ein Zehntel „the Kaap“ und Lydenburg angehören.

Hier stand die Spekulationslust in der vollsten Blüte, eine Menge Schwindelgesellschaften entstanden in rascher Folge und stürzten wieder zusammen, und viele wurden

ruiniert. Grobe Betrügereien gehörten zur Tagesordnung, und gewissenlose Agenten gingen in ihrer Frechheit so weit, daß sie aus den Erzlagern gewisse, ergiebigere Klumpen ausgruben und sie als gleichartig mit dem Inhalt und Goldgehalt der ganzen Grube ausgaben.

Dadurch verloren viele Käufer ihr Geld, und alle Augenblicke konnte ein großer Krach erwartet werden, obschon bereits über 7000 Kilo Gold, und zwar erst seit Anfang des Jahres, aus diesem Feld gezogen worden waren, was einem Nettogewinn von wenigstens vierzehn Millionen Kronen gleichkommt.

In dem Hotel, in dem ich während meines Besuches in „Rand“ logierte, wurden die Reisenden von den Grubenagenten förmlich mit Prospekten und Aktien überschwemmt; selbst Reisende, die ein Mittagsschläfchen hielten, konnten beim Erwachen zu ihrem Entsetzen ganze Haufen von Drucksachen und Zirkularen vorfinden, die durch das offene Fenster hereingeworfen worden waren.

Die Zudringlichkeit, welche alle diese Geschäftsleute kennzeichnete, war ohne Ausnahme äußerst lästig, und mein Wirt behauptete, daß mehrere englische Kapitalisten, die das Feld besuchten, sich in Blousen kleideten, wie die Arbeiter, aus dem einzigen Grund, um vor den Klauen dieses Gesindels Ruhe zu finden.

Sowohl auf der Reise als beim Besuch der Gruben wurde man immer wieder von Agenten mit tausendfachen Vorschlägen bestürmt, sich mit seinem Geld in Grubenaktien Gesellschaften und Zeichnungslisten zu beteiligen. Ich selbst war keineswegs von diesem Uebel befreit, und meine lebhaften Versicherungen, daß ich, weil nur ein unbedeutender Goldgräber, nichts habe oder riskieren wolle, wurden mit genauen Angaben von der Bank widerlegt, und man wußte bis auf den Schilling, was ich dort liegen hatte.

Von diesem Tage an trug ich bei meinen Besuchen auf dem Goldfeld Arbeiterkleider und wurde nun in Ruhe gelassen.

Meine Nachforschungen nach dem mystischen Wilson, der uns gewissermaßen einen großen Dienst geleistet hatte, führten mich u. a. hinaus nach „Heidelberg“ an der Südgrenze von Rand, wo ich den Mann antraf, der sich wirklich als ein Grubenagent entpuppte. Er teilte mir den Zusammenhang der Geschichte mit der geheimnisvollen Depesche mit, die ausschließlich den Zweck hatte, Hookes und seinem Konsortium einen Possen zu spielen und ein Kapital zu engagieren, das sonst seinen eigenen Interessen entgegen arbeitete.

Ein besonderer Agent, unbekannt und als Telegraphenbote verkleidet, war abgesandt worden, um Mr. Hookes das — wie aus Versehen an Hudson adressierte Telegramm — zu übergeben, was auf diese Art in dem Geschäft mit dem „Winterfall Claim“ den Ausschlag gab.

Indessen erlitt das Konsortium keinen Verlust bei diesem Kauf, im Gegenteil, da kurz darauf eine neue Druse entdeckt wurde, die den Wert der Grube auf wenigstens eine halbe Million Kronen steigerte.

Wilson war der erste, der mich zu bewegen vermochte, mein Geld im Börsenspiel zu wagen, eine gefährliche Sache für denjenigen, der nicht wirklich reich ist. Nach seinem Rat kaufte ich auf der Börse in Johannesburg Grubenpapiere für hundert Pfund, aber die Papiere sanken im Laufe eines Monats 50 Prozent unter Pari, und am Ende konnte ich das Zeug für ein Pfund und einige Schillinge verkaufen — ein in Wahrheit fatales, aber keineswegs ungewöhnliches Geschäft in Rand zu dieser Zeit.

Mein zweiter Plan auf diesem Goldfeld, nämlich die Erlangung der Kenntnis von dem für die Ausziehung des Goldes so wichtigen Cyankaliumprozeß, von dem in „the Kaap“ viel erzählt worden war, mißlang, teils infolge der

Geheimniskrämerei, womit sich die Chemiker noch umgaben, als es sich um die von Mac Arthur Forest erfundene und von Siemens & Halske vervollkommnete Methode handelte, um auf chemischem Wege so genau das Gold vom Quarz zu scheiden, daß bis 90 Prozent von dem Goldgehalt des Erzes gewonnen werden konnten, teils infolge meiner damaligen geringen chemischen Kenntnisse und des Unvermögens, mir die wenigen Aufschlüsse zu Nutzen zu machen, die wirklich erteilt wurden.

Es blieb also nur noch übrig, den dritten Zweck meines Besuches zu erreichen, nämlich selber Funde zu suchen auf diesem reichsten Goldfeld der Welt. Ich suchte lange nach passender Gesellschaft für einige solcher Expeditionen, weil das Risiko, allein mit einem Neger nach „Rand“ zu ziehen, allzu groß war, und fand schließlich einen Kriegs- und Kompaniekameraden aus dem Basutokriege, einen Deutschen, mit Namen Hering, der an dem Abenteuer teilnehmen wollte.

Er hatte sich in den letzten Jahren selber mit Goldgraben beschäftigt, doch ohne anderen Erfolg, als daß er auf einigen verlassenen Claims Stufen fand, was zu einer neuen Inangriffnahme dieser Plätze und Ausbietung derselben durch Makler führte.

Solche Claims konnten wohl kaum einen wirklichen Wert repräsentieren, weshalb es auf die Agenten ankam, inwiefern ein Geschäft damit gemacht werden konnte oder nicht.

Auch unsere Versuchsarbeit während ein paar Monaten führte zu keinem Resultat, und da Hering mich alle Kosten tragen ließ, die mindestens doppelt so groß waren, wie in „the Kaap“, so ermüdete ich und schlug ihm eine Reise durch die nördlichen Gegenden vor der Regenzeit vor.

Meine Kasse war um mehrere Hundert Pfund leichter, als ich mit Hering den Omnibus nach Pretoria an der nördlichen Ecke des Goldfeldes bestieg, und als mein Begleiter

sich als ein passionierter Spieler zeigte, da fand ich mich veranlaßt, mit Beibehaltung meines einfachen Goldgräberkostüms die Taschen zuzuhalten und bis auf weiteres meine kleinen Erfolge in „Kaap“ zu verschweigen.

Als wir, beide in Arbeiterkleidern, Johannesburg passierten, wurde uns in einer Restauration Arbeit bei der großen Bauunternehmung gegen einen Wochenlohn bis zu sechs Pfund angeboten. Die Unterhaltungskosten waren gewiß bedeutend, denn sie betrugen ungefähr zwei Pfund, aber sicher konnte mancher Maurer und Grundleger in diesen Jahren per Woche etwa vier Pfund ersparen und also auch auf diesem Wege ein gutes Resultat erreichen.

Es wohnten bereits mehrere frühere Waffenkameraden in dieser Stadt, die sich nach englischer Art ein eigenes Häuschen, mit einem Gartenstück dahinter, gebaut hatten.

Mein eigenes Verlangen ging indessen keineswegs in dieser Richtung, Hering aber entschloß sich, hierher zurückzukehren, wenn ihm auch auf den nördlichen Goldfeldern kein Glück winkte.

In Pretoria, der großen Boerenstadt, wurde uns von unserem Wirt ein sehr schlechter Empfang zu teil.

Das Parlament, dessen Palast mit manchem europäischen wetteifert, war gerade zusammengetreten und fertigte immer strenger werdende Bekanntmachungen gegen diese „Uitlanders“ aus, welche, obwohl Eigentümer der größten Goldgruben des Landes u. s. w., aller politischen Rechte beraubt wurden.

Erst nach einem ununterbrochenen Aufenthalt von 15 Jahren in Transvaal kann man dort politisches Bürgerrecht erhalten, aber Steuern und Abgaben, sind nichtsdestoweniger in hohem Grade drückend. Erst kürzlich war der Paß- und Visitationszwang in der Hauptstadt eingeführt worden, und der Wirt betrachtete sämtliche Reisende in Arbeits-

kleidern ohne Unterschied als „Tramps“ und erpreßte Vorausbezahlung für alles.

Ich fiel deshalb bald aus meiner Rolle als „Gräber“ und holte aus meinem Mantelsack zu Herings großer Befriedigung und Verwunderung meine „Herrenkleider“ hervor.

Wir hielten uns nur eine Woche in der Hauptstadt auf und bestiegen dann den Postwagen nach Lydenburg, einem Goldfeld nördlich von Barberton.

Auf dieser Fahrt wurde der Postwagen mehrmals angehalten und von englischen Patrouillen untersucht, die ausgesandt waren, um das Land von den schlimmsten Abenteurern zu reinigen und auch einige solche gefesselt mit sich führten. Es waren meist herabgekommene Goldgräber, welche sich gegenüber den Boeren Gewalt und Betrug hatten zu schulden kommen lassen, aber auch der eine oder andere Zulu hatte sich an dem Unfug beteiligt, so daß die Zeiten gefährlich waren.

Die Gerichte und Polizei hatten alle Hände voll zu thun und mehrere abschreckende Exempel wurden statuiert. In Lydenburg wurde ein Neger erschossen, der seinen Aufseher mißhandelt hatte, und mehrere Schwarze wurden von den Feldern vertrieben.

Sie gehörten dem wilden Gazalasstamme an und waren unlenksamer und rachsüchtiger als die Zulus.

Das Goldfeld bei Lydenburg war von geringerer Ausdehnung und gehörte teilweise der Royal Chartered Company an, deren Präsident der früher erwähnte Cecil Rhodes war.

Hier herrschte eine vortreffliche Ordnung und mit nicht geringen Hoffnungen begannen wir unsere Suche nach Erzstufen, als Hering plötzlich erkrankte und nach dem Krankenhause in „Fremlingsrest“ geführt werden mußte. Sobald ich ihn in guten Händen sah, setzte ich die Grabungen fort, aber ohne Resultat.

Dann versuchte ich zum zweitenmal mein Glück in sogenannten Grubenpapieren auf der Börse in Lydenburg, aber obwohl die Aktien zum niedrigsten Preis erhältlich waren, trat doch keine Steigerung ein, der Regen kam und alle Geschäfte lagen darnieder, bis ich endlich mit dem nun wieder genesenen Hering mich gezwungen sah, nach Barberton zurückzukehren. Wir zogen in das früher gekaufte Haus ein und verbrachten einige Zeit in Ruhe, bis ich meine lang geplante Reise nach Ritterstroom im Oranjelande antreten konnte.

Ich trug mich wieder mit Heiratsgedanken, und wollte auf dieser Reise Bambos Kraal und die Orte besuchen, die mir lieb geworden waren. Ich trennte mich deshalb von Hering, der unsern Garten in Barberton beaufsichtigen und mir Nachricht geben sollte, sobald etwas Wichtiges eintraf, denn die Hudsons konnten bald wieder auf den Goldfeldern erwartet werden.

An einem sonnigen Morgen zu Anfang des Dezember trat ich die Reise in Begleitung eines jungen farbigen Swazimannes an, der sich zum Prediger ausbilden wollte. Er war bereits in einem Missionsinstitut unterrichtet worden und befand sich auf dem Wege nach einem anderen, wo er die Priesterweihe erhalten sollte, bevor er seine eigentliche Missionsthätigkeit beginnen konnte; aber schon jetzt sprach er lange und viel vom Reiche Gottes und besaß eine ganz respektable Herrschaft über die Form seiner Vorträge. Ich glaube, daß er sehr tüchtig unter seinen Stammesgenossen wirkte, denn er erschien als ein ernster Christ und ließ sich trotz seiner Jugend nicht durch den Hohn abschrecken, den ihm viele Weiße zu teil werden ließen.

In Bremersdorp hörte ich ihn öffentlich predigen und ich mußte die Männer bewundern, die diesen Negerjüngling ausgebildet hatten, der seine Sache so gut machte. Ich

selbst habe mich von den tiefen Wahrheiten der Religion selten so angesprochen gefühlt, wie in dieser Andachtsstunde, und ich sah mehrere Personen Thränen vergießen, als dieses Negerkind mit innigem Tone Gott anrief, den die Schwarzen Afrikas erst seit kurzer Zeit kennen gelernt hatten.

Ich überredete Petrus, mich nach Ulundi zu begleiten, in dessen Nähe der Negerprinz seinen Kraal haben mußte, und wir langten eines Abends einige Tage später dort an.

Die starrköpfigen Zulus hatten seit längerer Zeit mit der weißen Bevölkerung des Landes im Frieden gelebt, aber die Missionsthätigkeit hatte bei ihnen geringe Fortschritte gemacht. Kein Wunder darum, daß Petrus von den Getreuen in Ulundi mit offenen Armen empfangen wurde und in und außerhalb des Hauses predigen mußte und zwar, um von den Zulus verstanden zu werden, in seiner eigenen Muttersprache.

Im Umvolozi-Kraal fanden wir den „Prinzen" als Häuptling seines Dorfes wieder, und er hieß mich herzlich willkommen, indem er behauptete, er habe „die schwarzen Teufel" satt und wolle wieder in die Welt hinaus.

Den Missionar begrüßte er mit einem Grinsen, gestattete ihm aber, zu den Schwarzen zu sprechen, wenn er Lust habe, meinte jedoch, daß dies die gleiche Wirkung ausüben werde, wie das Wasser auf die Ente.

Bambo hatte seine Hütte nach zivilisierter Weise mit einem Fenster und einer hohen Thür eingerichtet, vor welcher die Schwarzen mit einem aus Kalbfell verfertigten „Gongong" zusammengetrommelt wurden. Alle zeigten große Neugier, als Petrus seine laute Stimme erhob, und er machte auch hier manches Herz schneller klopfen, und die Thränen aus manchen Augen rinnen, besonders unter den Frauen, Bambo aber, der in dieser Hinsicht vielen Bearbeitungen ausgesetzt gewesen war, und auch bei den weißen

Christen viel Schlechtes gesehen hatte, verhärtete sein Herz und runzelte die Stirn über die Thränen der Seinigen.

Der ganze Kraal bekannte sich schon vorher zum christlichen Glauben, und die meisten waren getauft, aber mit dieser Bekehrung durfte man es nicht so streng nehmen.

Sie ist in den meisten Fällen ein politisches Notwerk, auf lockeren Sand gebaut, und da die moralischen Vorbedingungen nicht vorhanden sind, so nützt die Negertaufe nichts.

Ich selbst wollte mich nicht in diese Sache mischen, aber Frau Bambo überredete ihren Mann, Petrus noch einen Tag im Kraal zu behalten, um zu predigen, und während dieser Zeit machten wir uns zur Reise bereit, die in Gesellschaft mit dem „Prinzen“ und seinen Schwägern und auf dessen besten Reitpferden am folgenden Tag angetreten wurde.

40. Ein Hinterhalt in der Einöde.

Unter gegenseitigen Glückwünschen trennte ich mich von Petrus und setzte meine Reise an den Ufern des Umvoloziriver hinauf fort, begleitet von den drei Schwarzen, alle der unsicheren Zeiten halber gut bewaffnet.

Bambo, obschon selber ein Zulu, traute seinen eigenen Landsleuten nur halb, nannte sie „schwarze Hunde“ und hatte ihre Intriguen und gegenseitigen Streitigkeiten satt. Er hatte selbst Angriffe von ihrer Seite aushalten müssen und berichtete, daß sich die verschiedenen Kraale von Zeit zu Zeit gegenseitig bekriegten.

Am oberen Lauf des Flusses waren in der letzten Zeit in der Nähe eines Boerenstädtchens, Vryheid, Goldfunde gemacht worden, und dort hatten sich die schlimmeren Elemente des zersprengten Zulustammes versammelt, viele unter dem

Vorwand, auf dem neuen Goldfeld nach Gold zu suchen. Ich wollte im Vorbeifahren sehen, ob dort etwas auszurichten wäre oder andernfalls nach Oranje eilen, weil nun die Zeit heranrückte, in welcher die Gebrüder Hudson wieder in Barberton eintreffen wollten.

Nach zwei Tagereisen befanden wir uns bereits droben auf dem Hochplateau, wo der Fluß von Absatz zu Absatz den Abhang hinabstürzte. Der Weg wurde immer einsamer, und selten unterbrach ein andres Geräusch als dasjenige der Pferdehufe und der Wasserfälle die öde Ruhe der Wildnis.

Wir glaubten sicher, noch mehrere Meilen Weges bis zum nächsten Boerenhof oder Kraal vor uns zu haben, die Abenddämmerung senkte sich um uns nieder, und wir spornten mit Eifer unsre Tiere, als der Weg plötzlich durch darüber gefällte Pinienbäume abgesperrt war.

Kaum hatten wir diese Entdeckung gemacht, als einige Schüsse auf uns abgefeuert wurden, und die Pferde, schnaubend vor Schrecken, sich bäumten. Eines derselben wurde am Halse verwundet und ich selbst fühlte, wie eine Kugel meinen Rockschoß durchbohrte, als Bambos gewaltige Stimme im Walde wiederhallte.

„Halt dort, wer schießt hier auf friedliche Reisende?“

Auf diesen Anruf ließ sich keine andre Antwort hören, als das Geräusch fliehender Eingeborener im Walde, und der „Prinz“, dessen Zorn nun auf dem Höhepunkt war, setzte über den Verhau und machte sich auf die Verfolgung der Elenden, in denen er Genossen seines eignen Stammes vermutete. Denn daß der Überfall durch Schwarze geschehen war, das konnten wir leicht erkennen.

Während der Jagd, die nun begann, waren sie indessen spurlos verschwunden, auf der nächsten Boerenfarm aber erfuhren wir, daß eine Bande von vier Zulus lange den Weg droben am Berge unsicher gemacht hatte und daß eine

englische Patrouille beordert war, diese Gegend zu säubern. Das verwundete Pferd wurde zurückgelassen und wir beschlossen, gemeinsame Sache mit den Engländern zu machen, als die Patrouille mitten in der Nacht anlangte und einen gefangenen Schwarzen auf die Farm brachte.

Der „Prinz“ erkannte den Kerl sofort, und konnte es sich nicht versagen, denselben gründlich durchzuprügeln, zum großen Vergnügen der Wache. Der Zulu gestand, einer von den Vieren gewesen zu sein, die den Hinterhalt gelegt hatten, der aber andern statt uns gegolten hatte. Nun wurde ein Streifzug gegen die andern unternommen, aber umsonst, worauf der Gefangene nach Utrecht geführt und dort abgeurteilt wurde.

So wenig Schaden wir auch durch diesen Hinterhalt erlitten hatten, so entschlossen wir uns doch, die Reise der drohenden Gefahren halber lieber zu unterbrechen und einige Tage in Vryheid zu bleiben, das am nächsten Tage erreicht wurde.

Hier stand die Goldgräberei noch in den ersten Anfängen, und nur zwei kleinere Gruben wurden bearbeitet.

Wir nahmen gemeinschaftlich das Werk in Augenschein und beschlossen, uns ebenfalls an dem Unternehmen zu beteiligen, da die Bewilligung, hier Gold graben zu dürfen, unter billigen Bedingungen vom Gericht in Vryheid erteilt wurde.

Während dieser Beschäftigung wurden noch zwei der wilden Zulus eingefangen und wir waren deshalb gezwungen, uns als Zeugen einzufinden vor dem Magistrat der Boeren, drei älteren Männern mit dem englischen Kommandanten als Präsidenten.

Auch diese Missethäter wurden von dem „Prinzen“ als Angehörige seines Stammes wiedererkannt, und sie gestanden,

auf uns geschossen zu haben, und wurden zur Verurteilung nach „Utrecht“ abgeführt. Sie zitterten weniger vor dem strengen Blick des Präsidenten des Gerichts als vor den geballten Fäusten Bambos, wohl wissend, daß er, wenn die Behörden nicht bereits ihre Angelegenheit behandelt hätten, kurzen Prozeß mit ihnen gemacht haben würde. Sie hatten, um sich an einem Engländer zu rächen, der sie bei der Grubenarbeit geprügelt hatte, sich in den Hinterhalt gelegt, dabei aber die unrechte Person getroffen.

Unsre Arbeit in Vryheid führte zu keinem andern Resultat, als daß ich um guten Preis ein kleines Stück Land einkaufte, auf welchem die Schwarzen ein Häuschen im Boerenstil erbauten. Gold war diesmal keines zu finden, aber wir vermochten nach einiger Zeit besser gerüstet zurückzukehren, worauf der „Prinz“ seinen Schwägern Lebewohl sagte und mich im Postwagen nach Barberton begleitete.

Auf dieser Fahrt vernahmen wir, daß der Postwagen in der Nähe von Usibebu von Zulus überfallen und scharfe Schüsse gewechselt worden, waren und daß man die ganze Artillerieabteilung in Durban herauskommandiert hatte. Der „Prinz“, der sich immer mehr seiner Blutsverwandten schämte und sie alle zusammen „Diebsgesellen“ nannte, erklärte sich offen für die Engländer und bot dem Befehlshaber der Eskorte seine Hilfe an, wenn es nötig wäre. Seinen Schwägern sandte er die Nachricht, daß sie die schwarzen Frauenzimmer vom Kraal nach Vryheid holen sollten, während er selbst mit mir die Reise nach „the Kaap“ fortsetzte.

Als wir nach einigen Tagen dort ankamen, trafen uns zwei Trauerbotschaften, die für jeden von uns aufregend genug waren. Der geliebte Tom Hudson war auf der Rückreise nach Afrika in Port Said der Cholera erlegen, und die ganze Familie des „Prinzen“, Frau und Schwäger samt Angehörigen, waren, weil an der Zulurevolte beteiligt, von

englischen Truppen gefangen genommen und in Ketten nach Durban abgeführt worden.

So lauteten diese Neuigkeiten, welche uns die Zeitungen mit Hilfe des Telegraphen servierten und die auf einmal unsre ganze Thatkraft lähmten.

Der jüngere Hudson zögerte nicht, in tiefe Trauer gekleidet, sich in Barberton einzufinden. Seine Schilderung der letzten Augenblicke des geliebten Bruders, des Begräbnisses u. s. w. ergriff uns tief, und als er in seinem Bericht erwähnte, daß der alte Tom aus seiner Hinterlassenschaft für wohlthätige Zwecke in Barberton 1000 Pfund testiert habe, da füllten unsre Augen sich mit Thränen.

Ein edler Mann, obschon von geringer Herkunft, ein liebevoller Bruder, guter Sohn und treuer unvergeßlicher Freund ging mit Tom aus der Welt und ließ eine Lücke zurück, die nur schwer auszufüllen war.

So wirkte damals dieser Verlust auf mich, und noch jetzt fühle ich den gleichen Eindruck von diesem schmerzlichen Ereignis.

— — — —

41. Der Goldkönig.

Sobald wir uns von der durch diesen Schlag verursachten Betäubung erholt hatten, folgten wir dem Prinzen nach Durban, dessen Seeverbindung mit Lorenzo Marques, unserem nächsten Hafen, damals eröffnet wurde.

Eine große Schar Zulus waren als Kriegsgefangene nach Durban abgeführt worden, die sich gerade bei den Polizeibehörden in Untersuchung befanden.

Die Frau des „Prinzen" war bereits freigelassen worden, die Schwäger aber, die man bei Ulundi mit den Waffen in der Hand ergriffen, hatten einen heißen Kampf zu bestehen.

Ihr einziges Verbrechen bestand darin, Waffen getragen zu haben, was den Schwarzen schon seit dem ersten Zulukriege streng verboten worden war, soweit es nicht im Dienst ihrer weißen Herren geschah.

Nicht ohne Schwierigkeit konnten wir mit der Polizei über diese Sache eine Unterredung erlangen, die in ihren Augen keineswegs in ein vorteilhafteres Licht gerückt wurde, weil ein paar gutgekleidete Goldgräber zu deren gunsten vermittelten, als aber bewiesen wurde, daß die Männer nahe Verwandte des englisch gesinnten Zuluhäuptlings waren und dieser selbst dem Gouverneur seine Aufwartung gemacht und sich zu erkennen gegeben hatte, da wurden sie sofort freigelassen, nachdem sie die Bußen erlegt hatten, die auf einer solchen Gesetzesübertretung standen, nämlich 1 Pfund jede Person.

Es war nicht das erste Mal, daß wir bemerken konnten, wie die Worte eines getauften Kaffernhäuptlings, auch wenn er abgesetzt worden war, bei den Behörden viel mehr galten, als unsere eigenen, und gerade dies war es, was in den afrikanischen Kolonien Negerkourtisierung genannt und scharf getadelt wurde. Aber Bambo war dieser Aufmerksamkeit wert, denn einen treueren Freund als ihn hatte die englische Regierung im Zululand in der letzten Zeit kaum besessen, davon bin ich überzeugt.

Während unseres diesmaligen Aufenthaltes in der Hauptstadt Natals traf dort ein Mann ein, der nächst Cecil Rhodes als der größte Goldmatador Südafrikas betrachtet werden kann, ich meine den mehrfachen Millionär Barnato.

Dieser berüchtigte Goldkönig, dessen eigentlicher Name Barney lautete, begann seine Bahn als Kleinhändler in dem armen Stadtteil Whitechapel in London, einen Stadtteil, der durch Jack, den Aufschlitzer, so traurig berühmt geworden ist.

Aber als der Handel immer schlechter wurde, stellte Barney denselben ein und nahm eine Anstellung als Schauspieler an einem Kleinstadttheater Englands, erntete aber auch dort wenig Erfolg. Doch war er sicher nicht ohne Talent, denn es wird erzählt, daß er noch in den Tagen der Wohlhabenheit bei der einen oder andern Gelegenheit in Johannesburg aufgetreten sei, deklamierend und die Artisten instruierend, wenn sie ihm zu unbeholfen erschienen.



Millionär Barnato.

Während seines ersten Aufenthalts in Afrika suchte er seinen Unterhalt als Zirkusklown zu verdienen, und sein ganzes Vermögen bestand damals in zwei kleinen Eseln, mit welchen er jene komischen Vorstellungen ausführte, welche die Jugend Kapstadts zum Lachen reizen sollten.

Dann trieb er seine Esel nach dem Oranjefreistaat hinauf, wo er gerade anlangte, als die Diamantenfelder entdeckt wurden. Nun war sein Glück gemacht. In wenigen Jahren hatte er den Grund zu seinem Vermögen gelegt, das durch glückliche Börsenspekulationen bald zu einem der größten der Welt heranwuchs. Man erzählt, daß er beim Verkauf seiner Aktien an den Diamantengruben in Kimberley vom Käufer als Bezahlung einen Wechsel erhalten habe im Betrage von 5500000 Pfund! Er reiste nun nach Europa und trat einige Jahre als Fürst der Millionäre in London und Paris

auf, aber seine Erfolge waren größer, als er zu ertragen vermochte; das große Vermögen machte ihn nervös, wozu wohl auch das Wohlleben mit beitrug, und im Sommer 1897, als er in Südafrika gewesen war, um sich zu erholen, sprang er auf der Rückreise über Bord und machte seinem Leben ein Ende, das für ihn als Zirkusklown glücklicher gewesen, als da er hundertfacher Millionär geworden war.

In Durban trat Barnato, als wir ihn dort trafen, hauptsächlich als Geschäftsmann und Börsenkönig auf. Das neuentdeckte Goldfeld in Natal war das Ziel seiner Aufmerksamkeit, und die Aktien einiger dieser Gruben stiegen nur infolge seiner Anwesenheit auf der Börse im Preise.

Mehrere Personen benutzten diese Gelegenheit, verkauften ihre Aktien mit großem Gewinn und wurden schnell Kapitalisten. Nichtsdestoweniger bezahlte Barnato noch höhere Preise für diese Papiere, machte sich zum alleinigen Besitzer der Grube (wenn ich mich recht erinnere, der bekannten Deep level, deren Golderz man später auf mehr als hundert Millionen Pfund brutto schätzte), bildete aus der ganzen Unternehmung eine neue Gesellschaft und verdiente sicherlich wiederum eine Million bei dieser Spekulation.

Diese Grube gehört nun einer deutschen Firma, Wernherr Beit & Co., an und hat noch in den letzten Jahren mit solchem Erfolge gearbeitet, daß der eine Teilnehmer, Taylor, sich in jungen Jahren mit einem Vermögen von mehr als sieben Millionen Mark vom Geschäft zurückziehen konnte.

An dem Bankett, das bei Gelegenheit des Besuches des Goldkönigs in Durban stattfand, nahmen alle Honoratioren und Geschäftsleute der Stadt teil, und die Festlichkeiten hätten kaum großartiger sein können, wenn sie einem „Prinzen von Geblüt" gegolten hätten, so berichteten wenigstens die Zeitungen am folgenden Tage.

Was uns betraf, so betrachteten wir alle diese Ovationen lieber in der Entfernung und hüteten uns wohl vor den vielen Schwindlern, die dem Goldkönig „im Kielwasser“ folgten.

Als derselbe mit großem Gefolge nach Pietermaritzburg abgereist war, kehrten wir in Gesellschaft des „Prinzen“ nach „the Kaap“ zurück, die Schwäger dagegen wollten ihr Glück in den Goldminen Vryheids in Transvaal versuchen.

Alles was sie dort in der Zeit eines Jahres verdienten, gaben sie für feine Kleider aus, der Platz aber, auf dem ihre Hütte aufgebaut worden war, stieg unterdessen im Werte von 30 auf 375 Pfund, für welch letzteren Preis ich sie 1893 verkaufte. Das war eines meiner besten Geschäfte in Afrika.

---

42. Unser zweiter Claim.

Bei unserer Rückkehr nach Barberton erhielt ich Nachrichten von Ritterstroom, wo während meiner langen Abwesenheit große Veränderungen geschehen waren. Die Farm war an die Missionsschule verkauft worden, und die Witwe war mit einem Boerenprediger vor den Altar getreten.

Da somit keine weitern Gründe für mich vorhanden waren, die schon geplante neue Unternehmung auf den Goldfeldern in „the Kaap“ zu verschieben, so wurde das Goldgräberkostüm wieder hervorgesucht und eine neue Expedition in den Bergen unternommen. Die Einzelheiten derselben waren ziemlich denjenigen gleich, die wir bereits früher durchgemacht hatten, aber wir arbeiteten unter ungünstigen Verhältnissen in Bezug auf die goldhaltigen Lager, die wohl im wesentlichen bereits entdeckt waren, günstiger aber im Bewußtsein, in den meisten Nächten unter einem selbstgezimmerten Dache schlafen und unsere äußern, rein materiellen Bedürfnisse in jeder Hinsicht besser befriedigen zu können.

Dazu machten wir vier erfahrenen Goldgräber gemeinsame Sache, denn der „Prinz" mußte notwendig als Gehilfe dienen, und Hering leistete uns großen Nutzen als Chemiker.

Der früher geschilderte „Cyankaliumprozeß" war schon mehr in Gebrauch gekommen, und Hering hatte sich einige Kenntnisse und Übung darin verschafft, um denselben selbst ausführen zu können.

Vorläufig mußten wir uns nun, wie schon früher oft, lange ohne Erfolg auf diesem Feld anstrengen, wo der Zufall mehr als die Geschicklichkeit sich geltend macht, und bereits hatten wir mehr als hundert „Versuchsstellen" geöffnet, ohne Erfolg zu haben, als ein uns bekannter Goldgräber von Barberton zur Stelle kam und berichtete, daß oberhalb der Wäscherei der Gesellschaft in der senkrechten Felswand ein Fund gemacht worden sei.

Charles Hudson und ich eilten schnell an Ort und Stelle, betrachteten die nackte Felswand und beschlossen stehenden Fußes um eine „Licenz" nachzusuchen für das daneben befindliche Stück, indem wir vermuteten, daß dort entweder ein neuer Fund entdeckt werden könnte, oder daß die bereits gefundene Goldader in ihrer Ausdehnung durch den Berg auch nach unserem Block abbog oder sich verzweigte.

Gesagt, gethan!

In großer Spannung warteten wir das Ende der Legitimationszeit ab und die Maßregeln, die auf der Fundstelle getroffen wurden. Mehrere Goldgräber beeilten sich, unserem Beispiel zu folgen, so daß bis Ende der Woche der ganze Felsblock zu beiden Seiten unseres Fundortes mit Beschlag belegt war. Damit wurden auch alle weitern Nachforschungen eingestellt, denn bis die „Licenz" anlangte und die Richtung der Ader bekannt wurde, konnte keiner von uns „Versuchern" etwas unternehmen.



Eine Wäscherei.



Wir gingen neugierig und fragend an dem riesigen Abhang umher und sahen bald einander, bald die drunten im Thale gelegene „Sheha-Wäscherei“ an, die ihre Rauchwirbel über die Umgegend ausstieß.

Am Fundort wurde unterdessen ein Balkengerüst mit Galgen und Aufzugvorrichtungen gebaut, und das Sprengen begann.

Wie manchen Tag bin ich nicht auf diesen Sheha-mountain gegangen und habe das „Tick-tack“ der Bohrer am Felsen widerhallen gehört! Aber nie hatte eine solche fieberhafte Eile und nervöse Unruhe vor dem ersten Schuß geherrscht, nie waren die Schläge des Hammers auf den Bohrer schneller und härter als hier.

Eine gewaltige Menge Leute von ganz „the Kaap“ nebst allen Ingenieuren der Gesellschaft waren neben dem Claim versammelt, als die erste Salve, zehn Sprengschüsse, abgegeben wurde, aber der Effekt war auch für Viele epochemachend. Er galt in erster Linie den Claimbesitzern, deren Unkosten sich auf mehrere tausend Pfund beliefen, und dann uns, die wir bloß auf eine blinde Hoffnung hin uns auf diese weitschweifige Unternehmung eingelassen hatten. Jemand mußte gewinnen, aber die meisten verlieren! Ein wirkliches Hazardspiel!

Als sich der Dynamitrauch zerstreute, zeigte sich den Zuschauern, die vorsichtig näher traten, ein schwankendes Gerüst, mehrere zerrissene Leinen und Blöcke und endlich — das Beste von allem — eine reiche und dichte Goldader, die ihren Weg schräg in den Berg hinein nahm in der Richtung nach unserem Block, den sie wahrscheinlich, wenn auch in bedeutender Tiefe, erreichte.

Unsere ganze Lage veränderte sich nun wie auf einen Schlag, und was den glücklichen Preston betrifft, so über-

schüttete ihn ein förmlicher Hagel von Angeboten und Vorschlägen — alle in steigendem Grade.

Auch wir erhielten ganz hübsche Angebote auf unseren Claim, und ein Ingenieur erbot sich, uns 1000 Pfund Nettoertrag zu garantieren, wenn wir ihm den Auftrag geben wollten, das Unternehmen aktiengesellschaftlich zu organisieren und selbst zu den Kosten beizutragen.

Preston machte es so und war schon vor Abend ein „solider“ Kapitalist, aber wir wollten die Sache abwarten und zuerst selber bei der Arbeit mit Hand anlegen. Da indessen die Vorarbeiten sehr große Kosten verursachten, so waren wir darauf bedacht, uns mit einem kapitalstarken Manne zu verbinden, und fanden nicht lange nachher einen solchen in Mr. Perkins, der noch immer das Ganze leitet.

Die Anzahl der Goldminen von Sheha-mountain beträgt nur zwei, haben aber bisher die darauf verwendete Arbeit reichlich bezahlt. Die reichste Grube lieferte schon im ersten Jahre ihrer Gesellschaft einen Gewinn von 244 Prozent, während die unsrige, die von einem Konsortium von vier Personen betrieben wird, durch die Vorarbeit ungeheure Kosten verursacht hat und erst 1893 einen wesentlichen Überschuß liefern konnte.

Denn ehe wir die Ader selbst erreichten, mußten wir circa tausend Kubikmeter Quarz fortsprengen, Schachte und Stollen bauen und mehrere Gehilfen bezahlen. Für die Zerkleinerung des Erzes und die Extrahierung des Goldes waren wir längere Zeit auf die Faktoreien der Gesellschaft angewiesen und haben erst im letzten Jahre eine eigene Wäscherei angelegt. Mehrmals wurden Stücke reinen Goldes zu Tage gefördert, das größte vom Umfange einer Wallnuß; aber dann kamen wieder Perioden, wo die Ader von so schlechter Beschaffenheit war, daß die Arbeit sich kaum lohnte und deshalb zeitweise niedergelegt wurde.

Aber auch in solchen Fällen mußte die monatliche Steuer bezahlt und das Werk unterhalten werden, woraus sich ergiebt, „daß nicht alles Gold ist, was glänzt."

Im Jahre 1893, bisher dem besten, drangen wir vierzehn Meter tief in den Berg ein und die Ader drohte unser Gebiet zu verlassen und in einen fremden Block überzutreten. Hering entdeckte diese Gefahr zuerst, der nicht anders vorgebeugt werden konnte, als durch Erwerbung des Vorkaufsrechtes des Nachbars, was aber noch nicht abgelaufen war.

Kaum war dieses geschehen, als wir fanden, daß die tückische Ader in ihrem Gang durch den Block halbe Wendung machte, so daß sie sich senkrecht gegen die Tiefe zog und fortwährend innerhalb der Grenzen unseres Claims blieb. Später fand mehrmals eine Verzweigung und Verdünnung statt, wobei die Arbeit im ganzen einen Monat niedergelegt wurde.

Als dies das erste Mal (1894) geschah, legten wir die Grubenkleider für immer ab und ließen Bambo als Aufseher die Sprengungen seiner schwarzen Unterthanen leiten. Seither wurde dieser Claim, dessen Wert ursprünglich auf eine halbe Million Pfund geschätzt ward, vergeblich um hunderttausend feilgeboten, dank dem bloßen Gerücht von der Launenhaftigkeit der Ader.

Eine andere mitwirkende Ursache darf auch nicht übersehen werden, nämlich die neuen Goldfelder, welche durch die Fürsorge der Chartered Company in den großen Landstrecken nördlich von Beshuanaland und dem Limpopofluß in Matabeleland, Mashonaland und Rhodesialand, das letztere so nach dem Präsidenten der Kompanie, Rhodes, genannt, entdeckt wurden.

Dieses Gebiet im Norden von Transvaal umfaßt eine Fläche von der Größe ganz Schwedens und wurde vor Rhodes' Zeit von dem grausamen Negerkönig Lobengula beherrscht, dessen Macht durch die freiwilligen Truppen der

Kompanie zerstört wurde. Die Unterhäuptlinge dieses Königs sind nun gehorsame Vasallen der Chartered Company, und auf dem Gebiet dieser Hottentoten wurden die neuen mit Transvaal konkurrierenden Gruben gefunden. Sie sollen reich sein an Alluvialgold, und das Land scheint dem einzelnen Goldsucher oder „Gräber" ganz gleiche, wenn nicht größere Gelegenheit zu Funden zu bieten, als die Felder in Transvaal.

Als wir Kenntnis von der Krise erhielten, welche diese Berichte hervorriefen, hatten wir uns einigermaßen gefaßt, aber so viel bewirkte sie doch, daß es uns von da an unmöglich war, die Grube um einen annehmbaren Preis zu veräußern.

43. Südafrikanisches Kleinstadtleben.

Die freie Zeit, welche uns die Grubenarbeit übrig ließ, verwandten wir dazu, um uns in der bescheidensten Weise in Gesellschaft anderer Claiminhaber in Barberton häuslich einzurichten.

Diese Stadt, deren Entstehen und Gedeihen ganz von der Rentabilität der Unternehmungen auf den Goldfeldern abhing, besaß nur wenige Einwohner, die nicht direkt oder indirekt mit dem Goldgraben zu thun hatten.

Da ein nicht geringer Teil sich Vermögen zu sammeln verstand, gerade wie wir es wünschten, durch Verkauf der Gruben oder Claims, so ging es oft genug generös zu bei diesen Zusammenkünften, Meetings und Klubs, wo außer Spiel, Musik und anderen Vergnügungen, auch Politik, Geschäfte und Kommunalangelegenheiten diskutiert wurden.

Die wenigen Handwerker und Gewerbetreibenden, die sich in dieser rasch aufblühenden Stadt niedergelassen hatten, nahmen in ihrer Weise ebenfalls an der Goldernte teil, indem sie hohe Preise verlangten und bezahlt erhielten, wodurch

indessen die Preise für Lebensmittel zu einer in Europa ungeahnten Höhe gesteigert wurden.

Ein Reisender, der im Hotel für ein ganz einfaches Nachtlogis zwölf Schilling bezahlen mußte, beeilte sich, ganze Pension auszubedingen und glaubte ein gutes Geschäft gemacht zu haben, als er den Preis auf acht Pfund per Monat herabhandelte.

Alle Diener und Aufwärter sind sog. Farbige, denn ein Weißer geht nicht als Knecht oder Magd auf die Goldfelder, insofern nicht besondere Verhältnisse ihn dazu zwingen.

Die Schwarzen erhalten einen Lohn von sechs bis zehn Pfund per Monat und freie Kost, dagegen war ihre Herrschaft bis vor kurzem nicht verpflichtet, sie zu beherbergen, denn ein Parlamentsdekret alten Datums verbot den Schwarzen, in den Städten selbst zu wohnen, wahrscheinlich in Hinsicht auf ihre „paradiesische Tracht“ und geringe Reinlichkeit. Nun ist insoweit eine Änderung eingetreten, als nur die Tracht verboten ist, und dies hat wahrscheinlich dem Neger den Gedanken eingegeben, daß er sich so viel als möglich ausstaffieren müsse.

Die sehr beklagte Verteuerung der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse in Barberton hatte indessen das Gute an sich, daß auch „Nichtgoldgräber“ einen Brocken vom Tische des Überflusses erhielten und die allgemeine Wohlhabenheit der ansässigen gewerbetreibenden Bevölkerung stieg Jahr um Jahr. Dies zeigte sich am besten, als die Eisenbahnfrage zur Sprache kam, indem einzelne Personen dort an einem einzigen Vormittag nicht weniger als 50 000 Pfund zeichneten, unter der Bedingung, daß die bei Lorenzo Marques an der Ostküste begonnene Bahn bis nach „the Kaap“ sich erstrecken sollte.

Das Terrain war sehr schwierig, denn vom Meere an steigt das Land in Absätzen zur Hochebene, die mehrere tausend Fuß über dem Meere liegt. Aber dank dem Ertrag

der Goldfelder ging die Arbeit rasch vorwärts, so daß wir schon zu Ende des Jahres 1894 mit dem Zug in einem halben Tag die Reise machen konnten, die sonst mehrere Tage, ja Wochen in Anspruch nehmen konnte.

Die englischen Eisenbahningenieure, die an diesem für Transvaal so bedeutungsvollen Unternehmen sich beteiligten, erhielten reichliche Entschädigung für ihre Mühe und fanden so großes Gefallen an diesem Lande, daß sie lange Zeit nach Vollendung der Bahn sich hier förmlich niederließen. Aber über ihnen standen sowohl in sozialer Hinsicht wie guter Besoldung die Chefs und untergebenen Ingenieure der Goldgrubengesellschaften. Der Direktor der Shehagesellschaft bezog z. B. eine monatliche Besoldung von 250 Pfund und die Untergebenen im Verhältnis danach. Ein Verheirateter erhielt eine Zulage von zwei Pfund für die Frau und ein Pfund für jedes Kind — alles per Monat, und dazu bewohnte das Personal hübsche Zimmer in dem Hause der Gesellschaft, dem größten in Barberton.

In kirchlicher Hinsicht stand es ziemlich übel in dieser Goldgräberstadt. Kirche und regelmäßiger Gottesdienst fehlten im Anfang vollständig, und wenn ein reisender Boeren- oder Negerprediger die Gesellschaft mit einem Besuch beehrte, so wurde er meist ohne besondere Umstände kurz empfangen, erhielt mit Mühe ein Lokal in einem Vorort oder einen Platz im Freien und hatte wenige dankbare Zuhörer. Später requirierte man von Pretoria gewöhnlich einmal im Monat einen englischen Pfarrer, um Kinder zu taufen, Begräbnisreden zu halten und andere erforderliche kirchliche Geschäfte zu verrichten, und seine Predigt, die in dem Sitzungsraum des Magistrates gehalten wurde, wurde ziemlich zahlreich von der weißen Bevölkerung angehört.

Schließlich wurde auf einem kommunalen Meeting beschlossen, daß man vom Kultusminister in Pretoria einen

Stadtpfarrer verlangen sollte, aber als die Frage wegen der Besoldung zur Sprache kam und ferner wegen des Kirchenbaues und anderweitiger Ausgaben, da meinten die Goldgräber, daß er wie sie von seiner Arbeit leben und nur für seine Geschäfte bezahlt werden solle, dabei könne er nach Belieben in dem einzigen gemeinsamen Haus der Stadt, dem Rathaus, predigen.

Auch die Gesellschaftsherren, von denen die meisten Junggesellen waren, meinten, wer einen Pfarrer haben wolle, möge ihn selber suchen und bezahlen, denn sie wollten die Stadt nicht „mit unnötigem Luxus“ beschweren.

Unter solchen Umständen dauerte es ziemlich lange, bis „die Seelsorge“ und die Pfarrerfrage wieder aufgenommen wurden, schließlich aber wurde die streitige Frage derart gelöst, daß ein alter verabschiedeter Schiffsprediger vom Kap sich freiwillig in Barberton niederließ und regelmäßigen Gottesdienst im Rathause einführte. Sein Geschäft ging ganz gut, denn die Goldgräber waren keine Knauser, als sie um seinen Beistand ersuchten, und schon die Kollekten allein dürften ihm im Verhältnis zu demjenigen in der Heimat ausreichenden Lohn geliefert haben.

In politischer Hinsicht waren wir alle gleich, d. h. ohne Stimmrecht, denn kein „Uitlanders“ konnte hier wie in Oranje das Bürgerrecht eher als nach 15 Jahren Aufenthalt in der Republik erlangen, und Barberton hatte keine derartigen Personen außer den Schwarzen, und diese waren für immer von kommunaler und politischer Thätigkeit ausgeschlossen.

Die Boeren, die vor der Goldperiode, die Gegend bevölkert hatten, hatten längst ihren Grund und Boden an die Gesellschaft verkauft und die in ihren Augen so gottlose Niederlassung verlassen. Ihre früheren Wohnstätten wurden nun von neuerbauten Häusern und Höfen eingenommen, und

am Platze des früheren Straußenkraals befanden sich nun der Markt, die Börse und das Rathaus Barbertons.

Auf ihren Weideplätzen und in ihren Kohlgärten löste nun eine Versuchsgruppe die andere ab, während der Berg in den zahlreichen Hütten, Schachten und Wäschereien seine Millionen von sich geben mußte.

Das Fehlen von allem politischen Einfluß verursachte indessen wenig Kummer. Nur einige wenige Schreihälse jammerten über das „schreiende Unrecht", von dem wir direkt nichts weiter kannten, als die Steuern und Verordnungen, welche die Kommunalbehörde auf Beschluß des Parlaments erheben und ins Werk setzen mußte. „Die Bauernregierung" wußte, daß wir tüchtig Geld auf den Goldfeldern verdienten, und versäumte keine Gelegenheit, uns danach zu taxieren und zu den administrativen und zivilen Ausgaben beitragen zu lassen, sowie auch an der Rechtspflege und dem Armenwesen.

Aber gleichwie eine Republik in der Republik ordneten wir selbst alle anderen Angelegenheiten unserer kleinen Gesellschaft, welche unter dem als Präsidenten fungierenden Wortführer des Magistrates auf den monatlich wiederkehrenden Zusammenkünften, zu denen jeder steuerzahlende Goldgräber eingeladen war, verhandelt wurden.

Um eine Übersicht über die ansässige Bevölkerung zu erlangen, fand sich eine von der „Bauernregierung" eingesetzte Registratur, auf welcher jeder bei Androhung hoher Bußen im Unterlassungsfall verpflichtet war, quartalweise Angaben zu machen. Auf solche Art wurde eine recht gute Ordnung in der Gesellschaft aufrecht erhalten, und der von uns angestellte Polizist, ein Löwe, hatte wenig zu thun, wenn nicht Fremde, Schwindler und „Gaukler" in allzu großen Scharen anlangten.

Die letzteren, zu denen in Transvaal alle Arten Theatermenschen, Taschenspieler und Varietédamen gerechnet werden, machen gute Ernte auf den Goldfeldern, werden fast überall willkommen geheißen und bringen dem Goldgräber einen, wenn auch schlechten Ersatz für die Vergnügungen, die eine zivilisierte Gesellschaft sonst gewöhnlich einer wohlhabenden mittleren und unteren Klasse bieten kann.

Auch Musikkorps von der Qualität sogenannter deutscher „Eckenbläser" hört man im Goldlande, wenn auch ihre Instrumente, vielleicht der Wärme halber, noch kreischender tönen, als an den Ufern der Elbe.

Merkwürdig genug sieht man selten einen dieser männlichen Künstler sein Glück auf den großen Goldfeldern versuchen, obwohl es oft genug in ihrem Fach recht kümmerlich zugeht; aber wahrscheinlich erscheint ihnen die schmutzige Goldgräbertracht allzu abschreckend, oder es gehören auch andere Kräfte als die ihrigen dazu, um mit einiger Hoffnung auf Erfolg dann und wann den „Goldgräberspaten" zu führen.

Die Divas dagegen hegen eine solche Vorliebe für die Goldgräberkunst, daß sie dieselbe auch auf die „Gräber" übertragen, und ihre Schuld ist es oft genug, wenn das Goldfeld für immer oder auf längere Zeit einen seiner besten und zugleich glücklichsten Arbeiter verliert.

So ging es z. B. zu, als Juliette L. uns den „deutschen Baron" wegkaperte, welchen Spitznamen in „the Kaap" ein mecklenburgischer Goldgräbermillionär trug.

Der Mann, der gleich so manchem anderen armen Jüngling vom Goldfieber ergriffen wurde, kam 1887 auf die Felder und es gelang ihm, fast gleichzeitig vier Funde zu machen, alle von guter Beschaffenheit.

Aber statt unter großen Anstrengungen die Gruben selbst zu bearbeiten und seine Reichtümer nutztragend zu machen, verschacherte er alles auf der Börse, wurde gut be-

zahlt und setzte die Börsenspekulationen lange mit gutem Erfolge fort.

Noch jung und genußsüchtig, konnte er nicht mit Gleichmut all dieses Glück ertragen, sondern ergab sich Vergnügungen jener Art, wie sie die Goldfelder bieten, verschwendete ungeheure Summen im Spiel und landete zuletzt in den schlau ausgeworfenen Netzen der schönen Juliette.

Trotz seines „Bonvivantlebens“ war der Mecklenburger noch immer ein gern gesehenes Klubmitglied in Barberton und schien noch einen guten Teil von seinen Aktien und Grubenpapieren übrig zu haben, als er und die Schöne, welche einige Wochen auf dem Variété Gastrollen gegeben hatte, plötzlich die Stadt verließen und ihren Freunden lebewohl zu sagen vergaßen.

Ihr Kurs ging nach der Küste und von dort wurde die Reise durch den Suezkanal heim nach ihrem schönen Vaterlande Frankreich fortgesetzt. Welche Abenteuer „der deutsche Baron“, wie er seines noblen Wesens halber genannt wurde, dort erlebte, ist unbekannt, aber als ich selbst ein Jahr später meine Reise nach Europa antreten wollte, da kehrte er zurück, aber — als ein gebrochener und ruinierter Mann.

---

44. Matabeleland.

Während zehn Jahren, seit der Krieg meinen Landsmann Bartreß und mich von einander getrennt, hatte ich kein Wort mehr in meiner lieben Muttersprache gehört, als ich durch die Zeitungen die Nachricht vernahm, daß einer meiner Landsleute, der an den vielen blutigen Kämpfen der Engländer gegen den Negerkönig Lobengula teilgenommen und sich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, nach Beendigung des Krieges zur Belohnung mehr als

6000 Acker fruchtbaren Landes im Matabeleland erhalten und sich dort als Goldgräber niedergelassen habe.

Den betreffenden Schweden kannte ich seit den Kinderjahren und wußte, daß er nach einem wechselreichen Jugendleben aus Anlaß der reichen Goldfunde in Afrika dorthin gekommen war. Und weil diese Neuigkeiten mir gerade zu einer Zeit bekannt wurden, in welcher wir die Arbeit in der Grube niedergelegt hatten, und ich gern dieses viel besprochene Land sehen wollte, so entschloß ich mich, in Gesellschaft meines alten Kameraden, des Negerprinzen, dorthin zu reisen.

Der letztere, seiner Zulunatur getreu, ermüdete jetzt leicht, als es galt, „die schwarzen Teufel zu plündern“, wie er sich ausdrückte, und war reich an neuen Vorschlägen zu Reisen und Abenteuern.

Wir sattelten unsere Pferde und folgten einem früheren Goldgräber, der durch die Versprechungen der Chartered Company nach Matabeleland gelockt worden war. Diese Gesellschaft versprach in Wort und Schrift denjenigen alles Mögliche, die diese von den Schwarzen verlassenen, ganz unkultivierten Gebiete kolonisieren wollten.

Man berichtete unter anderem, daß jedem der tausend Freiwilligen, die den Matabelekrieg überlebt hatten, das Anerbieten gemacht worden sei, sich eine Landstrecke, so groß, daß zwanzig gewöhnliche Farmen darauf Platz fänden, oder zwanzig quartz reef claims auf dem Goldland auszuwählen, alles in der Absicht, das Land schnell zu kultivieren, — daß aber diese Leute, die im Kriege so viel Leiden zu ertragen gehabt hatten, es vorgezogen hätten, mit dem Sold in der Tasche direkt wieder nach ihrer Heimat zu reisen.

Indessen mußte man doch nicht allzu abschreckende Dinge über die Beschaffenheit des Landes zu berichten gehabt haben, denn schon vor uns waren große Scharen hinauf nach Matabeleland gezogen und weitere folgten nach.

Unser Weg führte an Lydenburg vorüber, wo die Goldgräber viel Land von den Boeren gekauft hatten und zufrieden aussahen. Doch waren die Unterhaltungskosten dort auch größer als in „the Kaap“.

Eine Klafter Holz wurde um zehn Pfund verkauft, und die billigste Zigarre kostete einen Schilling, von allem andern zu schweigen. Wir setzten unsere Reise am Nebenfluß des Limpopo-river entlang fort und begegneten bei Smilsdorp einer Gesellschaft ausgedienter Freiwilliger, die ihr Landstück um fünfzig bis neunzig Pfund verkauft hatten und nun nach der Hauptstadt zogen.

Sie sahen verwahrlost und schlecht gekleidet aus und ihr Haar hing ihnen auf die Schultern herab.

„Das Land ist zu heiß für die Weißen!“ behaupteten sie, und viele sollen als Opfer des Sonnenstichs und des Klimafiebers gefallen sein.

In Wirklichkeit liegt Matabele bloß zwanzig Grade südlicher als der Äquator und muß also ein heißeres Klima haben als die Republik, deren Südgrenze vom achtundzwanzigsten Breitengrade bestrichen wird.

Aber Gold und ein tropischer Pflanzenreichtum sollten die großen Hochebenen und die Berge auszeichnen, auf welchen der gewaltige Limpopo entspringt.

In Pietersburg trafen wir auf neue Goldgräber von den Leydorpsfeldern, den größten der Republik, was den Flächeninhalt betrifft. Hier herrschte jene Spannung und Unruhe, die das Goldfieber kennzeichnet, und es wurde berichtet, daß mehrere Irländer gerade in diesen Tagen Goldfunde im Werte von mehreren Millionen gemacht hätten.

Unsere Begleiter ließen sich von diesem Fieber anstecken und blieben auf den Feldern zurück, während Bambo und ich, mehr abgehärtet, ihnen Lebewohl sagten und die Reise gegen Norden fortsetzten.

Sand river, einer der größten Zuflüsse des Limpopo, hat seine Quellen auf jenem Hochplateau, auf dessen höchstem Punkt diese Felder gelegen sind, und wir schlugen den Weg am linken Ufer des Flusses entlang ein und beschleunigten den Marsch, um andere Kolonisten zu erreichen, die den neuen Goldfeldern zustrebten.

Eine große ziemlich öde Ebene breitete sich vor uns aus, bald mit hohem Wildgras bewachsen, bald abgemäht und kahlgefressen von Heuschreckenschwärmen. Die einsamen Höfe der Boeren wurden immer seltener und der Weg stets schmäler, weshalb wir glaubten, das Gebiet der Republik habe hier ein Ende.

Indessen gelangten wir nach einem halben Tag zu der neuerbauten Haltestation, die zur Bequemlichkeit der Reisenden eine Tagereise weit von den Goldfeldern sich befindet, wo wir vernahmen, daß wir noch mehrere Tagereisen bis an die Grenze zu machen hätten. Wir wollten nun schnell die Reise nach der nächsten Haltestation fortsetzen, standen aber davon ab, als uns mitgeteilt wurde, daß die Entfernung bis dahin 25 englische Meilen betrage und das Gebiet sehr unsicher geworden sei, seit es einer Bande Matabelekriegsgefangener gelungen wäre, auf dem Transport die Ketten zu zerreißen und ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Während wir noch mit dem Wirt über dieses Ereignis sprachen, hörten wir ein Geheul, das wir sogleich demjenigen ähnlich fanden, welches die Hottentotten im Zulukriege ausstießen.

Wir eilten hinzu und fanden einen Reiter in Uniform, der einen gefangenen schwarzen Kerl hinter sich herschleppte, dessen Haut von der Peitsche des Reiters übel zugerichtet war.

Natürlich that es uns leid um den armen Neger und ich konnte meinen Zorn über diese Barbarei nicht zurückhalten, als der Reiter vom Pferde sprang und berichtete,

daß der Gefangene ein tückischer Matabelemann sei, welcher zu den entwichenen Kriegsgefangenen gehöre, die auf dem ganzen Weg bis zur nächsten Station Plünderungen und Brandstiftungen verübt und den Ruin mehrerer Boeren auf ihrem schwarzen Gewissen hätten.

Nun hatte die Polizei der Chartered Company einen Streifzug gegen die wilde Horde unternommen, die meisten zerstreut und niedergesäbelt und diesen einzigen gefangen genommen, der nun über die Thaten der Bande Rechenschaft ablegen sollte, sobald man einen Dolmetscher erhalten konnte.

Ich ersuchte den „Prinzen“, den heulenden Wilden in seiner Zulusprache anzureden. Dieses geschah, ohne anderen Erfolg, als daß die beiden Schwarzen einander anschreiend dastanden wie ein Paar Hähne und der „Prinz“ seinen großen Wollkopf schüttelte.

„Oywla, oywla!“ jammerte der Wilde, wovon der Zulu gerade so viel verstand, wie einer von uns Weißen.

Die Matabelesprache ist nämlich ganz verschieden von derjenigen der übrigen Kaffernstämme, ebenso zeigen sich diese Wilden roher, gefährlicher und für europäischen Einfluß unzugänglicher als die Zulu-Buschmänner.

Als die Wunden des Gefangenen verbunden worden waren und derselbe gestoßenes Kaffernkorn, das einzige, was ihm schmeckte, gegessen hatte, da leuchteten seine Augen wieder wie Feuer vor Blutdurst in dem geschwollenen Gesicht. Aber weil an Händen und Füßen gebunden, konnte er nur mit den Zähnen seine Absichten zu erkennen geben, was er auch nicht unterließ, sobald jemand in den Bereich seiner Bisse trat. Es war ein furchtbarer Anblick, dieser blutige Wilde mit allen in seinem von Schmerzen verzerrten Angesicht ausgeprägten Instinkten des Raubtieres, und es war leicht zu erraten, welches Schicksal des Weißen gewartet hätte, der in die Klauen dieses Wildtieres geraten wäre.

Die Berichte von der Grausamkeit des Negerkönigs und den furchtbaren Qualen, die er seinen weißen Gefangenen im Kriege bereitete, stimmten uns alle um und machten auf mich einen solchen Eindruck, daß ich, obwohl der Krieg zu Ende war, doch zögerte, die Reise fortzusetzen; aber nun langten mehrere Reiter der Polizeikompanie auf der Station an, die versicherten, daß der ganze Stamm Lobengulas nun entweder aus dem Lande verdrängt sei oder „ins Gras habe beißen müssen", und daß überall in den ausgedehnten Weidegebieten in Matabeleland Ruhe und Frieden herrsche.

Am folgenden Morgen erhielten wir eine halbe Abteilung Reiterei als Begleitung, die nach Sandsdorp, der letzten Boerenstadt in Transvaal, beordert war.

Es war ein Vergnügen zu sehen, wie diese gewandten Reiter, in tausend Kämpfen geübt und abgehärtet, in guter Haltung ihrem Ziel entgegensprengten. Sie erschienen alle recht zufrieden mit ihrer Stellung im Dienst der großen Company, waren gut gekleidet und ausgerüstet und hatten einen mehr als doppelt so großen Sold, als wir Freiwilligen im Zulukriege.

Ein guter militärischer Geist herrschte unter ihnen, und jeder war ein Gentleman in meinen Augen und denjenigen des „Prinzen", als wir in gehöriger Entfernung hinterher reitend, dann und wann diese Truppe betrachteten.

In Sandsdorp hatte der Chef sein Hauptquartier, und dort wurde nach Untersuchung und Urteilsspruch ein Wilder expediert, den man bei einem Mordbrandversuch ergriffen hatte.

Er war an einem Pfosten neben dem Wege aufgehängt und blutiger Schaum trat zwischen den weißen Zähnen hervor, als wir am Exekutionsplatze vorüber kamen.

Es war ein unheimlicher Anblick.

Der Chef dieses Expeditionskorps, das nun, weil sämtliche Flüchtlinge unschädlich gemacht worden waren, seine

Aufgabe vollendet hatte, ließ am folgenden Tage die ganze Schwadron aufsitzen, dankte den versammelten Boeren für die bewiesene Gastfreundschaft, und sprengte dann als erster der ganzen Truppe voraus nordwärts auf dem Wege nach Buluwayo, dem Hauptort des neueroberten Landes.

Wir schätzten uns glücklich, unter solch flotter Eskorte unsere Reise fortsetzen zu können und konnten nicht anders, als dem Chef, Kommandant de Bruuns, das höchste Lob zollen für sein freundliches Entgegenkommen, nicht allein gegen uns, sondern auch gegenüber all den künftigen Ansiedlern in Matabeleland.

Bei Staffsteng gingen wir über die Grenze, die hier durch den gewaltigen, meilenbreiten Limpopo-river gebildet wird, welcher mittelst Fähren passiert werden mußte. Wir zählten mehr als 100 Mann mit Pferden und Troß, die in solcher Weise über den Fluß fuhren und es nahm zwei Tage in Anspruch, bis alle hinüber gelangt waren.

Chartereds Kommissariat nahm die Ansiedler in Empfang und half ihnen zurecht. Diejenigen, die Farmplätze wünschten, erhielten solche um geringen Preis angeboten und brauchten nichts im voraus zu bezahlen, für diejenigen aber, die nach dem Goldfeld in Viktoria wollten, galten ungefähr die gleichen Bestimmungen, wie in „the Kaap“.

Jedem wurde überdies großer Verdienst bei den Wegbauten angeboten und bereits ansässige, frühere Freiwillige kamen zur Stelle, um Arbeiter für ihre Farmen zu dingen. Es herrschte großer Mangel an Arbeitern bei den Ansiedlern, und mancher Inhaber von mehreren hundert Acker Land mußte mehr als ein Jahr ein Zelt bewohnen, weil es unmöglich war, die nötigen Wohnungen auf der Farm zu bauen.

Unter solchen Umständen konnten wir leicht begreifen, wie es möglich war, daß man große Landstrecken zu solchen Schundpreisen veräußerte, denn auch derjenige, der seine Farm

geschenkt erhalten hatte, bekam schließlich das Zeltleben satt, sagte seiner Domäne Lebewohl und eilte nach den Goldfeldern oder auf andere Abenteuer.

Wir erreichten nun die Berggegend, wo der Weg auf beiden Seiten mit neuerbauten Hütten bekränzt war, in welchen die ersten Ansiedler sich einen Ausgangspunkt für die Bebauung ihres Gebietes bereitet hatten. Die meisten hatten langsam genug Terrain gewinnen können, und es war ein deutlicher Unterschied sichtbar zwischen denjenigen, denen es gelungen war, schwarze Diener als Gehilfen zu erhalten, und denen, die alles allein arbeiten mußten. Doch erhob sich keine Ansiedlerwohnung mehr als zehn Balken hoch über den Boden, und der Komfort erinnerte an denjenigen der Katen im alten Schweden, wenn er nicht noch gegen diesen zurückstand. Die eine und andere Hütte stand bereits verlassen, was daher kam, daß den Ansiedlern dieses Leben verleidet war und sie sich nach Transvaal begeben hatten, wo sie mehr arbeiten, aber weniger hungern mußten.

An dem großen Weg, der über den Berg nach dem Viktoriafeld neu gebaut wurde, arbeiteten mehr als fünfhundert Ansiedler, alle in der Nachbarschaft in Zelten oder mit Rasen gedeckten Zinkhütten wohnend. Sie erhielten gute Bezahlung, blieben aber nur so lange, bis sie ihre Farm in bewohnbaren Stand setzen konnten. Ein Teil derselben bestand aus gedienten Freiwilligen, narbenbedeckt und verwittert, einer Anzahl Negern, splitternackt, und endlich aus neuen Ankömmlingen, die jeder körperlichen Arbeit ungewohnt waren.

Der Weg wurde unter Leitung eines Ingenieurs breit und prächtig angelegt, und die Arbeit war schon so weit fortgeschritten, daß man ungehindert von einer Station zur anderen fahren konnte.

In Wanetze konnte ich die Farm meines Landsmannes sehen. Sie war in einem großen Viereck von dreitausend

Morgen Land abgesteckt auf einem waldlosen Gebiet, groß genug, um nicht in zwei Tagen umkreist werden zu können. Noch sah man keine andere Spur von Arbeit als ein großes galgenartiges Holzgerüst von unentrindeten Stangen, über welches der Besitzer seine Zeltdecke zu hängen pflegte, um so unter einem Dache schlafen zu können. Das Ganze gemahnte an die Gerüste, welche die Seiltänzer auf den Marktplätzen für ihre Zelte aufzurichten pflegen. Mitten auf dem Zeltplatz befand sich an Stelle des Tisches eine flache Steinplatte auf drei Feldsteinen, und auf den Seiten waren ebenso einige niedrigere Blöcke in die Erde gesetzt, die als Stühle dienen sollten. Ringsum lagen ganze oder gesprungene Flaschen und leere Sardinenbüchsen ꝛc. aus rostigem Blech, die bewiesen, daß der Eigentümer dieser ganzen Herrlichkeit nicht immer Mangel an Leckerbissen litt, wenn er auf seiner „Domäne" weilte.

Aber nun sei er ausgegangen — berichtete der Nachbar — auf die Jagd nach Gold, was in der Weise geschah, daß er einen Maulesel zum Tragen der Säcke mitführte, während zwei oder drei Matabelejungen von zwölf bis vierzehn Jahren als Gehilfen mitgingen und nach seiner Anweisung die Versuchsgrabungen ausführten.

An der einen Zeltstange war ein Anschlag befestigt (die verkehrte Seite eines Briefcouverts), der in schlechtem Englisch, vom Regen halb verwischt, dem Besucher bekannt machte, daß die Farm „in Bausch und Bogen" für einhundert Pfund Sterling zum Verkaufe feil sei, wenn man nach Fort Minhid gehen wolle, einer kleinen Festung auf der gleichen Hochebene, wo ein bevollmächtigter Vertreter weitere Auskunft über dieses Geschäft erteilen werde.

Armer A.! Er schien ein trübes Leben mit seinen Negerjünglingen zu führen, und es ging ihm sicher sehr schlecht in Matabeleland, da er weder Gold finden noch in

so langer Zeit seit Beendigung des Krieges sein großes Grundeigentum veräußern konnte.

Ich wollte unter allen Umständen mit meinem Landsmann zusammentreffen und setzte deshalb noch gleichen Tages die Reise nach dem erwähnten Fort, einem Blockhaus aus Steinen, fort, das beim Friedensschluß verlassen worden war und nun halb als Ruine dastand, nur von einem Invaliden und einigen Ziegen bewohnt. Der lahme Holländer und frühere Freiwillige, der nun über das Eigentum der Chartered verfügte, hatte neben dem Fort einen Garten angelegt, war der Vertreter der Company auf diesem Platze und ringsum von Ansiedlerhütten umgeben, die bewiesen, daß der Ort mit der Zeit dicht bevölkert werden würde.

Wo Hr. A. sich befand, wußte er nicht, berichtete aber, daß er seine Streifzüge mit den Negerjungen bis nach Buluwayo im Westen und Viktoriafields im Osten auszudehnen pflege, weshalb oft Monate vergingen, ehe er wieder auf sein Besitztum zurückkehrte, wo er dann drei bis vier Tage ausruhte.

Nach Ansicht des Invaliden war er diesmal draußen, um „fresh fields and pastures new“ an der Transvaalgrenze aufzusuchen, denn er liebte Abenteuer, und solche boten sich meist in Gesellschaft mit frisch angelangten Goldgräbern.

Wir blieben bei dem freundlichen alten Jungen im Fort über Nacht und hörten mit Vergnügen seine Geschichten von den Kämpfen bei Makalaka-Kraal u. a. O., wo mein Landsmann sich ausgezeichnet und eine eigene Abteilung von Schwarzen geführt hatte.

In Makaniula-Kraal, der gleich einem Kessel in den Bergen lag, war der Schwede mit seiner Truppe gefangen genommen und an Händen und Füßen gebunden worden, als, durch seinen Hund geleitet, eine Kompanie Weißer zur

Stelle kam und ihn, den einzigen Überlebenden im letzten Augenblick befreite, denn seine schwarzen Soldaten waren von den Wilden bereits getötet worden.

Ein andermal hatte er sich allein auf Rekognoszierung begeben, war von vier Negern überfallen worden, hatte aber seine Waffen so tapfer gegen sie benützt, daß drei auf dem Platze blieben und der vierte hinkend seiner Wege sprang, als die Verstärkung anlangte.

* *
*

Als Bambo und ich am folgenden Morgen durch die Schießscharten des Forts hinausblickten, da leuchtete das Feld weiß wie Schnee, und es blies ein beißender Wind. Jener Teil von Matabele, in dem wir uns jetzt befanden, lag in einer Höhe von 3000 Meter ü. M., und die Kälte kann dort so stark werden, daß das Wasser zu Eis gefriert. In der Nacht war starker Frost eingetreten, so daß die Mais- und Durrhafelder weiß schimmerten und viele Pflanzen in Fazes Garten zu Grunde gingen. Er selbst war schon seit Tagesgrauen draußen, mit Schafpelz (kaross) und wolliger Mütze bekleidet, und klagte bei unserm Morgengruß darüber, in einem Lande wohnen zu müssen, das im Sommer so heiß war, daß das Wasser der Flüsse austrocknete, im Winter aber so kalt, daß man es nicht einmal im Schafpelz aushielt.

Was uns am meisten verwunderte, das war die Schnelligkeit, mit welcher dieser Temperaturwechsel geschah.

Diese Kälte, wie ich sie nie so stark verspürt hatte, seit ich meine Heimat verließ, traf uns so unvorbereitet, daß der ganze Reiseplan geändert werden mußte, denn für eine Winterreise waren wir nicht ausgerüstet, und Bambo, vor Kälte zitternd, verlangte schleunige Rückkehr. Im Lauf des Tages wurde es wohl wärmer, aber die Folgen des heftigen Frostes zeigten sich überall in den Gemüsegärten und Tabakfeldern der Ansiedler.

Indessen beschlossen wir, das prächtige Nachtquartier noch einmal in Anspruch zu nehmen und erst ordentlich auszuruhen, ehe wir die Pferde wieder südwärts lenkten. Mein Plan hatte darin bestanden, die Goldgrubenbewegung in den Viktoriaminen zu studieren, aber ich mußte mich mit den dürftigen Mitteilungen begnügen, die ich von einem Ansiedler beim Fort erhielt, der bei Eröffnung des Feldes als Goldgräber thätig gewesen war.

Gold mines of Victoria liegen in der südöstlichen Ecke der Landschaft und sind im ausschließlichen Besitz der Chartered Company, die unter gewöhnlichen Bedingungen Claims bewilligt. Das Land ist gebirgig und mit undurchdringlichen Euphorbiawäldern bedeckt, welche indessen den Vorteil gewähren, daß die Goldgräber in ordentlichen Häusern wohnen können und genügend Brennholz haben.

Das Gold kommt sehr spärlich in dem schwarzen Quarz vor, und der Flächeninhalt des Feldes beträgt kaum mehr als eine englische Meile, aber das Waschen ist leicht, denn der ganze Berg ist von den Nebenflüssen des Sabi-river durchzogen, die aber im Sommer ganz austrocknen. Sensationelle Gerüchte von kolossalen Goldfunden wurden durch die Agenten der Gesellschaft ausgestreut, aber mein Gewährsmann glaubte nicht daran und hatte nach monatelangen Grabungen mehr Vorteil darin gefunden, sich auf die Kultivierung des Farmlandes zu verlegen, das er nach Beendigung des Krieges erhalten hatte. Dort wuchsen nun Kürbisse, Wassermelonen, Erdnüsse und Hanf in Menge, so daß er sich mit eigner Arbeit durchbringen konnte. Aber wenn ich ihm einige Schwarze aus unserem Lande zur Hilfeleistung verschaffen könne, schloß er, so wolle er sie gut bezahlen und das Land derart kultivieren, daß die Farm mit Leichtigkeit vier weiße Familien ernähren könne.

* * *

Auf dem einzigen Wege, der über die Hochebene angelegt war, kehrten wir nun zurück und hielten zum zweitenmal auf der Farm des Schweden an, die aber noch immer vereinsamt und öde dalag.

Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß das Gebiet nunmehr sicher war, schlugen wir einen kleineren Weg auf dem rechten Ufer des Bubye-rivers ein, in der Absicht auf kürzerem Wege die nördliche Grenze der Republik zu erreichen. Schon nach einer Tagereise trat an Stelle der einförmigen Hochebene der Wald, dessen Bäume von dem „Prinzen" als „Mimosa" und „Mopani" bezeichnet wurden, dergleichen ich noch nie gesehen hatte, wobei der Weg, der sich zwischen denselben hindurchwand, gleichsam von einem dunklen Gewölbe bedeckt wurde und in Dämmerung lag.

Wir trieben die Pferde schneller an, und ich gab Bambo seine Waffen zurück, die laut Gesetz auf Reisen durch Matabeleland nur von Weißen getragen werden dürfen. Der Weg erschien mir für einen Überfall ziemlich geeignet und ich fand die größte Vorsicht vonnöten.

Der Wald wurde immer wilder, der Reitweg immer schmaler, bis endlich zur Mittagszeit eine Lichtung in dem Dunkel erschien und wir einen niedergebrannten Kraal erreichten, dessen Dimensionen größer waren, als ich bisher gesehen hatte. Das äußere Palissadenwerk, obschon zur Hälfte niedergebrannt, zog sich in einem großen Kreis um den ganzen Kraal, und innerhalb lagen in einem Bogen die Reste der Hütten — vierzig Aschenhaufen. Eine innere, noch unbeschädigte Palissadenreihe umgab den runden Hof, wo das Vieh untergebracht worden war, ein grüner Platz, so groß, wie der größte Markt. Der „Prinz" bemerkte sofort, daß es ein Häuptlingskraal sein mußte, was später auch von dem Boer bestätigt wurde, bei dem wir für die nächste Nacht logierten.

Von dem ganzen Leben und Treiben, das in diesem Kraal unter den jedenfalls nach Tausenden zählenden lebenden Wesen, Menschen und Tieren, geherrscht haben mußte, während er bewohnt gewesen war, war nichts mehr übrig geblieben, als zwei Ziegen, die auf dem inneren runden Platz weideten und erschrocken davonsprangen, als wir hineintraten.

Jedenfalls hatten die Schrecken des Krieges und „der rote Hahn“ erst kürzlich diese Kaffernstadt verheert, und diese Haustiere, die wahrscheinlich von den weißen Siegern fortgeführt, aber wieder losgekommen waren, mochten wieder den Kraal aufgesucht haben und weideten nun mit Vorliebe auf dem Platze, an den sie von Jugend an gewöhnt waren.

Der „Prinz“ fing die eine derselben mit seiner Wurfleine und wollte sie mitnehmen, aber ich verbot es ihm, als ich sah, wie sich das Tier aus Leibeskräften dagegen sträubte. Wir ritten noch eine Weile unter diesen Ruinen umher und die Ziegen folgten uns in der Entfernung, neugierig darauf, was wir vornehmen wollten.

Wir besichtigten den Begräbnisplatz des Kraals und die Götzenbilder und setzten darauf unseren Weg nach den Maisfeldern der Schwarzen fort, die jetzt verwahrlost und öde waren. Der Weg wurde wieder besser und schien erst kürzlich mit Räderfuhrwerken befahren worden zu sein, und wir folgten der Spur derselben bis Sorteheid, wie der Boer die neue Farm nannte, die er von den Negern geerbt hatte. Die Chartered company hatte ihm die Mais- und Kornfelder des Kraals zum Geschenk angeboten unter der Bedingung, daß er in der Nähe derselben für die Agenten und Patrouillen der Gesellschaft ein Blockhaus baue und unterhalte.

Gleich nach Beendigung des Krieges flüchtete er mit den Seinigen hierher, und nun war das Haus fertig und wurde von uns als Nachtstation eingeweiht. Die Agenten

dagegen hatte er nicht wiedergesehen, wahrscheinlich hatten sie andere Wege gewählt und diese Station der Gesellschaft vergessen.

Über die früheren Bewohner des Kraals wußte der Boer zu berichten, daß sie nach einem heftigen Gefecht, in welchem sie zu Hunderten unter den Granaten der Weißen fielen, gefangen genommen und nach Mashonaland abgeführt worden seien, von woher keiner nach dem niedergebrannten Kraal zurückgekehrt war.

Aber die Weißen selbst hatten furchtbar gelitten in dem dunklen Walde, wo viele unter den Pfeilen und Assagaien der Schwarzen gefallen waren, die überdies das Wasser in den Quellen vergiftet hatten. Als dann endlich der Kraal eingenommen wurde, richtete man ein förmliches Blutbad unter den armen Teufeln an, wobei die Unschuldigen mit den Schuldigen sterben mußten.

Als der Boer kurz darauf überredet wurde, an diesen Ort zu ziehen, beorderte man einen Trupp Soldaten zu seinem Schutze, während das Haus gebaut wurde, aber es hatte sich kein Wilder mehr gezeigt und der geplante neue Weg nach dem Limpopo war noch nicht gebaut.

Doch fand sich auf dem Gebiet der Gesellschaft und durch deren Fürsorge nach jeder Tagereise Weges eine Nachtstation, und wir konnten deshalb sicher sein vor der Kälte. die überdies abnahm, je weiter wir am Lauf des Bubye-rivers hinab kamen.

Der Boer selbst war unser Reisegefährte, als wir nach einer Tagesrast den Weg am Flusse entlang fortsetzten. Er wollte nach der zwei Tagereisen entfernten Stadt Bubystroom zu seinen Verwandten, beim Handelsmann sein Kaffernkorn veräußern und mit seinen Glaubensgenossen das Abendmahl genießen. Aber seine Art zu reisen (mit Ochsen) war uns

zu langsam, wir nahmen Abschied von ihm und sprengten an einem sanften Abhang durch den Wald gegen Süden.

Der Wald lichtete sich nach und nach, und wir hatten mehr Übersicht über die Gegend. Sie war öde und unbebaut, so weit das Auge reichte, aber besonders grasreich und fruchtbar, weshalb sie sicher ein guter Platz für hoffnungsvolle Ansiedler sein mußte. An den zahlreichen Teichen, die der Fluß bildet, sahen wir Spuren von Büffeln, Straußen und — nach Bambos Behauptung — Giraffen, hatten aber keine Gelegenheit, eines dieser Tiere zu schießen, die scheu aus dem Bereich unserer Kugeln flohen. Eine Giraffe sah ich auf der ganzen Reise nicht, ein paar Mal aber überraschten wir das kleine Quagga, das in Gruppen von zehn bis zwölf Stücken weite Strecken Weges vor uns her galoppierte.

Am unteren Lauf des Flusses wurde der Boden steiniger und hier und da trat der gesprenkelte Quarz zu Tage. Als alte Goldgräber konnten wir uns nicht enthalten, denselben näher in Augenschein zu nehmen und saßen deshalb zeitweise ab, um kleine Proben aus dem Fels zu brechen.

Nirgends fanden wir, was wir suchten, aber in den mitgenommenen Proben fanden wir teilweise in geringer Menge Schwefel und Kupferkies, ein anderer Teil bestand aus prächtigem Eisenerz von jener Art, wie es die Eingeborenen für ihre Assagaien und die großen, plumpen Hacken zu verwenden wissen, mit denen ihre Weiber das Feld bearbeiten.

Mehrere Nebenflüsse mußten wir durchwaten und dann und wann neben dem Pferde herschwimmen, denn Fähren fanden sich noch keine vor, und die Boeren benützen Karren von Holz, die gleich Prahmen auf dem Wasser schwimmen. Andere Flußbette wurden durchschritten, da sie nur in der Regenzeit Wasser führen, sonst aber trocken liegen.

Auch den weißen Sand derselben untersuchten wir, aber er enthielt keine Spur von dem kostbaren Gold.

Endlich kamen wir nach zwei Tagereisen in dem bewohnten Teil dieses Flußthales an und waren recht froh, der einförmigen Reisesackkost enthoben zu werden. Nun folgte eine Niederlassung nach der anderen, und überall wurden wir gastfrei aufgenommen und mit allem bewirtet, was das Haus vermochte.

Es waren Boerenkinder und „Uitlanders", die sich hier in brüderlichem Verein niedergelassen hatten und sich, ein jeder auf seiner Scholle, recht gut standen.

---

45. Ein strammer Herr.

Je näher wir der Grenze kamen, die hier ebenso wie weiter gegen Westen von dem Limpopo oder Krokodilflusse gebildet wird, desto zahlreicher erschienen die Hütten der Ansiedler, und am Flußübergang lag bereits eine große Stadt, in welcher der Agent der Royal Chartered gleich dem größten Souverän sein Zepter führte.

Von einer langen Tagereise ermüdet, langten wir eines Abends in der Stadt an, als der Bediente des Mr. Taylor, zugleich Polizeikonstabler der Stadt, rasch in das Wirtshaus eintrat, in dem wir zu logieren beabsichtigten, und uns in barschem Ton befahl, mit zum „Gouverneur" zu folgen und unsere Pässe vorzuweisen.

Um diesen strengen Befehl zu begreifen, muß man wissen, daß die Gesellschaft alles thut, um ihr Land zu kultivieren, und zu diesem Zweck Ansiedler aus allen Ecken der Welt herbeilockte, dagegen den Einwanderern ungern gestattete, das Matabelegebiet zu verlassen. Bei der Einwanderung wurde weder Paß, noch Kreditiv oder Geld verlangt, aber bei der Abreise wurde das alles gefordert und mehr noch,

wenn man nicht als Abenteurer und Übelthäter behandelt werden wollte.

Ich lehnte diese späte Aufforderung indessen mit der Erklärung ab, daß ich am folgenden Tag die Ehre haben würde, und warf mich angekleidet auf das Bett. Bambo beschäftigte sich mit den Pferden und hörte nicht, wovon die Rede war, und der Polizeibeamte entfernte sich unter drohendem Gemurmel.

Bereits eingeschlummert, wurde ich durch das heftige Aufstoßen der Thür geweckt und sah beim Schein des Mondes eine ganze Schar Männer in das Zimmer dringen.

Ehe ich mir über die Situation klar geworden, war ich schon auf den Boden herabgezogen und an Händen und Füßen mit Bastseilen gebunden worden. Als der Neger in diesem Augenblick in den Raum trat und das Vorgefallene sah, da übermannte ihn der Zorn, er bahnte sich einen Weg zu mir und warf meine Quälgeister zur Seite.

Endlich frei und ledig geworden, fehlte mir die gute Laune, was nicht zu verwundern war, ich nahm einen etwas barschen Ton an und befahl ihnen, sich zu entfernen. Ein Handgemenge entstand, wobei sich zwar die herkulischen Kräfte des „Prinzen" derart geltend machten, daß mehrere Angreifer mehr oder weniger „geschunden" zu Thür und Fenster hinausflogen, doch erlitten wir schließlich eine Niederlage, die gegenüber einer solchen Übermacht unvermeidlich war.

Die ganze Stadt kam in Bewegung, und die Hüter der Ordnung an der Spitze dieser Schar zogen blank. Nun dünkte mich, als wäre es genug und ich stellte jeden weiteren Widerstand ein, der „Prinz" aber, weniger kaltblütig, teilte noch Püffe nach rechts und links aus, bis endlich ein Stockschlag auf den Kopf ihn ohnmächtig niederstreckte.

Der Agent-Gouverneur, dessen Name Taylor war, kam nun zur Stelle mit Seitengewehr und Revolver.

„Bindet die Verbrecher!“ befahl er in herrischem Ton und versetzte den langen Beinen des ohnmächtigen „Prinzen“ einen Tritt.

Ich protestierte lebhaft gegen diese Gewaltthaten gegenüber friedlichen Reisenden, wurde aber gleichwohl gebunden und samt dem Neger nach dem Stadtgefängnis getragen, einem elenden Loche ohne Boden und Luftloch in der Decke.

Hier mußten wir eine Nacht voll Grauen und Unbequemlichkeit verbringen, wobei Bambo, der sich ein wenig erholt hatte, wieder sein altes Lied von den verd .... Bleichgesichtern anstimmte, die immer ihre Nase in Afrika stecken müßten.

Am anderen Morgen hielt der Agent Polizeiverhör mit einem jeden von uns im besonderen in Gegenwart der Ältesten der Stadt als Beisitzern, aber von allen den inquisitorischen Fragen erinnere ich mich am besten der ersten, die lautete:

„Angeklagter, euer Name?“ worauf ich mir die Freiheit nahm, zu antworten: „Eure Hoheit sollten mir erst den Ihrigen sagen!“

Über solche während des stundenlangen Verhöres mehrmals wiederholte Respektlosigkeiten schüttelten die Bauern ihre grauen Köpfe. Sie hatten wahrscheinlich noch nie früher gesehen, daß jemand es wagte, mit ihrem hohen Gouverneur Possen zu treiben.

Dieser geriet mehrmals in Wut und bediente sich dabei mehr Schimpfworte, als die englische Sprache als ihre eigenen anerkennt, wobei meine Papiere, Gründe und Argumente mit einer sublimen Verachtung behandelt wurden.

Schließlich ließ er sich herab, mir die Bekanntmachung der Royal Chartered von dem absoluten Gehorsam vorzulesen, den die Ansiedler ihrem Gouverneur schuldig seien, worauf ich antwortete:

„Da ich nicht Kolonist der Gesellschaft bin und Ihr schwerlich beweisen könnt, daß Ihr wirklich Gouverneur derselben seid, so hat diese Bekanntmachung nichts mit der Sache zu schaffen. Das muß ein Kind begreifen können!"

Bei dieser Antwort schlug Mr. Taylor mit der Faust auf den Tisch und winkte seinen Heiducken, mich abzuführen.

Der Negerprinz, zerschlagen und blutig, wurde nun hereingeführt und milder angesprochen. Er wurde gleich mir ausgeforscht und mußte über meine Person sehr wichtige Aufschlüsse gegeben haben, denn kurz darauf fand sich ein Polizeibeamter bei mir ein, löste die Fesseln und fragte, ob ich zu speisen wünsche, in welchem Fall es mir gestattet sei im Wirtshause eine Mahlzeit auf Kosten des Gouverneurs zu bestellen.

„Nein, danke," antwortete ich, „wenn ich zu speisen wünsche, so geschieht es, wo es mir beliebt, und auf eigene Kosten."

Indessen wurde ich freigelassen und eilte wieder in den Gerichtssaal, wo das Verhör mit dem Prinzen fortdauerte. Der Raum war voller Zuhörer, und der Neger behalf sich vortrefflich. Er malte meine Stellung in den glänzendsten Farben, nannte mich Gentleman und Millionär und behauptete, daß ein Krieg die nächste Folge dieser Gewaltthätigkeiten sein werde, „denn," fügte Bambo hinzu, „der Schwede ist Offizier vieler schwarzen und weißen Soldaten und läßt nicht mit sich spaßen!"

In dieser Weise hielt auch der Neger den „Gouverneur" zum Narren, der das Verhör bald als beendet erklärte und besondere Beratung empfahl, während die Zuhörer sich entfernen mußten.

Als auch der „Prinz" freigelassen worden war, eilten wir — jedoch von weitem bewacht — nach dem Wirtshause, wo der gleiche Raum, welcher der Schauplatz dieser Verhaf-

tung gewesen war, in Besitz genommen und eine kräftige Mahlzeit bestellt wurde.

Die Beratung des Gerichtes nebst Zeugenverhör u. s. w. nahm diesen ganzen Tag in Anspruch, und erst am folgenden erhielten wir unser Urteil, das auf hundert Pfund Buße für mich, und drei Monate Strafarbeit für den „Prinzen“ nebst gesetzlicher Strafe für Gewalt und Geringschätzigkeit gegenüber der Ortsbehörde lautete.

Natürlich wandte ich mich an das Appellationsgericht in Pretoria, erhielt meine Papiere zurück und erlegte die Kaution in Gold, welche für unsere beiderseitige freie Rückreise nach der Republick gefordert wurde; vorher aber hielt ich selber Polizeiverhör nach meinem eigenen Sinn im Wirtshause, brachte mehrere redliche Männer auf meine Seite und ließ durch sie einen wahrheitsgetreuen Bericht von dem Verlauf dieser Arretierung unterschreiben.

Der Agent schäumte vor Wut über meinen Widerstand und ließ, um mich in meinem Vorhaben zu hindern, das Wirtshaus mehrere Stunden früher schließen.

Eine ganze Woche dauerte es, bevor diese Angelegenheit erledigt und die Blessuren des „Prinzen“ geheilt waren.

Inzwischen langten mehrere Agenten der Gesellschaft auf der Durchreise in der Stadt an, und ich versäumte nicht, ihnen die Angelegenheit zu erzählen. Sie lachten über das Urteil, rieten mir aber, von der Verfolgung der Sache abzustehen, da dies wahrscheinlich nur ein Paar Pfund Buße für Taylor zur Folge haben würde.

Was die Gefängnisstrafe für Bambo betrifft, so konnte diese in zehn Pfund Buße umgewandelt werden, was sie in Ordnung bringen wollten, falls ich alle weiteren gerichtlichen Schritte unterlassen wollte. Dazu konnte ich mich jedoch nicht entschließen; als wir aber Matabeleland verlassen hatten unterhandelten die Agente mit dem „strammen Herrn,“ so

daß ich meine Kautionssumme zurück erhielt. Sie hätten für mich gebürgt — hieß es in diesem Schreiben — und wollten lieber die geforderten Bußen erlegen, als daß ein Beamter der Gesellschaft in Mißkredit geraten sollte.

Ich ließ deshalb die Sache auf sich beruhen, bewahrte aber nichtsdestoweniger dieses Schreiben auf und schlug den längeren Weg nach Pretoria ein, um, dort angelangt, den Umständen gemäß handeln zu können.

46. Ein schwedischer Millionär in Südafrika.

Da die Ufer des Limpopo auf beiden Seiten auf langen Strecken von hohen Bergen begrenzt und deshalb ganz unzugänglich sind, so mußten wir diesmal dem Flusse aufwärts folgen ein paar Meilen weit bis Misteng, wo sich für die Post eine Übergangsstelle nach Clyde auf dem Gebiete der Republik befindet.

Das nördliche Ufer war dicht mit Pächtern bevölkert, die von der Chartered Company um billigen Preis große und fruchtbare Gebiete erworben hatten, die von der Gesellschaft bereits mit gelben Holzhäuschen überbaut worden waren.

Ein solcher Pächter, den wir in Maritzby besuchten, berichtete über seine Lage, daß er von der Gesellschaft 3000 Acres Land in Pacht habe gegen einen jährlichen Zins von 10 Pfund Sterling. Doch mußte er Pferd und Knecht für die großen Transporte stellen und für einen Nachfolger sorgen, wenn er kündigen wollte. Die Nachbarn hatten kleinere Farmen von 500—1000 Acres mit Weg- und Hausunterhaltungspflicht und einem Zins von ca. 1 Schilling per Acre.

Über alle diese Pachtgüter hatte „der Stramme“ in Maritzby die Aufsicht, und da er sozusagen ihr Leben und

ihre Wohlfahrt in seiner Gewalt hatte, so gebrauchte er seine Macht, daß sie dieselbe zu fühlen bekamen.

Übrigens beklagten sich die Pächter nicht über ihr Los, das sicher viel besser war, als dasjenige ihrer Genossen in Europa, wenigstens in Schweden. Aber es war schwierig, Arbeiter zu erhalten, und er machte den Vorschlag, meinen „Prinzen" anzuwerben, der groß und kräftig war und den Beweis seiner Leistungsfähigkeit erbracht hatte. Es war nicht das erste Mal auf dieser Reise, daß meinem Begleiter gute Anerbietungen gemacht wurden, aber er beantwortete sie alle mit einem Schütteln seines wolligen Kopfes oder einem breiten höhnischen Grinsen, daß man die schimmernd weißen Zähne sah.

Unsere Reise, die nun schon zwei Monate gedauert hatte, mußte beschleunigt werden, und da ich mich nicht mehr solchen Abenteuern aussetzen wollte, wie das letzte war, so entschloß ich mich, auf dem Rückweg den Postwagen zu benutzen, während Bambo mit den Pferden nachfolgte.

Auf der Poststation, wo wir einen halben Tag warten mußten, lag ein Trupp Reiter, die einen der Direktoren der Gesellschaft nach Buluwayo begleiten sollten und nun auf dem Weg nach Pretoria Halt machten. Der Prinz blieb auf dem ganzen Weg in ihrer Gesellschaft, während ich unvermutet im Postwagen neben einen noch jetzt lebenden schwedischen Millionär zu sitzen kam, der in Geschäften droben in Matabeleland gewesen war.

Wir waren miteinander über den Fluß gefahren und hatten uns über die Lage und die Verhältnisse im Gebiet der Chartered unterhalten, als wir auf einmal entdeckten, daß wir beide Schweden waren.

Mein Reisekamerad, der ein etwas mangelhaftes Englisch sprach, bediente sich nämlich beim Anblick der uns fortwährend begegnenden Scharen von Ansiedlern, die durch die Reklamen

der Gesellschaft nach Matabeleland hinaufgelockt wurden, des Ausdrucks **„arma djäflar“** („arme Teufel“).

So wurde nun das Gespräch in unserer Muttersprache geführt, die ich beinahe vergessen hatte, und drehte sich meistens um das Land, das uns trotz allem am teuersten war. Der so gefundene Landsmann, dessen Namen ich aus den wenigen schwedischen Zeitungen kannte, die mir von Freunden in Schweden gesandt worden waren, beklagte sich besonders über die Rechtszustände daheim und empfahl mir, die Sache vorher zweimal zu überlegen, ehe ich dorthin zurückkehre. Er hatte den größten Teil seines Vermögens durch ungerechte Richter verloren und für sein Wohlwollen gegen kleine Leute nur Undank geerntet.

Nun hatte er zu seiner Erholung eine Reise um die Erde gemacht, befand sich aber nirgens so gut, wie in Transvaal, „wo man sich auf Geschäfte verstund“.

Er war ein grauhaariger Mann, von distinguiertem Äußeren, munter und gesprächig, solange er sich der Muttersprache bedienen konnte, sonst aber gemessener. Ich konnte dem Gespräch entnehmen, daß er droben in Buluwayo gewesen war, wahrscheinlich in Börsengeschäften; seine beiden Diener hatten große Portefeuilles in Verwahrung, und er selbst trug eine Reisetasche in der Hand, auf welcher auf einer silbernen Platte sein Name und Titel standen.

Wir blieben auf der ganzen Reise beisammen, und er hörte mit sichtlichem Vergnügen meine Berichte von den Goldfeldern an, die er bereits kannte.

Er sprach sich anerkennender über Südafrika aus, als ich erwarten durfte, aber er kannte es auch nur von der hellen Seite, während ich, der ich mich nur nach und nach hatte durchkämpfen können, ihm auch die dunklen Seiten zu zeigen suchte.

In Bezug auf die Grubenthätigkeit in „**the Kaap**“ befürwortete er die Gesellschaftsmethode als die einzig richtige, denn um ein gutes Resultat zu erzielen, gehe es durch eigene Arbeit zu langsam.

Er selbst hatte „in Grubenaktien“ gemacht und seinen Vorteil dabei gefunden, schätzte aber gleich mir Matabeleland weniger als Transvaal.

Das imponierende Äußere meines Landsmannes verschaffte uns beiden guten Respekt auf der Reise, und ich richtete schließlich die Bitte an ihn, mir bei der Reklamation beim Appellationsgericht zu helfen, ein Ding, für welches er das größte Interesse bezeigte.

„Die Büreaukraten sind sich gleich in allen Ländern,“ erklärte er, „von den Mandarinen Chinas an bis zu den Steuereinnehmern Afrikas, und keine Krähe hackt der anderen die Augen aus, aber wir wollen miteinander zu „Onkel Paul“ gehen, dann werden wir sehen, was er vorschlägt. Er kennt diese englischen Perückenstöcke am besten, die fester zu sitzen glauben, als der Tafelberg“.

In Klipdam fanden wir die Polizeitruppe auf, und mein neuer Freund klopfte dem Negerprinzen auf die Schultern und sagte:

„Ein Kapitalbursche, dieser Neger! Der könnte seinem Herrn durch Schaustellung in Amerika ein Vermögen verdienen.“

Bambo schnitt seine gewöhnliche Negergrimasse bei den ihm unverständlichen Worten, bei denen es sich nach seiner Meinung um eine neue Anstellung handelte, grüßte jedoch artig, als er vernahm, daß es ein reicher Landsmann von mir war.

„Der sieht mir feiner aus als die gewöhnlichen weißen Grubenlumpen!“ So lautete sein Urteil über den berühmten Schweden, der wirklich der Masse ebenso sehr imponierte,

wie ein englischer Lord, auch eine seltene Erscheinung in Transvaal.

Auf der Börse in Leydsdorps wagten wir einige Pfund an neuen Grubenpapieren.

Mein Reisekamerad verkaufte die seinigen mit großem Gewinn, ich aber mußte die meinigen behalten und verlor später daran. Ich sah gleich, daß er als Börsenaristokrat geboren war, und da es ihm in einigen Wochen während meiner Anwesenheit gelang, einige tausend Pfund zu verdienen, so betrachtete ich es nicht als unwahrscheinlich, was das Gerücht später behauptete, daß er in anderthalb Jahren auf den Goldfeldern im Börsenspiel neue zwölf Millionen Kronen gewonnen hatte.

Ich hatte weder Sinn noch Talent für dieses Gebiet, weshalb ich nach einigen weitern mißlungenen Versuchen mit diesen Spekulationen vollständig aufhörte.

Die Goldfelder und ihre schmutzigen Arbeiter interessierten den schwedischen Geldfürsten, obschon er selbst als Arbeiter begonnen hatte, wenig; diejenigen aber, die ihre Werke verkaufen wollten, hatten Erzproben in der Bank ausgestellt und signiert, und in dieser Form nahm die Goldgräberei seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ein armer Irländer, der Geld auf seinen neugefundenen Claim leihen wollte, verleitete uns, zu Pferde zu steigen, hinauszureiten und den Platz in Augenschein zu nehmen, der kaum erst eine große Versuchsgrube war.

Man denke sich mein Erstaunen, als mein Landsmann, obwohl nicht Fachmann, mehrere tausend Pfund für diesen „Versuch“ bot, dessen Wert noch sehr zweifelhaft war. Aber das Glück war ihm auch diesmal günstig. Der Irländer bekam durch dieses, mit einer gewissen Vorsicht gemachte Angebot hohe Gedanken von seinem Fund und antwortete ausweichend, worauf wir schnell weiter ritten.

Am gleichen Tage erschien ein spekulierender Ingenieur auf dem Platze, untersuchte die Sache gründlicher und erklärte den Claim als ziemlich wertlos, da die gefundenen Goldkörner weder von einer Druse noch von einer Ader herstammten.

Das Geld des Schweden war gerettet, aber der Irländer riß aus Ärger sein rotes Haar aus und gab das Goldgraben auf.

* * *

Nach mehrtägiger Rast setzten wir, noch immer in Gesellschaft, die Reise mit dem Postwagen nach Pretoria fort. Die Anzahl der Reisenden hatte sich nun bedeutend vermehrt, und es mußten weitere Wagen beschafft werden. Dennoch saßen wir eng gedrängt, und die Klage über die unzureichenden Verkehrsmittel in Transvaal war allgemein. Sofort leitete der schwedische Geschäftsmann mit seinen Reisekameraden Unterhandlungen ein in Betreff der Bildung einer Gesellschaft für den Bau einer Eisenbahn von Pretoria nach den nördlichen Ortschaften.

„Die Bahn wird rentieren, das sieht man ja“, sagte er, „und Geld findet sich schon. Weshalb gleich Häringen zusammengepackt dasitzen?“

Ob nun dieses jedenfalls sehr eingehende Gespräch den ersten Anstoß zu dem Bahnbau gab oder nicht, kann ich nicht sagen, aber sicher ist, daß bereits acht Tage später Eisenbahnaktien und Zeichnungslisten für diese neue Linie auf den Banken und überall in den größern Geschäften in Pretoria zirkulierten.

Auch berichteten die Zeitungen ein Jahr später, als der Bahnbau im Gange war, daß der schwedische Kapitalist alle seine Aktien an diesem Unternehmen mit großem Gewinn verkauft habe und auf der Rückreise nach Schweden mit guter Reisekasse versehen gewesen sei.

In der Hauptstadt wurde er, nachdem er als echter Geschäftsmann durch Telegrammanschläge auf der Börse seine Ankunft gemeldet hatte, von mehreren bedeutenden Männern willkommen geheißen, da er mit ihnen in Geschäftsverbindung stand, während ich als weniger „smart“ mehr im Schatten blieb.

Weil „Onkel Paul“ auf einer Predigtreise hinab zu seinen Freunden in Potchefstroom gereist war und ich weder seine Rückkehr noch die versprochene Mithilfe meines verehrten Herrn Landsmannes abwarten konnte, da er eifrig in neuen Geschäften thätig war, so mußte ich auf eigene Faust handeln und ging deshalb eines Tages hinauf in das Hotel, das im Besitz der Royal Chartered Company war und wo sich Cecil Rhodes zu gewissen Zeiten aufhielt.

Ich traute kaum meinen Augen, als ich, in den Empfangsraum tretend, Auge in Auge dem gleichen Mr. Taylor gegenüberstand, dem eigentlich meine Angelegenheit galt. Er war also ebenso schnell wie ich nach der Hauptstadt gekommen, wahrscheinlich um rechtzeitig allen unangenehmen Untersuchungen vorzubeugen.

Augenscheinlich hatte er auch Zeit gehabt, die Behörden in Pretoria zu bearbeiten, denn meine Klage fand nirgends Gehör, und alle rieten mir, von weiteren Schritten abzustehen. Indessen ließ ich durch einen Advokaten eine förmliche Beschwerdeschrift über das Ganze aufsetzen, reichte sie dem Appellationsgericht ein und setzte dann die Heimreise fort. Ob nun irgend eine Formalität unterlassen wurde, oder ob die Gerechtigkeit in Afrika ebenso blind ist, wie in Europa — genug: die Angelegenheit erstarb von selber, und der „stramme Herr“ regiert noch immer als „Gouverneur“ über die Pächter der Gesellschaft, so viel ich weiß.

Ich glaube aus diesem Grunde jenen Lesern, die nach diesem Gebiet auszuwandern beabsichtigen, sicher raten zu können, im Fall von Zwistigkeiten am allerwenigsten von

den Gerichten Gerechtigkeit zu erwarten, denn kann er nicht ohne diese zu seinem Rechte kommen, so ist er zu bedauern. Während den 18 Jahren meines Aufenthalts in Afrika erlebte ich noch andere Fälle, die zu einem solchen Schluß bezüglich der Rechtspflege Anlaß geben, doch möchte ich dieses Urteil nicht auf die Polizeibehörden im allgemeinen übertragen wissen, denn sie erfüllen ihre Pflicht schnell und unparteiisch, wenigstens in der Republik.

Ich sah den schwedischen Geschäftsmann in Pretoria nicht mehr wieder, hörte aber später, daß er schwedischen Zeitungen solche Schilderungen von dem Goldlande geliefert hatte, daß es zu dieser Zeit als „das interessanteste Land der Welt" bezeichnet werden konnte.

Dank dafür, wenn es einem gelingt, solche Geschäfte zu machen, wie er, was doch sehr selten sein dürfte! Seine Prophezeiung vom Jahre 1895, daß die großen Gold- und Diamantenfunde in Südafrika den Wert aller Dinge in solchem Grade verändern würden, daß alle Einfuhrzölle von da an überflüssig werden sollten — hat sich bis dahin als übertrieben erwiesen und geht sicherlich nie in Erfüllung.

Daß sich aber der Goldvorrat durch Zuflüsse von hier bedeutend vermehrt hat, unterliegt keinem Zweifel, ebensowenig, daß der Wert der Waren in Südafrika zu einer unnatürlichen, ja beinahe unerträglichen Höhe gestiegen ist.

47. Afrikanische Wegelagerer.

Nach ein paar Tagen wurde die Heimreise in gleicher Art auf einem Wege fortgesetzt, der oft genug von den zahlreichen Arbeiterscharen belagert war, welche die projektierte Bahn zwischen Pretoria und Barberton besetzt hielten. Die

meisten dieser sogenannten „Rallers“ (Wegelagerer) waren mehr oder weniger mißlungene Goldgräber, die von dem großen Lohn angelockt, die Goldfelder verließen und nun ein in hohem Grade gewaltthätiges Leben führten.

Besonders auf den künftigen Stationen fand man sie versammelt, Schwarze und Weiße durcheinander, oft ziemlich laut und berauscht. Auch der Postwagen wurde oft angehalten und Bambo mit den Pferden mehrmals bedroht und mißhandelt.

Die ganze Gegend wurde auf diese Art unsicher gemacht, und da der Postweg stets der projektierten Bahn folgte, so hatten wir die wenig angenehme Aussicht, auf der ganzen Reise von diesen wilden Menschen beunruhigt zu werden, die in mancher Beziehung gefährlicher waren als die Eingeborenen.

Der Postwagen wurde von zwei reitenden Milizkonstablern eskortiert, aber sie erwiesen sich von Anfang an als unzureichend, weshalb ich und meine Mitreisenden, ein englischer Zivilbeamter und ein Grubenbesitzer von Lydenburg auf der ersten Haltestation an die Postverwaltung um Verstärkung telegraphierten, die von Middelburg abbeordert werden konnte.

In der Hoffnung, daß damit die Gefahr abgewendet wäre, traten wir die erste Nachtreise an, wobei meine Pferde mit als Postgespann dienen mußten, und der Prinz sich neben den Kutscher setzen durfte, während die Eskorte mit gezogenem Säbel vorausritt.

Die große Diligence hatte nun ein Gespann von sechs Pferden, zwei berittene und einen fahrenden Kutscher, einen Postbeamten in besonderem Postkoupee, die Passagiere und zwei Vorreiter.

Das Posthorn ertönte, sobald uns jemand begegnete oder an uns vorüberfuhr, und die ganze stattliche Expedition

gelangte ziemlich rasch vorwärts. Zwei Laternen beleuchteten mit blendendem Schein den Weg weit vor uns und zu beiden Seiten, und man hätte eine ziemlich ruhige und sichere Reise erwarten sollen, da überdies auf allen Stationen am Wege durch Anschlag jeder Angriff auf den königlichen Postwagen mit Strafe bedroht wurde.

Einige Stunden verstrichen in guter Ruhe.

Wir näherten uns Middelburg immer mehr. Nun schien eine Ansammlung von Leuten am Wege stattzufinden, und trotz des Wagengerassels konnte man laute Kommandorufe unterscheiden. Der Weg schien abgesperrt zu sein, und vergeblich setzte der Kutscher mehrere Male das Posthorn an den Mund.

Die Eskorte erteilte mit lauter barscher Stimme den Befehl, der königlichen Post Platz zu machen. Aber der Wagen mußte anhalten, denn das Gespann war unruhig geworden und die vorderen Pferde wandten sich quer über den Weg.

Im Nu war der Wagen umringt, und die Thüren auf beiden Seiten aufgerissen.

„Zu Hilfe, Bürger!“ ertönte eine gellende Stimme, „die Polizei mordet friedliche Arbeiter mitten auf der Straße!“

In diesem Augenblick waren die Säbel der Reiter in voller Thätigkeit, die Klingen blitzten im Lichtschein, und jedem Hieb folgte ein Schmerzensruf. Die Situation wurde mir sofort klar. Die auf telegraphische Ordre von Middelburg abgesandten zwei Reiter waren durch die Wegelagerer mit Steinwürfen überfallen worden und hatten deshalb blank gezogen. Während des Krawalles, der infolge dessen entstand, waren wir gerade in dem Augenblick zur Stelle gelangt, als der eine Reiter vom Pferde gerissen wurde und der andere seinem Pferd die Sporen gab.

Da mehrere der angreifenden Strolche bereits verwundet worden waren, suchten sie nun an uns allen Rache zu nehmen, und die drei Reiter vermochten nichts gegen diese Schar von mehreren hundert verwilderten Arbeitern, deren Steinwürfen sie ausgesetzt waren.

In diesem Augenblicke zerschmetterte ein Stein das Fenster des Postkoupees, und der Kutscher rief, daß er das Gespann nicht mehr zu zügeln vermöge. Die Situation war kritisch, aber der Postbeamte war derselben gewachsen.

In der größten Eile lieferte er uns die Waffen aus, die eine solche Expedition immer mit sich führt, ergriff selbst einen großen Reitersäbel mit beiden Händen, stieg aus dem Wagen und spaltete buchstäblich dem zunächst stehenden Neger den Kopf.

Auf einmal stiegen wir alle aus und stellten uns mit erhobenen Waffen an seine Seite. Bambo zögerte nicht, dem Beispiel zu folgen. Er hatte ein Bajonett in der einen Hand und eine Reitpeitsche in der anderen, als wir den Platz um den Wagen zu säubern begannen. Steine, Flaschen und andere Wurfgeschosse hagelten uns um die Ohren, aber wir verteidigten den Wagen und hielten die Angreifer ab.

Die Vorreiter hatten die Pferde, so gut es sich thun ließ, zusammengeführt und eilten dann zum Wagen, der nun unser einziger Schutz wurde. Von den Reitern waren zwei abgesessen und verwundet, die anderen aber kämpften mit hartnäckiger Ausdauer gegen diese Räuberbande, deren Überzahl die Heftigkeit ihrer Angriffe vermehrte.

Man konnte nun weder vorwärts noch zurück gelangen, und es galt nun bloß, beim Wagen Stand zu halten, bis Verstärkung anlangte oder die Wegelagerer sich freiwillig entfernten.

Unser entschlossenes Auftreten machte sie augenscheinlich stutzig, denn das Steinewerfen hörte auf und sie begannen

ihre Verwundeten zu verbinden, indem sie sich mehr vor den Wagen zurückzogen, wo die Vorreiter noch einen harten Kampf zu bestehen hatten.

Wir kamen dadurch in eine etwas freiere Lage, warfen die Leiche des toten Negers zur Seite, da sie die Pferde erschreckte, und säuberten den Platz vor denselben, um den Wagen wieder in Gang zu bringen.

Aber noch wurde der Weg von den um ihr Leben kämpfenden Polizisten versperrt, und wir mußten ihnen so gut als möglich zu Hilfe kommen. Einer war bereits vom Pferd herabgerissen und entwaffnet worden, die übrigen aber faßten neuen Mut, als sie uns zu Hilfe eilen sahen und das Aufblitzen unserer Revolverschüsse bemerkten.

Dieses Notmittel, das wir bisher unbenützt gelassen hatten, machte den Halunken Beine, und wir suchten gerade die so unangenehm unterbrochene Fahrt fortzusetzen, als der Polizeikomissär von Middelburg mit zahlreicher Verstärkung anlangte und einige der gefährlichsten Verbrecher einfing. Einige waren schwer verwundet und zwei tot, einer davon ein Weißer, während keiner von uns größeren Schaden genommen hatte, mit Ausnahme des vom Pferde herabgerissenen Reiters, der, von Füßen getreten, ohnmächtig auf dem Wege lag.

Einer der verwundeten Wegelagerer starb auf dem Wege nach der Stadt, und mehrere andere mußten, weil von den großen Hiebwaffen übel zugerichtet, auf Tragbahren transportiert werden.

Bambo und der Kutscher trugen bedeutende Spuren von den Steinen, während die Reisenden im Wagen ganz unversehrt aus diesem Straßenkampf hervorgingen.

Infolge dieses unangenehmen Vorfalles wurden wir der gerichtlichen Untersuchung wegen längere Zeit in Middelburg aufgehalten. Zahlreiche Verhaftungen wurden unter den

Wegelagerern draußen an der Linie vorgenommen, aber die meisten retteten sich durch die Flucht.

Es war nicht leicht für uns, die schlimmsten unter den angehaltenen Verbrechern herauszufinden, aber wir mußten gleichwohl unser Zeugnis abgeben und besonders genau die Einzelheiten erzählen, wie der Neger niedergehauen wurde. Diese Kraftleistung des englischen Postbeamten hatte uns alle vor sicherer Plünderung bewahrt und vielleicht vor dem Tode gerettet.

Der tapfere Mann erhielt von der Postverwaltung eine Belohnung für seine mutige Verteidigung des anvertrauten Eigentums, der Post, deren Wert in die Millionen betragen mochte.

Da dieser Krawall eigentlich nur durch den Angriff der Bande auf die reitende Eskorte, d. h. die ihr verhaßte Polizei, entstanden war und nicht eigentlich dem königlichen Postwagen gegolten hatte, welcher erst, als der Kampf seinen Höhepunkt erreichte, zur Stelle gelangt war, so konnte auch die Todesstrafe, die das Gesetz gegen Verbrechen an der Post und ihren Beamten vorschrieb, hier nicht in Anwendung kommen.

Die Verbrecher, die den Angriff auf die Reiter eröffnet hatten und dessen überführt wurden, verurteilte man zu mehreren Jahren Gefängnis und führte sie nach dem Kap ab, während die anderen mit Buße und Landesverweisung bestraft wurden. Die Untersuchung dauerte mehrere Wochen weiter, nachdem wir Middelburg verlassen hatten, und wir vernahmen das Resultat erst durch die Zeitungen.

Der Postwagen aber wurde von da an und bis die Bahn fertig war, von einer ganzen Abteilung Reiter (30 Mann) eskortiert, und wir hatten, als wir unsere Preise fortsetzten, das Vermögen, zu beobachten, welchen Respekt die „Rallers" überall vor the royal grand post empfanden, wohin sie kam.

* * *

Während unserer Abwesenheit von the **Kaap** hatte eine Abteilung Rallers eine andere Heldenthat ausgeführt, die sie auch auf den Goldfeldern gefürchtet machte.

Es war damals, als sie bei L'Isle und mitten am Tage einen förmlichen räuberischen Angriff auf einen Goldtransport unternahmen, der aus einer entlegenen Gegend des Goldfeldes für das Kontor der Shehagesellschaft bestimmt war.

Der Transport enthielt gewaschenes Gold und Erz für mehrere tausend Pfunde und wurde von dem Eigentümer des Ochsengespannes und drei „Transportreitern“ begleitet, die von den „Rallers“ niedergeschossen wurden. Sie plünderten dann den Wagen und banden und knebelten den Eigentümer, während sein Besitztum in reinem Gold in den weiten Taschen der Räuber verschwand.

Alles war das Werk weniger Augenblicke, und als schließlich die Hilfe anlangte, da war die Bande nach allen Seiten zerstreut und der Besitzer der teuren Ladung lag ohne Bewußtsein am Boden neben den erschrockenen Zugtieren.

Dieser Aufsehen erregende Vorfall erzeugte eine große Erbitterung auf dem ganzen Goldfelde, und eine förmliche Hetzjagd wurde auf die Verbrecher angestellt, die indessen Zeit gefunden hatten, sowohl sich selbst als ihr geraubtes Gold in Sicherheit zu bringen.

Nur einer von ihnen verriet sich später, als er auf der Bank in Barberton sein gestohlenes Gut zu veräußern suchte und schnell in Verwahrung genommen wurde. In der folgenden Nacht erhängte er sich im Gefängnis, und nahm so das Geheimnis über dieses Abenteuer und dessen Verlauf mit sich ins Grab.

Die Claiminhaber stellten von da an in Verbindung mit der Gesellschaft einen zuverlässigen Aufseher für jeden

Block an und vermehrten die Polizei um zehn Mann, welche Dienst thaten, so lange der Bahnbau dauerte.

Von nun an vernahm ich nichts mehr von Gewaltthaten der Wegelagerer, aber sie wurden auch so gut bewacht und nach und nach ausgerottet, daß sich nur wenige von den ersten Banden mehr in Transvaal fanden, als die neunhundert englische Meilen lange Bahn schließlich eingeweiht wurde.

Da wir „Uitlanders" dieser „Rallers" wegen, die sozusagen zu uns gehörten, so viel auszustehen gehabt hatten, so ist leicht zu begreifen, was die armen Bauern, die bescheidenen Boeren, die sie hauptsächlich während des ganzen Eisenbahnbaues nähren und beherbergen mußten, unter dieser Landplage zu leiden hatten.

Auch liefen in dieser Hinsicht täglich beim Parlament in Pretoria Klagen ein, und ich habe Grund, zu vermuten, daß die strengen Bestimmungen bezüglich der „Uitlanders," die von da an erlassen wurden, unsere Handlungsfreiheit bedeutend einschränkten und uns zu einer Art „Parias" unter der übrigen Bevölkerung der Republick machten, gerade in dem Treiben dieser Banden ihren Ursprung hatten. Als dann auch die Rede davon war, jeden armen „Uitlanders" von Transvaal auszuschließen oder ihm wenigstens den Aufenthalt dort beinahe unerträglich zu machen, so gab dies Anlaß zu jenem berüchtigten Räuberzug ins Land hinein, an dessen Spitze der englische Doktor Jameson stand, eine Begebenheit, die demselben mehrere Jahre Zuchthaus eintrug, aber die Boerenregierung keineswegs günstiger gegen die Einwanderer stimmte.

Einen großen Teil dieser Verwickelung hat die Chartered company und ihr Chef Cecil Rhodes auf dem Gewissen, da aber die politischen Ereignisse in Südafrika nicht im Plan dieser Arbeit liegen, und ich zu wenig kompetent zur Beurteilung der Reformbestrebungen der letzten Jahre bin, so

überlasse ich es einer schärferen Feder als der meinigen, diese Ereignisse zu schildern und darzuthun, welche Bedeutung sie für die Zukunft der Republick haben können.

---

48. Meine letzten Jahre im Goldlande.

Als wir endlich von dieser langen Reise nach unserem Heim zurückkehrten, wurden wir als verlorene Söhne begrüßt, auf die man alle Hoffnung aufgegeben hatte.

Die Reise, die höchstens anderthalb Monat dauern sollte, hatte drei Monate in Anspruch genommen, und da gerade in dieser Zeit überall die Lage eine unsichere gewesen war, so glaubten unsere Genossen, daß wir verunglückt wären. Sie hatten auch bereits einem meiner Verwandten in Schweden ein Schreiben darüber zugehen lassen, und dieser Brief gab Anlaß zu der Korrespondenz, die mit meiner Sehnsucht und Rückreise nach dem Vaterlande endete, von dem ich achtzehn Jahre lang abwesend gewesen war.

Die Sprengungen in Sheha mountain-claim waren ungefähr einen Monat eingestellt und die Grube unterdessen an der Bank zum Verkaufe angeboten worden, ohne einen Spekulanten anzulocken.

Sobald sich daher die schlimmste Krise gelegt hatte und frische Leute zu bekommen waren, so beschlossen meine Kompagnons, die Arbeit aufs neue zu beginnen, und waren nun in voller Arbeit an einem Nebenschachte neben der Ader.

Der Grubenvogt, unter dessen Kontrolle die unterirdischen Sprengungen standen, hatte dieses Verfahren empfohlen, und wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen, wenn nicht die Grube der Verödung verfallen oder uns entrissen werden sollte.

Bambo, der gleich mir nun für einige Zeit das Reisen sattbekommen hatte, nahm seine Oberaufsicht über die Schwarzen

wieder auf, und aufs neue klangen die Bohrer in raschem Takt im Berge.

Weder ich noch meine Kameraden hatten Lust, die schmutzige Grubenjacke noch ferner zu tragen, aber sie hatten ihr Glück in Gruben- und Eisenbahnaktien versucht und warteten unruhig jeden Posttag auf die Börsenberichte der Zeitungen, in der Hoffnung, daß die längsterwartete Kurssteigung ihrer Papiere eingetreten wäre. Es dauerte lange, trat aber zugleich mit der großen Eisenbahneinweihung ein, d. h. 2 Jahre später, als auch ich eine größere Summe verdient hatte.

Was die Goldproduktion anbetrifft, so erfuhr sie keine weitere Zunahme, als bis kurz vor dem gleichen Zeitpunkt, denn alle Arbeiter wurden von der Eisenbahngesellschaft besser bezahlt und genossen überdies den Vorteil, sich in freier Luft aufhalten zu können.

Der Kaffer fühlt sich nie recht wohl in einer Grube, wo die Luft kalt ist, ein Geruch von altem Wasser herrscht und die Feuchtigkeit beständig seine Nase reizt. Im Freien aber hält er in Adamstracht die stärkste Hitze, wie den lange andauernden heftigen Regen ohne Murren aus.

Wir hatten in den letzten Monaten einen beständigen Wechsel unter den Schwarzen, und Bambo brachte die Zahl derselben nie über einige zwanzig hinaus, solange die Eisenbahnarbeiten dauerten, später aber hatten wir hinreichend Leute aller Art.

Im Jahre 1894 wurde vom Parlament, d. h. 24 gesetzgebenden Boeren, die Grubenverordnung erlassen und schlug gleich einer Bombe auf den Goldfeldern ein. Daß ihre Arbeit mit einer höheren Steuer belegt wurde, verdroß die Goldgräber weniger als der Umstand, daß diese Bauern, die nie den Fuß in eine Grube gesetzt hatten, in Pretoria sitzen und uns Gesetze vorschreiben durften, wie wir unser Erz waschen

und wägen lassen, wie Stollen und Schächte angelegt, wie die Faktoreien und andere zu dieser Industrie gehörenden Gebäude gebaut, unterhalten und kontrolliert werden sollten — das alles machte böses Blut und beschwor keineswegs fromme Wünsche auf ihre grauen Häupter herab.

Mancher Fund oder wenig ergiebige Claim wurde in the Kaap aufgegeben oder verpachtet, als die Verordnung in Kraft trat, und der Parlamentsbevollmächtigte, der auf einer Inspektionsreise nach dem Goldfeld kam, wagte sich nur in Gesellschaft von etwa zwanzig Getreuen auf den Platz und war froh, als er mit heiler Haut das Feld verließ.

War schon die Erbitterung groß gewesen über das Unrecht, nicht im geringsten bestimmen zu dürfen, wozu die Millionen verwendet werden sollten, die wir jährlich an Steuern für das Recht, arbeiten zu dürfen, bezahlen mußten, so war sie jetzt nicht geringer, als man uns noch über die Art der Ausführung dieser Arbeit einen Zwang auferlegte.

Nun wurden diese von „Uitlanders“ unter Schweiß und Mühen gefundenen Reichtümer von den Boeren zu ihrem eigenen Nutzen und zum Schaden der Stimmrechtlosen verwendet, was auf die Länge nicht auszuhalten war.

Was uns in Barberton betrifft, so kam uns wie lindernder Balsam auf die Wunde teils die Hoffnung auf einen Aufschwung infolge der Eisenbahn, teils eine deutliche Verbesserung der Ader der Grube, ohne welche wir jedenfalls gleich den anderen unsere Arbeit an derselben der Grubenverordnung halber niedergelegt haben würden.

Unser Freund Hering verkaufte indessen sein Viertel an der Grube für fünfhundert Pfund und zog sich von dem Unternehmen zurück; aber ein halbes Jahr später hätte er wenigstens das Doppelte dafür haben können. Der neue Kompagnon führte Diamantbohrer und allerhand Verbesserungen in Sheha mountain ein, und es gelang ihm,

einen Lieferungsvertrag auf zwei Jahre mit der Gesellschaft abzuschließen, wodurch unsere Aussichten bedeutend stiegen.

Die Schwarzen, die nicht anders als bekleidet sich in der Stadt zeigen durften, erhielten nun ein eigenes Haus neben der Grube, aber ihr Aufseher, der „Prinz“, residierte noch immer bei uns, und seine schwarze Ehehälfte besorgte vortrefflich unsern Garten.

Sie sprach wohl dann und wann mit Betrübnis von dem freien Leben im Kraal der Wildnis, aber das Versprechen einer Seidenmantille oder eines neuen Perlenhalsbandes machte sie fast springen vor Freude, und erhielt sie einen Hut mit weißer Straußenfeder, dann war ihr Glück vollständig.

Da vergaß sie auch den Garten und machte lange Spaziergänge auf dem Marktplatze und überall, wo man auf ihre Eleganz aufmerksam werden konnte. Ihr Mann, der bei solchen Gelegenheiten an diesem und jenem etwas auszusetzen hatte, rief einmal im Scherz bei ihrer Rückkehr von einer Schaustellung:

„Well, Yhymka! Ich glaube, du angelst draußen nach schönen weißen Männern!“ — worauf wir alle in ein lautes Gelächter ausbrachen über den Blick, den die Holde ihrem Haustyrannen zuwarf.

Das würdige Paar hatte sich sonst der glücklichsten Ehe zu erfreuen und wurde von manchem Weißen beneidet, aber ich schreibe dies mehr der nachgiebigen Yhymka zu, als dem „Prinzen“, dessen Schroffheit manchmal allzu deutlich hervortrat.

Die Zulus huldigen im wilden Zustand der Vielweiberei, und es ist möglich, daß einige vererbte Instinkte diesem Neger von Kindheit an eigen gewesen sind, denn er bezeigte fortwährend großes Interesse für junge Frauenzimmer, besonders weiße, und er würde sicher Erfolge bei ihnen geerntet haben,

wenn wir bei solchen Gelegenheiten nicht seiner Frau wegen ein offenes Auge auf ihn gehabt hätten.

Für mich hegte er eine kindliche Ergebenheit und war treu wie ein Hund, nüchtern und zuverlässig in allem.

Aber als ich schließlich meine Reise nach Europa antrat und, wie ich meinte, auf beste Weise für ihn gesorgt hatte, da gab er seiner Lust nach Abenteuern und den Überredungen eines schlauen Impresarios nach und reiste mit seiner Frau



Ein Lustgarten in Südafrika.

und diesem Fremdling nach Amerika, wo sie jetzt wahrscheinlich — mit oder ohne Seiltänzer — Vorstellungen in Zuluringkämpfen und Kraftleistungen geben, insofern nicht die eintönigen Gaikalieder der Frau mehr Gnade vor den musikalischen Autoritäten der Yankees finden.

Der „Prinz" besaß übrigens ein eigenes Haus in Barberton und lebenslängliche Anstellung an der Grube, durch Kontrakt bestätigt, wahrscheinlich aber kam ihm das Leben in der Grube auf die Länge allzu einförmig vor, während die

Theaterwelt auf beide stets eine große Anziehungskraft ausgeübt hatte.

* * *

Ein Jahr lang hatte der Grubenbetrieb unter den neuen verbesserten Verhältnissen gedauert, und unser in das Unternehmen gestecktes Geld hatte wieder seine guten Zinsen getragen, als jene Krise ausbrach, welche der Betrieb der Eisenbahn hervorgerufen hatte. Wider Erwarten sank der Goldwert auf einmal von 70 auf 60 Kronen per Unze, so daß nur Gruben mit großem Goldgehalt die Arbeit lohnten, trotzdem die Kosten der letzteren etwas sanken.

Wir hielten der Schwarzen wegen solange als möglich aus, aber als nun noch die Kosten für das Pumpen dazu kamen, weil der Wasserzufluß in der Grube in diesem Jahr ungewöhnlich groß war, so sahen wir keinen anderen Ausweg, als unsere ganze Thätigkeit in Sheba mountain niederzulegen, wo am 15. Juni 1895 der letzte Sprengschuß abgegeben wurde.

Der neue Kompagnon hatte schon vor der Krise seinen Anteil an dem Unternehmen um 5000 Pfund verkauft — also ein schöner Gewinn in so kurzer Zeit. Das letzte Angebot auf das ganze Werk lautete auf 20000 Pfund, wir aber wollten 25000 haben, weshalb der Handel nicht zustande kam.

So kann man sich selber im Wege stehen und schädigen.

Als auf diese Krise die politischen Verwickelungen folgten, mit welchen der Name Dr. Jamesons verbunden ist, so haben wir das Unternehmen in Erwartung besserer Zeiten bisher ruhen lassen.

Die meisten Claims in **The Kaap** sind gegenwärtig dem gleichen Schicksal unterworfen, aber ihre Besitzer mußten gleichwohl die monatlichen „Licenzabgaben“ bezahlen, woher es kam, daß die Goldgruben an Wert höher stiegen, als noch vor einigen Jahren.

Nachdem wir einen Wächter über das Werk angestellt und den Ertrag der letzten Stufe an die Bank verkauft hatten, traf ein jeder Vorbereitungen zu seiner Erholungsreise. Hudson und ich, die wir es bis vor zehn Jahren nicht weiter als bis zum „Tramp" gebracht hatten, mußten uns froh und dankbar fühlen gegen eine gütige Vorsehung, die unser Schicksal in den letzten Jahren so günstig gestaltet hatte; aber die beiden anderen Mitglieder des Konsortiums, welche sich in der Hoffnung auf Millionen mit in die Spekulation eingelassen hatten, fühlten sich in hohem Grade enttäuscht und waren sehr niedergeschlagen, als wir ihnen Lebewohl sagten.

Sie waren an Wohlleben gewöhnt, stellten hohe Ansprüche und betrachteten sich als arm mit demjenigen, was z. B. in Schweden viele als ein solides Vermögen betrachten würden.

---

49. Die Heimreise.

Die Heimat — das ferne Schweden, das besonders in der letzten Zeit meine Gedanken beschäftigt hatte, dieses vielbesungene und liebe, aber auch verkannte und verleumdete Märchenland, wo meine Wiege gestanden hatte und der Staub meiner geliebten Eltern längst in der Erde vermodert war — dieses Land sollte ich nun nach einem halben Menschenalter wiedersehen dürfen. Die Umstände, unter denen ich, der arme Seemannsaspirant, das Vaterhaus verließ, waren nicht dazu angethan, allzuviele Gedanken an eine Rückkehr aufkommen zu lassen und hatten im hohen Grade die Sehnsucht unterdrückt, die früher oder später die meisten meiner Bekannten in Afrika und auch mich ergriffen und bewirkt hatte, daß viele den Weg zur Unabhängigkeit und zum Wohlstand unterbrachen und damit ein Ziel aufgaben, das in der Heimat so wenige erreichen.

Wären die Verhältnisse daheim glücklicher und meine Nächsten noch am Leben gewesen und hätten sie z. B. meine gefährliche Lage nach Beendigung des Zulukrieges zu schätzen gewußt, so würde ich natürlich nicht gezögert haben, wieder in ihre offenen Arme zu eilen und mir dadurch gewiß alle weiteren Gefahren und allerlei Weitläufigkeiten erspart haben, die ich nun in Afrika durchmachen mußte. Ich würde vielleicht daheim total zu Grunde gegangen oder auch mit knapper Not und vielen Entbehrungen das leere und nichtssagende Leben weiter geführt haben, wie meine armen Eltern und so viele andere daheim.

Ich schätze mich jetzt glücklich, daß die Verhältnisse zu Hause, obwohl die Erinnerung daran mir teuer ist, mich doch zwangen, rechtzeitig mir selber zu helfen und mich zu keinem „Muttersöhnchen“ werden ließen, das ja häufig im kritischen Stadium des Lebens strandet und zu einem Taugenichts oder „Lumpen“, wie die Norweger sagen, für die ganze Lebenszeit verwandelt wird.

In meinem Heimweh lag kein Gefühl von zwingender oder pochender Natur, und auch in der schlimmsten Zeit, als Krankheit und Armut mein Leben in Afrika hart und fast unerträglich machten, versuchte oder begehrte ich keinen Ausweg, um zurückzukehren, denn daheim hätte ich die gleiche Armut und Krankheit gefunden und der Tod findet in Schweden seine Opfer ebenso sicher als in Afrika.

Da aber meine Eltern bereits eine Welt verlassen hatten, die für sie das ganze Leben hindurch eine Kette gebrochener Hoffnungen gewesen war, so waren die Bande, die mich an die Heimat fesselten, zerrissen, und ich beschloß, die liebe Gegend entweder unter unabhängigen Verhältnissen oder auch gar nicht wieder zu sehen, und damit hatte ich mir mein Ziel genau abgesteckt.

* * *

Mein Reisekamerad Charles Hudson war unter gleichen Verhältnissen aufgewachsen wie ich. Er teilte meine Ansichten bezüglich des Einflusses der Heimat und jenes Heimwehs, das die vielversprechende Laufbahn mancher so schmählich unterbrochen hatte.

Wir erinnerten uns an manches von uns erlebte Ereignis dieser Art, lachten über die Opfer des Heimwehs und wollten nun gerne sehen, wie sich die Verhältnisse derselben, d. h. unserer früheren Kameraden gestaltet hatten, die den Hindernissen nicht gewachsen waren und als sie der ersten Schwierigkeit begegneten, sofort wieder nach „Old-England“ zurückreisten.

Im Jahre 1896 konnte man in Südafrika schon weite Reisen mit der Eisenbahn machen, und wir beschlossen, diesen Vorzug eines zivilisierten Landes so viel als möglich zu genießen, als wir von unserem Hauptquartier Barberton aufbrachen, dieser Stadt, die unter unseren Augen aus einem schmutzigen Goldgräberlager emporgewachsen war.

Die an dieser Stadt vorüberführende Bahn war bereits fertig, und im Süden, in den Oranje- und Kapkolonien befindet sich schon ein ganzes Netz von Eisenbahnen, die verschiedenen Gesellschaften gehören.

So willkommen es uns auch gewesen wäre, der Bahnlinie entlang jene Orte besuchen zu können, wo wir an dem großen Zivilisationswerk teilgenommen hatten, bald als Soldaten und bald als Arbeiter an der Eisenbahn und den Gruben, so zog uns doch das Meer mit unwiderstehlicher Gewalt an.

Wir hatten beide unsere Laufbahn als arme Seeleute begonnen, und besonders ich sehnte mich danach, als freier Passagier erster Klasse die eleganten Ozeandampfer der berühmten Union compagny zu benutzen, die in einer Anzahl von fünf den Ruf genossen, die größten, schnellsten und schönsten Passagierdampfer der Welt zu sein. Die Gesellschaft, die

an den Goldgräbern und ihrer Industrie ihr Vermögen verdient hatte, befährt die ganze Südküste von Afrika und hat regelmäßige Fahrten vom Kap nach England und vice versa einmal in jeder Woche.

Anschläge und prahlerische Schilderungen von all dem Komfort, den die Gesellschaft für die Bequemlichkeit der Reisenden entwickelte, waren auf allen Bahnstationen angeheftet, und wir erwarteten großes Vergnügen von dieser Fahrt, die gewöhnlich eine Zeit von 30 Tagen in Anspruch nimmt.

* *
*

Am 14. Oktober 1896, also mehr als achtzehn Jahre später, nachdem ich den Boden Südafrikas betreten hatte, bestiegen wir auf der Station The Kaap den Zug und sagten unseren mitfolgenden Kameraden und einigen anderen Freunden Lebewohl.

Der Augenblick des Abschiedes war schwer, besonders als es sich um meinen treuen Negerprinzen handelte, den ich gewöhnt war beinahe als Sohn oder Bruder zu betrachten, mit welchem ich sowohl die guten als die bösen Schicksale solange geteilt hatte.

Er selbst nahm die Sache ganz leicht, in der Meinung, daß es sich um eine kleine Vergnügungsreise handle, von welcher ich bald froh sein würde, zurückzukehren, da das gemeinsame Land der Verbindung, die Grube, immer noch unser größtes Interesse auf diesem Teil des Erdkörpers bildete.

„Well, Master Johnny,“ rief er aus, „I am damn'd, wenn Ihr nicht bald wieder hier seid, nachdem Ihr einen neuen Strauß mit den „strammen Gouverneuren“ in dem kalten Lande ausgefochten habt!“

Auf Bambo hatten die letzten Streitigkeiten mit dem strammen Herrn den Eindruck gemacht, als ob der ganze

Haufe von Beamten in Europa ebenso große „Lumpen“ wären.

Seine Frau schenkte uns ganz „fashionabel“ ein schönes Blumenbouquet, insofern von doppeltem Wert, als es höchst eigenhändig gebunden war und aus unserem eigenen gut gepflegten „Krautgarten“ stammte.

So fuhren wir denn nach der Küste, während freundliche Hände uns zum Abschied zuwinkten und ein hoffnungsvolles „Auf Wiedersehen“ ertönte.

Die neugebaute Linie nach der Ostküste hinab ist etwas über 100 englische Meilen lang und hat ihren Endpunkt in der schnell aufblühenden großen Hafenstadt Lorenzo Marques in der Delagoabai. Diese Strecke, auf welcher der Zug die Republik bei der Station Komati verläßt und dann 56 Meilen weit durch Gazalandgebiet fährt, wird jetzt in einem halben Tag in eleganten Boggie-Waggons zurückgelegt, die den besten englischen vollständig ebenbürtig sind.

In der Hafenstadt, wo die Hitze im Vergleich mit der kühleren Luft des Hochlandes unerträglich erscheint, traf ich den früher erwähnten Touristen Caney, der gleich uns mancherlei Schicksale im Goldlande durchgemacht hatte, aber im Gegensatz zu uns nicht in gute Umstände gekommen war und sich nun in entblößtem Zustand als gebrochener Mann nach der Heimat begab, ein nicht seltenes, aber hartes Los für einen Mann mit seinen Qualifikationen.

Eingedenk seiner Freundlichkeit gegen mich bei unserem Zusammentreffen in Basutoland, erneuerte ich mit Vergnügen die Bekanntschaft mit ihm, und er gestattete mir einigermaßen die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, in der ich mich gegenüber diesem Ehrenmann befand.

The Union steamship company, limited, wie der vollständige Name dieser englischen Dampfergesellschaft lautet, über

die bereits berichtet worden ist, ließ uns und unsere Sachen auf der Station in Marques abholen, und wir stiegen wohlgemut an Bord des neuen Dampfers „Norman“, dessen Schornstein bereits gewaltige Rauchwolken entstiegen.

Dieses Fahrzeug, das sowohl die Ostküste, als die Route Capetown-Southampton befährt, mußte in Wahrheit als ein schwimmender Palast bezeichnet werden. Es war ganz neu und ließ, was Konstruktion, Einrichtung, Schnelligkeit und luxuriösen Komfort betrifft, die anderen im Hafen liegenden Schiffe weit zurück. Die Gesellschaft ist zugleich bestrebt, den heimkehrenden Passagieren, von denen die meisten einflußreiche Beamte aus den englischen Kolonien und Kapitalisten sind, all die Aufmerksamkeit zu erzeigen, die nur gewünscht werden kann, und was mich betrifft, so muß ich ehrlich gestehen, daß ich weder früher noch später eine so angenehme Seereise gemacht habe, wie jetzt als Kajüttenpassagier erster Klasse auf dem „Norman“.

Der Preis, dreihundert Pfund (für die dritte Klasse 186 Pfund) kann hinsichtlich der Länge der Reise (2800 Seemeilen) und der Zeit (drei Wochen) nicht als besonders hoch bezeichnet werden, da auch die Restaurationen an Bord eines solchen schwimmenden Hotels sich nicht an die gewöhnlichen Landpreise halten können.

Den größten Wert legt jedoch der Reisende auf das Wohlbefinden und die Abwechselung, die mit diesen langen Fahrten verbunden sind, dank der Fürsorge der Gesellschaft und dem freundlichen Entgegenkommen des Schiffspersonals, was wenigstens unsere Fahrt zu einer wirklichen Vergnügungs- und Erholungsreise machte. Jeden Tag, wenn das Wetter nicht hinderlich war, fanden Konzerte, Soireen oder dramatische Aufführungen im großen Salon statt, und zeitweise wurden auf dem Vorder- und Hinterteil des Schiffes förmliche Bälle arrangiert.

Der Kapitän war ein unermüdlicher maître de plaisir, und die Zeit verstrich unter solchen Umständen ungewöhnlich schnell.

Unsere erste Station an der Ostküste war Durban, wo wir ans Land gehen und den neuangelegten botanischen Garten betrachten durften.

Die Eisenbahn in Natal war nun auch fertig und verzweigte sich von Durban teils nach der Hauptstadt Moritz-



Weststreet in Durban.

burg, teils nach dem Goldfelde bei Alexandra und teils gegen Norden nach der Küste von Verulam.

In Durban kamen mehrere englische Damen aus den höheren Ständen an Bord, die in den Berggegenden Natals mit ihrer reinen Luft und frischen Hochlandsnatur Erholung und neue Kräfte gesucht hatten, und zwar mit gutem Erfolg, wie wir zu bemerken glaubten.

Ob sie nun nie krank gewesen waren, in dem Sinn, daß sie eigentlich etwas anderes als einen „Luftwechsel“ bedurften, oder ob die Lust nach Abenteuern auch unter dem schönen Geschlechte um sich gegriffen hatte, genug, wir sahen keinen

Kranken in der Gesellschaft und glaubten nicht, daß die Natalluft, die wir im Zulukriege und sonst jahrelang eingeatmet hatten, eine bessere Wirkung erzielen könnte, als jede beliebige andere Luft.

Indessen trug die Ankunft dieser „Ladies“ und „Missis“ viel zur Belebung des gesellschaftlichen Lebens bei, und mancher Reisende, darunter auch ich, fand sich ganz verein-



Rathaus in Durban.

samt, als er die Entdeckung machte, daß er als Gesellschafts- und Konversationsmensch unmöglich war und von Anfang an erzogen werden mußte. Es waren meist die ungelehrigen Schüler, welche von den feinen Damen mit Beschlag belegt wurden, und Gott mag wissen, ob die Schule sie viel besser machte, aber wir hatten Vergnügen und die meisten der frühern Grobiane versicherten, daß sie nie eine so unterhaltende Reise gemacht hätten.

In East-London, unserer nächsten Station, waren jetzt die Hafengebäude fertig, und der ganze Ort hatte sich

in den letzten Jahren, seit ich als Koch dort debütirt hatte, so verändert, daß ich Mühe hatte, mich zurecht zu finden.

Die Sandbank, auf welcher die „Ellen Bruse“ gestrandet, war nun ausgebaggert und die Ufer des Flusses in prächtige Quais verwandelt, die mit Dampfbooten und Seglern von allen Dimensionen bekränzt waren.

Hudson und ich betrachteten miteinander die Orte, wo die „türkische Musik“ gespielt und wo ich vor 18 Jahren in der edlen Kochkunst excelliert hatte, aber es war mir nicht möglich, mich allein auszukennen, so sehr hatte sich diese Hafenstadt gleich den meisten anderen in Südafrika verändert. Ich sah ein paar bekannte Gesichter wieder, aber gealtert und verlebt bis zum Äußersten, so daß mir unheimlich zu Mute wurde.

Sollte sich mein Aussehen ebenso verändert haben, dann kannte mich sicher keiner meiner Bekannten in Europa wieder! So dachte ich damals, und dies war auch wirklich der Fall, denn die glühende Sonne Afrikas hinterläßt dauernde Spuren auf einem skandinavischen Gesicht, auch nach kürzerem Aufenthalt als dem meinigen.

In Port Elisabeth ankerten wir bloß eine Stuude lang auf der Reede, um die Post auszutauschen. Die wilden Umrisse der dunklen terrassenförmigen Küste hoben sich von dem tiefblauen Nachthimmel ab, das Gellen der Dampfpfeife weckte das Echo in den Bergen, und wir hüllten uns fester in unsere Mäntel und kehrten in die Kajütte zurück, froh in dem Bewußtsein, nicht auf Wache gehen zu müssen, wie diese armen Seeleute, deren trauriges Dasein und unruhiges Leben wir so gut kannten. Das Cape of Good Hope (Kap der guten Hoffnung) lud wie gewöhnlich den stolzen Ozeandampfer zum Tanze ein mit einer Kühlte, die uns alle unter Deck trieb, aber ein ernster Fall von Seekrankheit kam nicht vor,

bis das schnelle Packetboot schon am Ziele war und in der Hauptstadt Südafrikas, in Kapstadt, landete.

Natürlich gingen wir ans Land, um diesen Ort in Augenschein zu nehmen, dessen Lage im Schutz des hohen Tafelberges ebenso berühmt ist unter den Seeleuten, wie der gute Kapwein unter der Bevölkerung in den Kolonien. Wir betrachteten jenen und kosteten diesen und fanden beide ausgezeichnet.



Adderleystreet in Kapstadt.

In Adderleystreet war die ganze Straße mit den uns so gut bekannten Burenwagen, gedeckten zweiräderigen Karren bekränzt, in welchen die Landleute aus den Kolonien nach der Residenz fahren, die ihnen in Afrika das gleiche ist, was London den Bauern in Yorkshire.

Hier traf uns eine niederschlagende Neuigkeit, die unsern ganzen Reiseplan über den Haufen zu werfen drohte. Wir sahen eine Menge in Trauer gekleideter Leute auf dem großen Boulevard Kapstadts und ahnten, daß ein großes Unglück

geschehen war, da man überall eine große Teilnahme für die Leidtragenden an den Tag legte.

Wir traten neugierig näher und vernahmen, daß einer der anderen Dampfer der Gesellschaft, der vor unserer Ankunft am Kap nach England abgegangen, mit Mann und Maus bei den Azoren untergegangen war, wobei dreihundert Menschen ihr Leben verloren hatten.

Unter denselben hatten sich viele Goldgräber und Bewohner vom Kap und aus den Kolonien befunden, nebst einer Anzahl Engländer, die in dem frischen Klima des Hochlandes Heilung von Brustkrankheiten gesucht hatten.

Das Fahrzeug hatte in Nebel und Sturm den Kurs verloren, war dann gestrandet und hatte einige Stunden leck gelegen, wobei es vom Lande aus beobachtet wurde und war dann mit den Passagieren und der Ladung gesunken.

Die Liste der Verunglückten war an der Pforte des Parlamentsgebäudes angeschlagen und wurde von uns allen genau studiert. Ich traf manchen bekannten Namen; Personen, mit denen ich während meiner Goldgräberzeit in Berührung gekommen war oder von ihnen sprechen gehört hatte. Auch ein paar rein schwedische Namen befanden sich darunter, obwohl deren Träger mir persönlich ganz unbekannt waren.

Dieses Ereignis machte einen tiefen Eindruck auf uns alle, und mancher reiche „Dandy" beschloß stehenden Fußes seine Fahrt mit unserem Schiff aufzugeben und den weniger gefährlichen Weg über Suez nach Europa zu nehmen. Dieser Weg war zwar länger und kostspieliger, und zugleich kamen die Reisenden dort in Pestgefahr, die, wie behauptet wurde, in den arabischen Küstenstädten herrschte, aber die Seereise wurde hier als sicherer betrachtet, da die Stürme nicht so verheerend und der Nebel nicht so gefährlich war, wie auf der westlichen Route.

Was uns betrifft, so beschlossen wir die Fahrt mit dem „Norman" fortzusetzen, die so glücklich begonnen hatte, und wir stiegen deshalb wieder an Bord und trösteten uns damit, daß das Unglück, wenn es sein muß, einen armen Teufel von Menschen überall treffen kann, trotz aller Vorsichtsmaßregeln.

An Bord des Schiffes gewannen wir unsere gute Laune bald wieder, und die traurige Begebenheit war bereits in Vergessenheit geraten, als wir nach zehntägiger angenehmer Reise an den Kanarischen Inseln vor Anker gingen, um Kohlen einzunehmen. Diese Inselgruppe mit ihren hohen Berggipfeln erinnert sehr an die unzugängliche Küste Afrikas, besonders Natals, aber Bevölkerung, Schiffe und Häuser — alles beweist, daß man unter diesem Breitengrade unter den unmittelbaren Einfluß der Zivilisation gekommen ist, ja, auch die Luft ist eine ganz andere als in Südafrika.

In Madeira kamen ca. 20 brustkranke englische Patienten an Bord, welche „das herrlichste Klima der Erde" versucht hatten und mit den glänzendsten Farben das Touristenleben dieser Inselgruppe ausmalten.

Hier gingen wir ans Land, um an Ort und Stelle den berühmten Wein der Insel zu kosten, allein ob wir nun unserer neuen Heimat den Vorzug gaben oder ob wir die Zeit für diese Prüfung schlecht gewählt hatten, genug, wir gaben den Weintrauben vom Kap den Vorzug und hatten alle wirklichen Afrikaner auf unserer Seite.

In der „spanischen See" mußten wir zwei Tage und zwei Nächte unter Deck bleiben, infolge eines Sturmes, der einzigen Gefahr übrigens auf dieser Reise. Sechzehn Tage nach der Abfahrt vom Kap landeten wir wohlbehalten in Southampton, und, obwohl diese Seereise die angenehmste gewesen war, die man sich denken kann, so wurde nichtsdesto=

weniger die englische Küste mit ihren weißen Kreidefelsen von allen mit Jubel begrüßt.

Wir hatten auf dieser Fahrt manches dauernde Band der Freundschaft geknüpft und unserer Zivilisation ein bißchen aufgeholfen, von der wenigstens ich teilweise ausgeschlossen gewesen war.

Es hatte gewiß seine großen Annehmlichkeiten, die Gesellschaft von Gentlemen genießen zu können, aber dies legte auch große Verpflichtnngen auf und kam — nach meiner Erfahrung — zu spät. Die Goldgräbernatur läßt sich nicht verleugnen, und die Selbstkritik kommt bei diesen Halbbarbaren selten zu ihrem Recht.

— — — — — — — — — — — —

Es würde zu weit führen, den beiden Genossen auf ihren ferneren Fahrten zu folgen, zuerst nach London, wo sie einen halben Monat lang alle Sehenswürdigkeiten studierten, und dann nach Wales, wo sie von Mr. Hudsons Verwandten und Bekannten willkommen geheißen wurden, weshalb der Verfasser sich darauf beschränkt, zu erzählen, wie der glückliche schwedische Goldgräber zur Weihnachtszeit sein liebes Vaterland wiedersah und kurz darauf sein, nun verschwundenes Elternhaus in A., der kleinen Stadt, die im Gegensatz zu den südafrikanischen Städten ganz unverändert und unberührt von dem Lärm und den Ereignissen der großen Welt dalag.

Gleich schlicht und bescheiden in seinem Wesen wie damals bei der Abreise, kehrte dieser Mann nach der Heimat zurück und erst Monate nachher wurde durch die Berichte anderer dort bekannt, welches Glück er in der südafrikanischen Republik gemacht und wie seine dortige Thätigkeit einen so guten Erfolg gehabt hatte, daß er mit Recht jetzt in ökonomischer Hinsicht als der solideste Mann des Ortes bezeichnet werden konnte.

Aber sobald dies bekannt wurde, beeilte er sich, die Gesellschaft zu verlassen, befürchtend, nicht vollständig den Ansprüchen genügen zu können, die der Reichtum in unserer Zeit an seine Vertreter stellt.

Dem Verfasser bleibt nur noch übrig, an Hand der Fingerzeige, die ihm hinsichtlich des Schicksals der schwedischen Goldgräber in Afrika durch Unterredungen zu teil geworden sind, den Hauptinhalt dieser Erzählung kurz zusammenzufassen und festzustellen, welche Vorteile und Lehren andere junge Männer, die sich auf Abenteuer in die Welt hinaus begeben wollen, daraus ziehen können, wenn ihr Weg sie nach jenen Gegenden führen sollte.

50. Räte für künftige Auswanderer nach Südafrika.

Kein Land auf Erden zieht gegenwärtig so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, wie Südafrika, sowohl infolge der ausgedehnten Goldfelder wie auch, und dies nicht am wenigsten, auf Grund der hohen Arbeitslöhne, die dort seit längerer Zeit in fast jedem praktischen Berufe bezahlt werden.

Ohne im geringsten auf jemand einen Zwang hinsichtlich der Auswanderung ausüben zu wollen, welch letztere als unpatriotisch und schädlich unter Schweden nicht in Frage kommen sollte, so kann der Verfasser doch nicht die Meinung unterdrücken, daß für einen armen Jüngling, der hier mit wenigen oder keinen Zukunftsaussichten mühsam vorwärts strebt, Südafrika in jeder Hinsicht vorzuziehen sein dürfte, weil dank englischer Energie und englischen Kapitals dieses Land nun wenigstens einen halbzivilisierten Zustand erreicht hat.

Zwar stehen dem „Goldlande“ jedenfalls noch viele politische Kämpfe bevor und ein vollständiges Wohlbefinden

kann ein „Uitlanders“ dort nicht erlangen, bis die Burenregierung etwas nachgiebiger geworden ist; aber wenn es gilt, sich durch eigene Arbeit schnell ein Heim oder mehr noch, ein Vermögen zu verschaffen, so dürfte just dieser Teil der Welt der empfehlenswerteste sein, und die Politik kann einem solchen Streben kaum mehr Hindernisse in den Weg legen, als es zur Zeit dieses Goldgräbers geschehen ist — wobei doch alles gut ging.

Am günstigsten stellt sich die Sache ohne Zweifel für den Grubenarbeiter, der gleich unserem Helden als Seemann hinauszieht und sich nicht scheut, von Anfang an, jede Art von Arbeit zu ergreifen.

Die Nachfrage nach „Freiwilligen“ ist gegenwärtig kaum mehr so groß wie damals, weil sich die Schwarzen bereits überall unterworfen haben, aber teils sind derartige Anstellungen nicht gerade zu empfehlen, teils gibt es noch viele allgemeine Arbeiten, die einen im Vergleich mit unseren Verhältnissen großen Verdienst abwerfen.

Sicher ist, daß niemand, der arbeiten will, müssig gehen muß, aber die größten Aussichten bieten sich sicherlich in Transvaal und dem dortigen Norden, weil dort noch vor kurzer Zeit großer Mangel an Arbeitern herrschte.

Auf den Goldfedern kann nur derjenige etwas beginnen, dem ein kleines Kapital als Stütze dient, denn die Möglichkeit eines solchen Glückstreffers, wie oben geschildert worden, ist ganz ungewiß, und die Versuchsarbeiten und Grabungen sind in den meisten Fällen umsonst.

Das Goldgraben lockt die meisten an, aber nur die körperliche Arbeit führt langsam, aber sicher zum Ziele. Es gibt viele verunglückte Goldgräber in Südafrika, aber noch mehr geborgene Arbeiter.

Eine sichere Quelle des Wohlstandes ist ferner die Landwirtschaft, denn ein Kolonist findet auf eigener Scholle

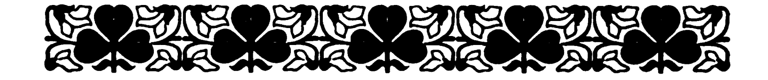
immer Gelegenheit zum Vorwärtskommen und kann häufig die von ihm kultivierte und bebaute Farm mit gutem Gewinn veräußern.

Der Bodenwert steigt enorm schnell, und Hunderte werden jährlich reich durch Zerstückelung, Bebauung und Verkauf kleiner Güter.

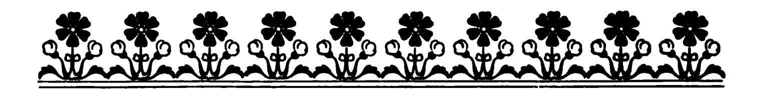
Das erste, was ein Auswanderer bei der Ankunft in Südafrika zu thun hat, besteht darin, sich, wo es auch sein mag, ein Stück Land zu kaufen, denn es kann nicht fehlen, daß er nach längerer oder kürzerer Zeit sein Geld hundertfach wieder erhält.

In der Kapkolonie und den südlichen Gegenden dürfte der Boden bereits hoch im Preise stehen, aber nördlich von Johannesburg, wohin die Eisenbahnreise vom Kap achtzig Kronen kostet, und besonders in Matabeleland sind noch Tausende von Quadratmeilen frei, und man erhält dort einige Acres benahe umsonst.

Mit einem Paß, am besten vom Generalkonsul in London in englischer Sprache ausgefertigt, kann man in Südafrika reisen, wohin man will, aber es ist sehr rätlich, sich mit dem sogenannten Blaubuch der „Chartered company“ zu versehen, das man sowohl in London als am Kap erhält; am wichtigsten aber ist Gewandtheit in der englischen Umgangssprache, die nunmehr im ganzen Lande offiziell geworden ist.







Verlag von H. W. Theodor Dieter in Leipzig

Hirten-
und
Weihnachts-Lieder
aus den
österreichischen Bergen

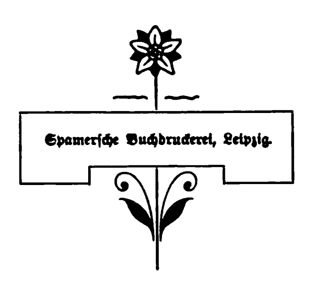
gesammelt von

Fannie Gröger.

Preis M. 3.—.

Jedem Freunde der Alpen werden diese naiven Volksgesänge dauernd Freude bereiten.




Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

